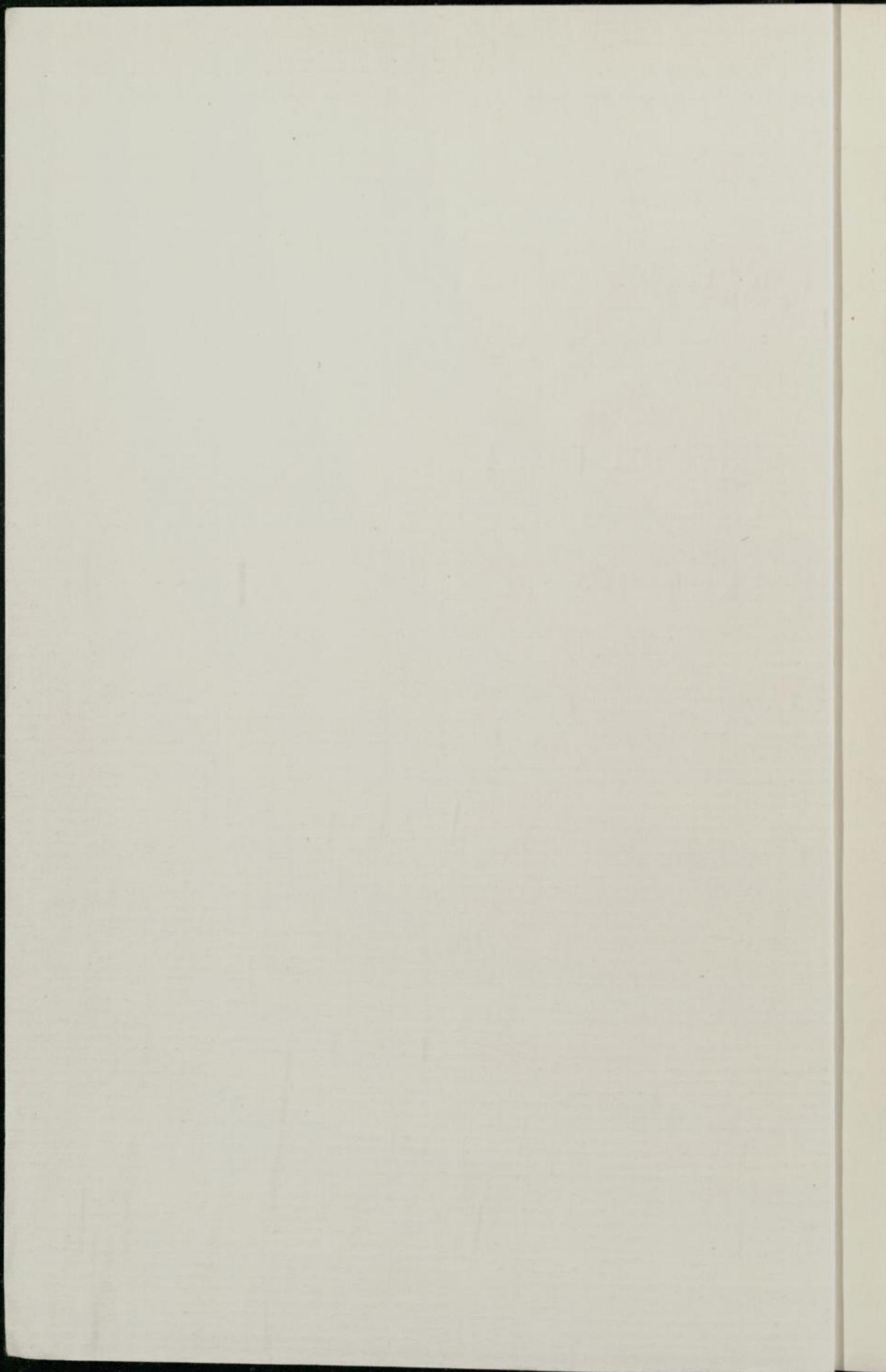


Fontane Blätter

64
1997

In diesem Heft:

Fontanes Briefe an den Sohn Friedrich, hrsg. von GABRIELE RADECKE / Effi Briest oder: Suchbilder eines fremden Mädchens – HUGO AUST / Was hat Fontanes *Effi Briest* noch mit dem Ardenne-Skandal zu tun? – ROLF CHRISTIAN ZIMMERMANN / *Effi Briest* und die Duellfrage – ROLAND KÖHNE / Aischa auf der Schaukel – HERMANN PATSCH / Geheimrat Zwickers Affären – STEFAN NEUHAUS / Über Fontanes Naturdarstellung – KURT WEBER / Rezensionen / Vermischtes / Diskussion: *Unechte Korrespondenzen* / Bibliographie / Informationen



erhalten d. Fontane-fes. - 16.1.98

Halbjahresschrift, begründet 1965
Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs
und der Theodor Fontane Gesellschaft e. V.

herausgegeben von
Hanna Delf von Wolzogen
und Helmuth Nürnberger

1847
in Auftrag des Theodor-Fischer-Archivs
und der Theodor-Fischer-Gesellschaft e. V.
herausgegeben von
Hans-Joachim Wenzel
und Heinrich Meißner

7 Editorial

Unveröffentlichtes und wenig Bekanntes

- 10 »... möge die Firma grünen und blühn«.
Theodor Fontane: Briefe an den Sohn Friedrich
GABRIELE RADECKE (Hrsg.)

Literaturgeschichtliches und Interpretation

- 66 Effi Briest oder: Suchbilder eines fremden Mädchens aus dem Garten
HUGO AUST
- 89 Was hat Fontanes *Effi Briest* noch mit dem Ardenne-Skandal zu tun?
Zur Konkurrenz zweier Gestaltungsvorgaben bei Entstehung des Romans
ROLF CHRISTIAN ZIMMERMANN
- 110 *Effi Briest* und die Duellfrage. Zu einem Brief Fontanes an Maximilian
Harden
ROLAND KÖHNE
- 116 Aischa auf der Schaukel. Zu einer möglichen literarischen Anregung
für Fontanes *Effi Briest*
HERMANN PATSCH
- 124 Geheimrat Zwickers Affären. Zur Funktion einer Nebenfigur in Fon-
tanes *Effi Briest*
STEFAN NEUHAUS
- 134 »Au fond sind Bäume besser als Häuser«. Über Theodor Fontanes Na-
turdarstellung
KURT WEBER

Rezensionen und Annotationen

- 160 Theodor Fontane: *Effi Briest*. Translated by Hugh Rorrison and Helen
Chambers.
EDA SAGARRA
- 162 Hans-Heinrich Reuter: Fontane. 2 Bände. Neu hrsg. u. mit e. Nachw.
sowie e. Ergänzungsbibliographie versehen von Peter Görlich.
CHRISTINE HEHLE
- 163 Edda Ziegler; Gotthard Erler: Theodor Fontane. Lebensraum u. Phan-
tasiewelt. Eine Biographie.
ROLAND BERBIG

- 167 Theodor Fontanes Weihnachten. Erzählungen, Gedichte, Briefe, Tagebuchnotizen und zeitgenössische Rezepte – zusammengestellt und erläutert von Antje Erdmann-Degenhardt.
MARTIN LOWSKY
- 168 Grawe, Christian: Führer durch Fontanes Romane. Ein Lexikon der Personen, Schauplätze u. Kunstwerke.
MARIANNE SCHÜTZE
- 170 Walter Killy: Von Berlin bis Wandsbeck. Zwölf Kapitel deutscher Bürgerkultur.
HELMUTH NÜRNBERGER
- 173 Heiner Schmidt: Quellenlexikon zur deutschen Literaturgeschichte.
PETER SCHAEFER
- 175 Frietsch, Matthias; Kriebel, Joachim: Stundenblätter. Dürrenmatt *Der Richter und sein Henker*, Fontane *Unterm Birnbaum*.
BETTINA PLETT
- 178 Regina Dieterle: Vater und Tochter. Erkundung einer erotisierten Beziehung in Leben und Werk Theodor Fontanes.
IRMGARD ROEBLING
- 183 Manfred Rösel: »Das ist ein weites Feld.« Wahrheit und Weisheit einer Fontaneschen Sentenz.
HUGO AUST
- 185 Theodor Fontane: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Band 8. Personenregister, Geographisches Register.
DIETMAR STRAUCH

Vermischtes

- 190 Die *Fontane-Sammlung Christian Andree* im Fontane-Archiv
DIE HERAUSGEBER
- 191 Kleine Bilanz der Tagung zu Fontanes *Effi Briest* vom 24. bis 27.10.1996 in Göteborg
STEFAN NEUHAUS
- 193 Effi Briest und der Angelapparat. Erste Beobachtungen zum papierlosen Fontane – im Internet und auf CD-ROM
PETER SCHAEFER
- 198 In memoriam Dr. Jutta Fürstenau-Neuendorff
CHARLOTTE JOLLES

Diskussion

- 200 *Unechte Korrespondenzen, aber alles echter Fontane? Zur Edition von Heide Streiter-Buscher*
RUDOLF MUHS
- 221 *Gebundener Journalismus oder freies Dichterleben? Erwiderung auf ein Mißverständnis*
HEIDE STREITER-BUSCHER
- 244 Ergänzung zum Heft 63/1997

Bibliographie

- 246 Auswahlbibliographie

Informationen

- 260 Call for Papers
- 261 Symposium »Fontane in der Schule«
- 261 Theodor-Fontane-Preis für die jüngere Generation
- 262 Vertriebshinweise
- 262 Autorenverzeichnis
- 263 Richtlinien zur Manuskriptgestaltung/Abkürzungen
- 266 Impressum

Die Druckfehler machen mich ganz nervös. Ich gehöre zu den Schriftstellern, die es genau nehmen, sehe alles dreimal durch, schreibe, wo irgend eine Schwierigkeit droht, das Wort in Parenthese drüber oder daneben, – aber alles vergebens. In jedem Aufsatz sind immer vier, fünf Fehler.

[...] *Grund* statt Grund mag passiren weil es harmlos ist; aber Grethe statt Goethe ist wieder furchtbar lächerlich und dadurch für den Schriftsteller höchst ärgerlich. [...] Gegen nachträgliche Berichtigungen bin ich prinzipiell. Aber könnten Sie etwas tun, daß mir durch solche Dinge weniger die Laune verdorben wird? Ich bin schrecklich abhängig von solchen Bagatellen, wie jeder der sich Mühe gibt.

Aus einem Brief Theodor Fontanes
an Hermann Kletke
vom 16. Sept. 1870

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

Sie werden es bemerkt haben, es war unübersehbar und davon soll vor allem anderen die Rede sein. Das neue Layout der *Fontane Blätter* war in Heft 63 begleitet von einem völlig versagenden Seiten-Layout und einer Vielzahl vermeidbarer Fehler. Wir bitten unsere Leserinnen und Leser hierfür um Entschuldigung und Verständnis. Inzwischen haben wir uns bemüht, die personellen und organisatorischen Ursachen für dieses Mißlingen ausfindig zu machen, um Fehler für das neue Heft möglichst zu vermeiden. Ein neues Layout einzuführen, heißt eben doch für alle Beteiligten, alte, eingefahrene Gewohnheiten zu lassen und Neues konsequent bis in alle Einzelheiten durchzuführen, gegen nicht immer abwägbare materiale und mentale Widerstände zuzeiten. Für kleinere Schönheitsfehler, die vielleicht auch in Zukunft noch auftreten mögen, bitten wir daher schon jetzt um Nachsicht. Sie sind der Stoff, aus dem wir lernen.

Besonders an Peter Wruck richten wir diese Bitte. Unser Glückwunsch zu seinem Fünfundsechzigsten war leider besonders betroffen. Wir bitten ihn ganz herzlich um Entschuldigung.

Das vorliegende Heft 64 versammelt in seinem interpretatorischen Teil Arbeiten zu *Effi Briest*. Es handelt sich dabei zum größeren Teil um Aufsätze, die im Laufe des letzten Jahres bei uns eingegangen sind und die wir Ihnen nun gebündelt vorstellen möchten. Diese Arbeiten lassen das unvermindert starke Interesse besonders an diesem Roman Fontanes erkennen. Die Zusammenstellung beabsichtigt jedoch nicht, darauf sei ausdrücklich hingewiesen, einen umfassenden Überblick zum gegenwärtigen Forschungsstand zu geben.

Unter der Rubrik »Diskussion« nimmt die Kontroverse um die »Unechten Korrespondenzen« mit den Beiträgen von Rudolf Muhs und Heide Streiter-Buscher breiten Raum ein. Wir haben uns entschlossen, beide Beiträge ungekürzt abzudrucken, um die Diskussion, die gewiß in der einen oder anderen Richtung fortgesetzt werden wird, auf eine solide Basis zu stellen.

Ihrer ausdrücklichen Aufmerksamkeit empfehlen wir die unter der Rubrik »Information« (S. 260) abgedruckten Hinweise auf das internationale Symposium »Theodor Fontane. Am Ende des Jahrhunderts« und weitere Veranstaltungen der Gesellschaft im Fontane-Jahr 1998.

Zuletzt möchten wir Sie schon jetzt darauf hinweisen, daß die *Fontane Blätter* im Jubiläumsjahr 1998 nur einmal als Doppelnummer erscheinen

werden. Als Erscheinungsdatum ist der August vorgesehen. Über die Veranstaltungen des Fontane-Jahres können Sie sich dann ab März 1998 in einem von den Ländern Berlin und Brandenburg herausgegebenen FontaneJahrBuch informieren, selbstverständlich stehen auch Gesellschaft und Archiv Ihnen wie immer, so auch hier nach Kräften Rede und Antwort.

DIE HERAUSGEBER

Unveröffentlichtes und wenig Bekanntes

die
98
en
ell-
nd

ER

»... möge die Firma grünen und blühn«. Theodor Fontane: Briefe an den Sohn Friedrich

GABRIELE RADECKE (Hrsg.)

Theodor Fontanes jüngster Sohn Friedrich (1864–1941) gründete am 1. Oktober 1888 aus eigener Initiative einen zunächst unter seinem Namen allein firmierenden Verlag. In der 1884 beendeten Ausbildungszeit zum Sortimentsbuchhändler bei Langenscheidt in Berlin hatte Friedrich bereits Erfahrungen gesammelt, die er bei sieben verschiedenen Buchhandlungen und schließlich im Verlagsgeschäft Emil Dominiks vertiefen konnte.¹ Wie es zur Idee einer Verlagsgründung gekommen ist, hat Friedrich Fontane auf einem Brief seines Vaters festgehalten:

»Ich hatte mich zu entscheiden: recht unsichere Aussicht auf eine neue Stellung oder Verwirklichung meiner Pläne auf Selbständigkeit. Auf einem Spaziergang mit Onkel Witte entwickelte ich diesem, und zwar auf seine Aufforderung, das Projekt, wie ich mir meine Zukunft dachte.«²

Aus Unzufriedenheit mit seinem bisherigen beruflichen Werdegang wollte er nicht mehr »aufs Neue eine Stellung für 400 Thaler unter einem vielleicht wenig gebildeten Menschen annehmen.«³

Die Meinung des Vaters über die verlegerische Etablierung ist zunächst gespalten. Einerseits scheint er von dem gewagten Unternehmen seines Sohnes nicht besonders beeindruckt; der Gedanke an einen möglichen Konkurs läßt ihn vielmehr aus eher kritischer und skeptischer Haltung urteilen. Andererseits freut er sich jedoch über kleine verlegerische Erfolge in Friedrichs erstem Weihnachtsgeschäft. In einem Brief vom 30. August 1888 schreibt er an ihn:

»Du weißt, dass ich über alle diese Geschichten anders denke wie Du und es als ein Glück für Dich und uns ansehen würde, wenn Du warten und in bescheidenen aber so lange wir leben immerhin auskömmlichen Verhältnissen ausharren wolltest, gleichviel bei Dominik oder sonstwo, bis sich etwas Besseres findet. [...] Alles, was Du vorhast, ist kein Unsinn, ein Erfolg ist möglich, aber – er ist nicht wahrscheinlich. Wer an ein Roulette tritt und 10 Thaler auf eine bestimmte Nummer setzt, kann 1000 Thaler gewinnen oder vielleicht noch mehr, aber es ist so furchtbar selten, dass die

Kugel gerade so absolut glücklich rollt, dass man nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung annehmen darf: die 10 Thaler sind verloren. [...] [E]in solcher Geldenergiemensch, der seiner Gier nach Erwerb auf viele Jahre hin jedes Opfer bringt, um zuletzt zu triumphieren, bist Du nicht, Du willst es von Anfang an nett und bequem haben, bei gutem Bier und guter Cigarre, und da gilt denn mein Beispiel von dem Roulette. Du gleichst einem, der ins Wasser springt, ohne seiner Schwimmkunst sicher zu sein. ›Warum nicht?‹ denkst Du ›die Welle wird mich schon tragen‹, Aber die am Ufer stehn sagen: ›er wird wohl ertrinken‹.«⁴

Daß sich auch weitere Familienmitglieder dieser Meinung angeschlossen haben, zeigt Friedrichs »Anmerkung« am unteren Rande eines an ihn gerichteten Schreibens seines Vaters:

»Wie liebevoll sich die Verwandtschaft zu meiner Etablierung stellte, illustriert folgender Ausspruch meiner Tante Jenny. Als sie von meiner Mutter davon hörte, sagte sie nur: ›Wann ist er wohl Pleite?‹ So etwas diene freilich nicht zur Ermunterung.«⁵

Seiner Frau Emilie teilt Fontane am 12. Oktober 1888 nur beiläufig mit: »Friedel hat viel zu thun«⁶. Erst in seinen retrospektiven Tagebuchaufzeichnungen äußert er sich lobend und anerkennend über das berufliche Ziel seines Jüngsten:

»Etwa im Oktober oder etwas später etablierte sich Friedel. Firma: *Friedrich Fontane*, der junge dicke Lewy als kapitaleinzahlender Associé. Die Sache beginnt ganz gut, gutes Weihnachtsgeschäft und sogar Verlagsartikel.«⁷

Schließlich kann er in einem Glückwunschsreiben Freude und Stolz nicht mehr verbergen:

»[M]öge die Firma grünen und blühen und bei Gelegenheit auch mal einen *grossen* Erfolg haben, der über den succès d'estime der im Uebrigen nicht genug zu schätzenden Repräsentationsbücher hinauswächst.«⁸

Friedel läßt sich von den anfänglichen Vorbehalten seines Vaters nicht beirren. Von Beginn an verfolgt er eine gezielte Strategie, um das Unternehmen finanziell abzusichern. Von Emil Dominik hatte er gelernt, »wie man sich fremde Betriebsmittel zu eigen macht.«⁹ Louis Levy-Fengler, ein alter Schulfreund, trat nach der Verlagsgründung als kapitalgebender stiller Teilhaber in die Firma ein. Nachdem er wieder aus dem Geschäft ausgeschieden war, ermöglichten die finanziellen Einlagen von Egon Fleischel und Friedrich Theodor Cohn¹⁰ ein Fortbestehen des jungen Verlages, jetzt Kommanditgesellschaft Friedrich Fontane & Co.¹¹ Bereits im April 1889 wurde Friedrich Mitglied im Börsenverein des deutschen Buchhandels.¹² Damit konnte der junge Verleger eine größere Verbreitung seiner Publikationen erwarten, denn mit der Aufnahme in die Organisation für bücher-

verlegende und bücherverbreitende Einrichtungen erhielt er das Recht, für seine Verlagserzeugnisse in der täglich erscheinenden Verbandszeitschrift *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel und die verwandten Geschäftszweige* zu werben.¹³ Zum Verlagsprogramm gehörten neben belletristischen Romanen und Erzählungen vor allem Sachbücher, Zeitschriften¹⁴ und Gesamtausgaben¹⁵. Für die Buchproduktion entwickelte Friedrich Fontane ein besonderes Konzept. Es sollten nicht nur neue und unbekannte Autoren an seinen Verlag gebunden werden, sondern auch solche, die sich bereits einen Namen gemacht hatten. Dies gelang ihm, indem er von anderen Verlagen die Rechte bereits erschienener Werke erwarb und sich für weitere Auflagen und künftig zu erwartende Publikationen sicherte. So zählten im Laufe der Zeit Werke von Ida Boy-Ed, Friedrich und Karl Eggers, Cäsar Flaischlen, Ludwig Fulda, Arno Holz, Georg Freiherr von Ompteda, Wilhelm von Polenz, Johannes Schlaf, Heinz Tovote, Clara Viebig, Carl Witte, Ernst von Wolzogen, Emile Zola und vielen anderen zu seinem literarischen Programm.¹⁶

Auch Theodor Fontane fand in seinen letzten Schaffensjahren im Verlag seines Sohnes einen neuen Publikationsort. Am 30. August 1888 teilte er Friedrich zwar noch entschieden mit, daß er einer geschäftlichen Verbindung niemals zustimmen werde. Er befürchtete das Gerede der Menschen, denn seine »Schweine-Novelle«¹⁷ *Stine* war bereits von mehreren Redaktionen erfolglos zurückgewiesen worden. Darüber hinaus lehnte er stolz jegliche familiären geschäftlichen Verbindungen grundsätzlich ab:

»Geld nehmen von meinen Kindern, thu ich nicht und Dir 6 Bände zum Geschenk machen, wäre eine bis zur Ungerechtigkeit gesteigerte Bevorzugung.«¹⁸

Verlegerische Zwistigkeiten wegen der Ablehnung des *Stine*-Manuskriptes mögen wohl ein wesentlicher Grund dafür gewesen sein, daß Fontane in einem Brief an Friedrich am 28. Januar 1890 versprach, den Roman seinem Verlag anzuvertrauen. Das Honorar sollte jedoch an seinen zweitältesten Sohn Theo überwiesen werden:

»Geld nehme ich von Dir nicht an, – es fällt theils direkt an Theo, theils in eine Art Familienfond, über den ich mich mit Theo benehme.«¹⁹

Fontane umging das Problem, in direkte geschäftliche Beziehungen mit Friedrich einzugehen, indem er Theodor Fontane junior die Rechte von *Stine* übertragen hatte. Nun konnte dieser seinem jüngeren Bruder die Nutzungsrechte übergeben. Am 19. und 20. Februar 1890 unterzeichneten die Geschwister den Vertrag.²⁰

Die Vorbehalte, die der Vater gegenüber verlegerischen Geschäften mit seinem Sohn hatte, scheinen sich trotzdem zunächst zu vertiefen. Am 27. Januar 1891 schreibt er an Friedel:

»Ich begreife, daß Du den Wunsch hast, meine Bücher zu verlegen; Du mußt aber auch begreifen, daß *ich* den Wunsch habe, bei meinem alten Verleger zu bleiben. Ich will kein Geld von Dir oder irgendeinem meiner andern Kinder in die Tasche stecken und kann andererseits die Geschichte mit den Extrafonds nicht zur Norm und Regel erheben; dazu reicht mein sonstiger Etat nicht aus.

All das habe ich Dir schon früher gesagt, und Du mußt mir, nachdem ich es unter Drangebung oder Beschneidung meiner Prinzipien an Entgegenkommen nicht habe fehlen lassen, eine fortgesetzte Debatte darüber ersparen.

Ich hatte Dir noch eine Berliner Geschichte zgedacht, aber dies ist auch das Äußerste, was ich leisten kann und will. Im übrigen nur das noch: Es wäre ja fürchterlich, wenn die gesunde Basis eines Verlagsgeschäfts immer ein bücherschreibender Vater sein müßte.«²¹

Es sollte aber anders kommen. Nachdem *Stine* in Friedrichs Verlag im April 1890 erschienen und im Oktober bereits die dritte Auflage ausgeliefert worden war,²² erkannte der Vater vermutlich, daß der Erfolg des Buches auch mit der Verlagskonzeption seines Sohnes zu tun hatte. Gezielt suchte Friedrich nach Möglichkeiten, die Publikationsrechte für die Werke seines Vaters allmählich für seinen Verlag zu erhalten. Im Dezember 1889 konnte er die restlichen Exemplare des Romans *Irrungen, Wirrungen* vom Verlag Heinrich Matz in Königsberg erwerben, und im November 1890 legte er schon die zweite Auflage vor.²³ Mit der Übernahme der Dominikschen Gesamtausgabe von Fontanes *Romanen und Novellen* im Juni 1891²⁴ wurden unter anderem auch die Rechte für Einzelausgaben von *L'Adultera*²⁵, *Graf Petöfy*, *Schach von Wuthenow* und *Kriegsgefangen*²⁶ frei. Friedel erkannte, daß sein Vater nun eher bereit war, ihm nicht nur »noch eine Berliner Geschichte« anzuvertrauen, sondern ihm auch für die noch zu erwartenden Romane das Erstveröffentlichungsrecht zuzusichern. Am Rande eines an ihn gerichteten Briefes seines Vaters vom 23. Januar 1890 notiert er:

»Und dadurch wurde der Bann gebrochen, daß mein Vater von der Firma seines Sohnes kein Geld nehmen wollte. Denn so weit gingen die Bedenken denn doch nicht, daß er ein Veto gegen den Neudruck seiner bei anderen Verlegern ursprünglich erschienenen, dort vergriffenen Romane einlegen wollte. Es ist denn auch nur noch ein Roman (»Unwiederbringlich«) bei Hertz erschienen, alle andern gelang es für unsere Firma zu erwerben.«²⁷

Im Dezember 1891 konnte Friedrich Fontane schon die zweite Auflage der *Gesammelten Romane und Novellen* seines Vaters als einen verlegerischen Höhepunkt ankündigen.²⁸

25

W 363

A

Berlin W., den
Potsdamer Strasse 122h.

B 18

THEODOR-
FONTANE-
ARCHIV

Verlagsvertrag

Zwischen Herrn Erbrentmeister Carl Theodor Fontane in Münster
sinecursus und der Verlagsbuchhandlung F. Fontane in Berlin
andereorts sowie zwischen Herrn besagten Buchhändler
folgendermaßen ist am fünfzehnten Tage Monats April des
Jahres 1906 vereinbart und geschlossen worden.

§ 1

Herr Erbrentmeister Carl Th. Fontane überträgt der Firma
F. Fontane das ihm von Herrn Schriftsteller Th. Fontane in Berlin
überlassene Recht des Romanes „Die Zeit für die fünf Ausgaben
gegen ein einmaliges Honorar für die ersten Auflagen, wofür
1500 Exemplare abgezogen sind. Das Honorar ist nach Maß-
gabe des Romanes „Törungen, Wirrungen“ bestimmt und zahlbar
bei Ausgabe des Werkes.

§ 2

Das Honorar für die zweite Auflage wird unter folgenden
Bedingungen nach Maßgabe der abgezogenen Exemplare 50% von
dem Honorar der ersten Auflage. Honorare für spätere Auf-
lagen sind zahlbar bei Ausgabe des Werkes. Die Verlagsbuchhandlung
ist berechtigt, die ersten Auflagen folgendermaßen zu beziffern:

- a) die ersten 1000 Ex. werden keine Bezifferung haben
- b) die folgenden 500 - die Bezifferung 2. Aufl. haben

Daß sich Friedrich Fontanes Verlag bereits in den neunziger Jahren zu einem angesehenen und gewinnbringenden Unternehmen entwickelt hat, bezweifelt nun auch der Vater nicht mehr. An seinen Sohn Theodor schreibt er am 6. Mai 1895:

»Friedel verlegt tapfer weiter. Ich war anfangs gegen diesen Großbetrieb und gegen den Wettbewerb mit den reichsten und angesehensten Firmen. Er hat aber in dieser Streitfrage recht behalten, und, wie ich hinzusetzen muß, nicht bloß durch Glück, sondern auch durch Fleiß, Umsicht, Geschicklichkeit. Er hatte was von Großmannssucht, was mich störte; mauert sich aber jemand heraus und bringt es zu was, so kriegt das, was einem als Großmannssucht erschien, einen andern Namen. Auf dem Gebiet der Belletristik ist er, nach meiner Kenntnis, Nummer-1-Verleger geworden. Selbst die großen reichen Firmen stehen *literarisch* weit zurück und begnügen sich mit den Erträgen, die sie aus Freytag, Ebers, Dahn, Heyse ziehn. Jeder einzelne hat einen. Friedel hat nicht bloß den hannöverschen Konditorsohn Tovote (allerdings die Hauptgeldnummer), sondern auch Rudolf Lindau, Wolzogen, Ompteda, Polenz, die, neben einigen jüngeren, jetzt so ziemlich als die besten gelten und es auch wohl sind.«²⁹

Auch nach Fontanes Tod engagierte sich Friedrich noch für dessen Werk. 1905 erschien unter der Herausgeberschaft von Paul Schlenther eine neue Auflage und Erweiterung der *Gesammelten Romane und Novellen*.³⁰ 1908 begann Friedrich, die Rechte einzelner Romane des Vaters für die Reihe *Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane* zu vergeben.³¹ Nach dem Verkaufserfolg in der preiswerten Abonnementreihe übertrug Friedrich Fontane die Rechte für das Werk seines Vaters dem S. Fischer Verlag. Dieser brachte im Jahre 1915 eine von Paul Schlenther eingeleitete fünfbändige Auswahlgabe des Prosawerks heraus.³² 1918 gingen schließlich sämtliche im Verlag Friedrich Fontane & Co. erschienenen Werke Theodor Fontanes in den Verlag Samuel Fischers über.³³ De jure existierte die Firma Friedrich Fontane & Co. bis 1928.

Der überwiegende Teil der Dokumente aus dem Nachlaß Friedrich Fontanes mit vielen der verlorengegläubten Briefe Theodor Fontanes an seinen Sohn konnte vom Theodor-Fontane-Archiv dank einer großzügigen Spende erworben werden. Mehrere dieser Briefe aus dem Altbestand des Archivs gehörten zu den Kriegs- und Nachkriegsverlusten, über die eine genauere Übersicht zur Zeit erarbeitet wird. Sie werden hier zum Teil erstmals veröffentlicht.³⁴ Da den bisherigen Editionen oft nur maschinenschriftliche Abschriften als Grundlage für die Textwiedergabe vorlagen, können auch bereits bekannte Briefe jetzt nach der Handschrift zeichengetreu ediert und sowohl die in den Briefausgaben ungekennzeichnet fehlenden Stellen ergänzt als

auch dort abgekürzte Namen aufgelöst werden. Auch die in der Vergangenheit nur teilveröffentlichten Schreiben sind in die Edition aufgenommen worden. Da Friedrichs Gegenbriefe nicht zugänglich sind, konnten manche Anspielungen nur unzureichend erklärt werden. Auf einen ausführlichen Kommentar zu den in der Münchner Hanser-Ausgabe bereits erläuterten Briefstellen ist bewußt verzichtet worden zugunsten der Darstellung der verlegerischen Tätigkeiten Friedrich Fontanes, die dort weniger berücksichtigt worden sind. Die Briefe Fontanes an seinen Sohn zeigen nämlich, daß der Vater einerseits an Friedels beruflichen Problemen regen Anteil nimmt und sich mit dem belletristischen Programm auseinandersetzt. Andererseits jedoch geben die Schreiben zu erkennen, daß Theodor Fontane seinem Sohn gerade in den Monaten depressiver Krankheit sehr persönliche Dinge anvertraut.



F. Fontane & Co.
 Berlin

135

Berlin 15. Febr. 90.

Mein lieber Friedel.

Ich habe es gestern nur überflogen; ich denke, im Wesentlichen stimmt alles.³⁶ Mir ist so, als hätte ich Theo'n, was Stine betrifft in die dauernden Autorrechte, und nicht bloß bis 95, eingesetzt. An einer andern Stelle heißt es, glaub ich, besser: »Autorrecht« als »Verlagsrecht«. Aber das alles sind Bagatellen, die leicht beglichen werden können. Grüße Lewy.³⁷

Wie immer Dein alter Papa.

2³⁸

Berlin 18. Febr. 90. Potsd. Str. 134.c.

Mein lieber Friedel.

Ich habe mir gestern Abend Deine verschiedenen Scripta noch mal vorlesen lassen. Ich finde alles in der Ordnung, nur könntest Du in dem Contract mit Theo §4 vielleicht ganz weglassen.³⁹ So mir recht ist, habe ich ihm in meinem Briefe die ganze Stine mit Haut und Haaren und an keine bestimmte Zeit geknüpft, vermacht, was Dir – so nehme ich an – ganz gleich sein wird. Denn praktisch hat das alles, nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung, gar keine Bedeutung und nur »Möglichkeiten« sind es, die Abmachungen erheischen, um spätem Streit aus dem Wege zu gehn.

Ich hätte noch eine Stelle notirt, nachträglich erscheint mir aber das von Dir gebrauchte Wort »Verlagsrecht« besser als das von mir vorgeschlagene »Autorsrecht« was, wenn angenommen, überhaupt eine Neuformulierung des ganzen Satzes im Geleit haben müßte.

Besonders wichtig erscheint mir, daß Du – vielleicht auch Theo gegenüber, doch weiß ich nicht, ob es da auch so nöthig ist – den Abmachungen mit Dominik, auch da, wo Du dieselben so zu sagen bloß citirst, überall einen scharfen, präzisen Ausdruck gibst.

Das »quam celerrime«⁴⁰ würde ich weg lassen und die Zeilen an Theo weniger *humoristisch-anzüglich* abfassen. Wenn man (ich spreche da aus eigener trauriger Erfahrung) als Nicht-Studirter solche lateinische Wendung braucht, so lachen die Studirten bloß und wenn man sich auf den Großstädter hin ausspielt, so lachen die Kleinstädter. Gruß an Lewy. Wie immer Dein alter

Papa.

3⁴¹

Kissingen 13. Juli 90.

Mein lieber Friedel.

Habe Dank für »Deutschland«⁴² das heut eintraf (»Freie Bühne«⁴³ ist am Ende schon eingegangen) und Consul Vohsens Brochüre⁴⁴. Ich freue mich, daß dieselbe bei Dir erschienen ist und doppelt, wenn Du ein kl. Geschäft damit machst, was ich aber kaum glaube, so gut die Arbeit ist. Dem Publikum ist seit Monaten zu viel von dieser Medizin eingelöffelt worden. Was Vohsen sagt, halte ich alles für richtig, es kann gar nicht anders sein; Sansibar wird nicht die Küstenhäfen, sondern die Küstenhäfen werden Sansibar entwerthen,⁴⁵ – das Beispiel mit der Insel Goré ist sehr gut. Nach 100 Jahren wird dieser afrikanische Besitz ein Juwel sein und hundertfältig werden die reichsten Schätze daraus fließen. Vielleicht kriegen wir dann auch einen schwarzen Bismarck.⁴⁶

Morgen, 14., ist Onkel Sommerfeldts 70. Geburtstag.⁴⁷ – Am Dienstag 12 1/2 Abends oder so ungefähr hoffen wir auf dem Anhalter Bahnhof einzutreffen. Es war sehr hübsch hier, aber es ist nun genug. Beste Grüße an Lewy. Wie immer Dein alter

Papa.

Auf der zweiten Seite muß es in der 15. Zeile heißen: *Said Chalifa* statt Seyid,⁴⁸ – ein Uneingeweihter wird dadurch verwirrt.

4⁴⁹

1. August [1890]⁵⁰ Freitag.

Mein lieber Friedel.

Habe Dank für das Heft von der »Gesellschaft«; – die beiden ersten Aufsätze haben mich *sehr* interessirt, besonders der von Alberti,⁵¹ – er ist sehr witzig.

Könntest Du mir wohl noch im Laufe des Vormittags bez. des Tages 2 gebundene Exemplare von »Grete Minde«⁵² besorgen; ich muß eins verschenken.

Die Geschichte mit Hertz (»Quitt«)⁵³ siehst Du nicht im richtigen Licht; Dir erscheint die ganze Verlagsfrage immer noch als eine Art *Rangstreitigkeit*, es ist aber einfach eine *Geldfrage*. Wäre es das nicht, so könntest Du den ganzen Hümpel⁵⁴ meiner Werke flottweg und bis auf die letzte Zeile verlegen. Wie immer Dein alter

Papa.

5⁵⁵

Brotbaude. 23. Aug. 90.

Mein lieber Friedel.

Ich wollte Dir schon heute früh ein paar Zeilen stiften, aber der Briefträger kam früher als ich ihn erwartete. Nun nehme ich die Abendstunde, damit sich morgen die Sache nicht wiederholt. Ueber unser Leben hier seit Deiner Abreise wird Martha wohl berichtet haben, das Wichtigste war vielleicht ein großes Feuer in Schreiberhau, wo der Blitz in ein großes aus vielen Baulichkeiten bestehendes Gehöft eingeschlagen hatte; trotz der 4 meiligen Entfernung sahen wir alles in voller Klarheit. Es sind jetzt kalte Tage, so daß ich mich gründlich erkältet habe; trotzdem werden die Waldspatziergänge und bis zu »Leiser's Bank« hin fortgesetzt. Habe Dank für Deine Sendungen; heute trafen die beiden Nummern der Volks-Ztg. mit dem Keulenschlag gegen Lindau ein.⁵⁶ Wahrscheinlich hat der Verfasser dieser übrigens brillant geschriebenen Artikel⁵⁷ zahllose Nummern unter Couvert verschickt, denn gestern erhielt ich dieselben 2 Nummern unter meiner Adresse; es liegt dem Verfasser offenbar daran, daß alle die zum Bau gehören: Schriftsteller, Buchhändler, Theaterleute, von diesem Angriff

1/2 Kennntniß erhalten. Wie immer bei solchen persönlichen Fehden ist die Sache
 zu- *moralisch* lange nicht so schlimm, wie der Verf. wahr haben möchte. Beinah
 an könnte man das Gegentheil sagen, Lindau, verliebt wie ein junger Kadet,
 wirkt beinah rührend. Und daß er einflußreich ist und diesen Einfluß geltend
 apa. macht, ja, das ist kein großes Verbrechen. Daß er sich selbst dient und nur
 statt *sein* Interesse kennt, das weiß man seit 20 Jahren. Und so wird das Ganze
 schließlich auch nur zur Reklame für ihn; er sinkt dadurch um keinen halben
 Zoll; im Gegentheil. – Die übrigen Blätter und Zeitungen sind kolossal lang-
 weilig. Von »Quitt« habe ich die ersten Korrekturbogen erhalten, es wird sehr
 tag. forsch, in Berlin bei Starcke, gedruckt, was mir imponirt.⁵⁸ Empfiehl mich
 Lewy, dem ich zu Hause das Beste wünsche. Wie immer Dein alter

Papa.

6⁵⁹

Brotbaude. b. Krummhübel (Riesengebirge.) 3. Sept. 90.

Mein lieber Friedel.

Habe besten Dank für Brief und Sendung, alles hat uns interessirt. In der
 Lindaufrage fehlt uns leider das volle Material, wir haben nur die 2 Num-
 Du mern aus der Volks Ztg. erhalten, erst durch einen Unbekannten, dann durch
 eile Dich, – es scheint aber, daß seitens des Fräuleins⁶⁰ noch allerhand andres ver-
 pa. öffentlicht worden ist, vielleicht auch von Seiten ihres literarischen Rächers,
 in dem ich Maximilian Harden vermuthete. *Sehr* gut sind die Artikel von
 Mauthner u. Brahm, die in gewissem Sinne für Lindau eintreten und den nur
 90. zu richtigen Ausspruch thun: da giebt es noch ganz andre Nummern.⁶¹ Ich
 stehe auch auf Lindaus Seite und finde das alles nicht schlimm, nur das ist
 ger schlimm, daß das Treiben hinter den Kulissen vor aller Welt *zu* sehr ausge-
 mit geplaudert wird.⁶² Es trifft nicht blos Lindau, sondern das ganze »Geschäft«,
 Dei alles hockt und klebt zusammen und alle reiben sie sich vergnügt die Hände
 iel- und sagen: »was gemacht werden kann, wird gemacht.«⁶³ In so weit
 aus schließen L'Arronge,⁶⁴ Barnay,⁶⁵ Claar,⁶⁶ Pollini,⁶⁷ Angelo Neumann⁶⁸ und ein
 der halb Dutzend Kritiker, an der Spitze »Isidor«,⁶⁹ alle gleich schlecht ab.

Wenn sich Emanuel Stockhausen⁷⁰ herausmausern sollte, würde ich
 mich sehr freun, Mortimer ist gerade eine Rolle dazu, da kann ein steifer
 Peter zeigen, ob *doch* was in seiner Seele schlummert.

Wetter schauerös; Nebel und Regen und kalt, wir sitzen jetzt Abends
 unten in der Stube mit Ofen. Wenn Du lesbaren Stoff findest, vielleicht in
 Gegenwart, Nation, National Ztg, Volks Zeitung, so denke an uns; ich
 würde mich auch freun, wenn Du mir die Broschüre »Videant Consules«⁷¹
 schicktest. Gruß an den Socius. Wie immer Dein alter

Papa.

77²

Brotbaude. 17. Sept. 90.

Mein lieber Friedel.

Mit unsrem Aufenthalt geht's nun auf die Neige und dies werden wohl meine letzten Zeilen von hier aus sein. Deine letzte Sendung hat uns wieder erfreut, die begleitenden Zeilen nicht minder; Martha, mit üblicher Virtuosität, hat den ganzen Band »graue Geschichten«⁷³ heute durchgelesen und mir eine davon unterwegs (wir kommen eben von der Kleinen Teich-Baude zurück) erzählt. Diese eine Geschichte »Minna's Heirath« hat mir sehr gefallen, wenn auch der Ausgang versöhnlicher und besser sein könnte. Martha findet auch die andern recht gut, namentlich die längste. Du hast es, wie fast mit allem, auch darin wieder gut getroffen. Und dies führt mich auf Deine Anfrage wegen des Goethe-Buchs.⁷⁴ Sehr viel wird es wohl nicht damit sein, denn ich glaube das beste Fett ist weg, trotzdem ist es immer was Nettes, Anständiges und muthmaßlich auch die Kosten Deckendes. Wir sprechen noch darüber, wenn Du mir Näheres gesagt haben wirst. Im Ganzen möchte ich Dir aber schon heute zurufen »lege nicht immer neue Eisen ins Feuer«. Ich glaube zwar, daß der Satz richtig ist: »bei verständiger Handhabung der Sache wird ein Verleger nie rechten Schaden erleiden oder doch immer nur einen geringen« aber selbst wenn dieser Satz ganz fest stehen sollte, kann man doch des Guten zu viel thun, namentlich als Anfänger und Nicht-Millionär, weil der Eifer, der sich dem jedesmalig Neuen zuwendet, von der dem Alten zuzuwendenden Liebe starke Abzüge macht. Es werden dadurch Artikel zu Stiefkindern herabgedrückt, die recht gut noch Lieblinge sein könnten.

Seit gestern oder vorgestern hat sich das Wetter geändert und ist herbstlich schön. Ein Blattredakteur – von der Wochenschrift »Nah und Fern«⁷⁵ – hat mir einen in seinem Blatt abgedruckten Roman zugeschickt, mit der Bitte, ein Urtheil über diesen Roman abzugeben, die Aktiengesellschaft oder einer der leitenden Herren habe ihn schlecht gefunden. Das heißt also, *ich* soll ihn gut finden. Eine starke Zumuthung. Grüße Lewy. Wie immer Dein alter

Papa.

87⁶

Brotbaude. 21. Sept. 90.

Mein lieber Friedel.

Es treffen nun doch noch ein paar Zeilen bei Dir ein, kurz vor unserem Erscheinen in Berlin. Bitte, schicke möglichst bald nach Eingang dieses das Wilhelm Gents-Manuskript⁷⁷ an »Fritz Mauthner, Herausgeber von »Deutschland«, Frobenstraße 33.« Ich glaube, daß die Nummer (33) richtig angegeben ist.* Es genügt, wenn Du eine Karte beilegst, mit dem Zubermerk »im Auftrag meines Vaters.«

Was Du über das Begräbniß⁷⁸ schriebst, hat uns lebhaft interessirt; natürlich haben wir Christen auch etliche gute Redner und mitunter sehr gute, leider läuft aber furchtbar viel Blechsprecherei mit drunter und die prosaischen märkisch-berlinischen Organe sind noch schlimmer als das, was gesagt wird.

Mama leidet sehr vom Sturm; Martha sehnt sich auch nach Berlin, weil es anfängt hier stark langweilig zu werden. Auf Wiedersehn am Montag – Grüße Lewy. Wie immer Dein alter

Papa.

*[am Rande:] ist richtig.

9⁷⁹

Berlin 14. Novb. 90. Potsd. Str. 134. c.

Mein lieber Friedel.

Ich will doch auch noch ein Wort in der diffizilen Angelegenheit⁸⁰ sagen. Es wird wohl so sein wie gewöhnlich: Recht und Unrecht hüben und drüben. Ihr seid nun 2 Jahr zusammen, es muß sich also doch mit ihm leben lassen. Möglich, daß das Gefühl: »ich habe das Geld« mal unbequem bei ihm hervortritt, aber bei Dir wird wohl das Gefühl: »ich bin Fachmann und versteh es besser« gelegentlich auch unbequem hervortreten. Das eine ist begreiflich und verzeihlich, und das andre auch. Wie immer im Leben, man muß sich gegenseitig handeln lassen und dem Standpunkt des Gegners nach Möglichkeit gerecht werden. Vielleicht sind diese Zeilen im Stande, einen Friedensschluß⁸¹ wieder einzuleiten. Wie immer Dein alter

Papa.

10⁸²

Sonntag Abend [27. Dezember 1891]⁸³

Mein lieber Friedel.

Bitte, sei so gut dem einliegenden Brief⁸⁴ die Wohnung beizufügen und ihn dann zur Post zu geben.

Ich spreche darin den Dank für einige Zeilen Marthachens⁸⁵ aus.

Sprich aber hier nicht darüber, weder zu Mama noch zu Mete, – beide halten solche Artigkeit für Unsinn oder geradezu falsch angebracht, ein Standpunkt, den ich nicht theile. Wie immer Dein alter

Papa.

11⁸⁶

Zillerthal i. Riesengeb. Villa Gottschalk. 11. August 92.

Mein lieber Friedel.

Eben habe ich einen kl. Brief an Theo⁸⁷ geschrieben und ihm herzliche Grüße an Dich aufgetragen; Mama u. Mete sagen aber »so geht das nicht,

schicke ihm Deine Grüße *direkt* und das will ich thun in diesen Zeilen, denn Du bist, während dieser ganzen unglücklichen Zeit, sehr aufmerksam und guten Herzens gewesen. Jeder Brief verrieth, daß er in der besondern Absicht geschrieben war, mir eine Freude zu machen, durch die eine oder andre freundliche Mittheilung. So die Ausschnitte aus den französ: Zeitungen. Noch vor ein paar Jahren hätte mich das alles entzückt und erhoben, jetzt kommt es zu spät, aber es ist doch nett und hübsch, daß Du's mir schickst, in der Erwartung oder auch bloß in der Möglichkeit, mir eine Freude damit zu schaffen. »Petöfy« soll also möglicherweise übersetzt werden,⁸⁸ mir sehr lieb u. recht; ich glaube aber, daß z. B. »Quitt« (schon wegen der gelungenen Figur des L'Hermite) besser zur Uebersetzung geeignet ist.⁸⁹ Außerdem ist die Schilderung dieser schlesischen Gebirgswelt eigenartig und könnte wohl französische Leser interessiren. Vielleicht läßt Du ein Wort in diesem Sinne fallen. Mich persönlich mit den betr: Herren in Verbindung zu setzen, dazu fehlen mir noch immer die Kräfte. Und sie werden auch wohl nicht wiederkommen. Die Decadence ist da. Ich fange an, den armen Onkel Zöllner⁹⁰ zu beneiden, der in seinem Elend noch Muck genug hat, bei Josty oder im Café Bellevue eine Tasse Kaffe zu trinken. Zum Schlusse fällt mir auch noch Karl Emil Franzos und sein Buch⁹¹ ein. Das Büchelchen ist *sehr* interessant und verdient allseitig gelesen zu werden, aber ihm schreiben, daß ich mich auf Novellen und Erzählungen nicht mehr einlassen kann, – das bitte ich Dich Deinerseits zu übernehmen. Solche Geschäftscorrespondenz geht über meine Kraft. Ich habe ja noch Arbeiten liegen,⁹² sogar, nach dem Maße meiner Kraft, ganz gute, aber sie sind total unfertig in der Form und Mete will sich allmählig der Mühe unterziehn, Klarheit, Ordnung, Abrundung hineinzubringen. Möchte ihr das gelingen. Das würde alles in allem wohl 12,000 Mark bedeuten, die nicht zu verachten sind, um so weniger als mein Kranksein so sehr viel Geld kostet. Mißglückt es, nun so muß es auch so gehn,⁹³ aber die armen Frauen (Mama u. Mete) thun mir leid, denn ein Sparpfennig ist bald aufgezehrt. Nun bitte ich Dich auch Deinerseits wieder Theo bei Kögel⁹⁴ zu grüßen. Auch beste Grüße an Fleischel.⁹⁵ Stöckhardts⁹⁶ werden Einiges benutzen können. Lebe wohl. Wie immer Dein alter

Papa.

12⁹⁷

Zillerthal i. Riesengeb. Villa Gottschalk. 16. Aug. 92.

Mein lieber Friedel.

Wir erwarten Dich also (so Du nicht anders beschlossen hast) am Sonntag früh und werden Dir sagen, wie nett und aufmerksam Du all die Zeit über gewesen bist. Bleib' aber – Du darfst das nicht übel deuten – nur ein paar

Stunden und sprich recht wenig von Geschäften. Ich bin sehr herunter, wie Du sehn wirst, und in Aufregung wegen der am Montag anzutretenden Reise nach Breslau.⁹⁸ Grüße unsren Theo. Wie immer Dein alter

Papa.

An Karl Emil Franzos habe ich nicht geschrieben; mir fehlen die Kräfte. Du wirst das schon alles geregelt und das Nöthige gesagt haben.

13⁹⁹

Zillerthal i. Riesengebirge Villa Gottschalk 17. Aug. 92.

Mein lieber Friedel.

Unsre Briefe haben sich gekreuzt. Dein letzter Entschluß ist richtig; die Reise ist kostspielig und strapaziös und Du kannst uns nicht helfen, – wir müssen es selber durchfechten. Ich bin ganz herunter, weil ich Nächte lang keinen Schlaf habe, so diese letzte. Und in diesem Zustande und bei dieser Hitze muß ich nach Breslau. Das einzig Gute ist noch mein Magen und meine Verpflegung, das wird aber da schlimm werden. Und dazu die verzweifelte Locusfrage in Hôtels.

Dein Brief hat uns wieder sehr wohlgethan; wie hübsch, daß Du in Lichterfelde warst und wie richtig was Du bei der Gelegenheit sagst. Theo schickte uns einen Epheuzweig vom Grabe,¹⁰⁰ was uns alle rührte. Von Geschäftlichem schreibe ich nicht, der Sinn dafür ist mir in meinem Leiden abhanden gekommen. Ergeh es Dir gut und grüße Theo herzlichst. Wie immer Dein alter

Papa.

14¹⁰¹

Zillerthal i. Riesengebirge. 30. Sept. [August?] 92.¹⁰²

Mein lieber Friedel.

Es ist wieder ein heißer schwüler Tag, ich will Dir aber doch schreiben und Dir danken für Deinen Brief und die Witte'sche Brochüre.¹⁰³ Daß Du von Jenny Treibel¹⁰⁴ einen so guten Absatz erwartest, freut mich, aber Du bist in diesen Dingen Optimist. Mögest Du Recht behalten. Die Witte-Brochüre werde ich nicht lesen können, was Du nicht übel nehmen darfst; ich werde, mit dem was ich noch kann, beständig übertaxirt; es strengt mich an, jemandem 5 Minuten zuzuhören, auch wenn das, was er sagt, angenehm und interessant ist. Ich bin sehr herunter. Schreibe aber nichts in diesem Sinne an Mama oder Mete, Beide wollen es nicht wahr haben. Auch gut. Vor Berlin graule ich mich: die niedrigen Stuben, die Luft, der Lärm; schon hier schlafe ich nur 3 Stunden, wenn die Hunde blaffen keine halbe. Daß unsre Annahme einer kl. Mißstimmung gegen Mete falsch gewesen ist, freut mich sehr. Vorgestern schrieb sie wegen der Brautkranzgedichte in dem bei Dir erscheinenden Polterabendbuche¹⁰⁵ und

wünschte, daß wir uns den betr. Bogen von Stoeckhardts wiedergeben ließen, weil sie Dich nicht mit neuen Quängeleien inkommodiren wolle. Das billige ich sehr, bitte Dich aber doch, wenn es Dir nicht zu viel Mühe macht, den betr. Bogen an Martha (Deyelsdorf¹⁰⁶ bei Triebsees, Reg. Bez. Stralsund) zu schicken.

Die Cholera-Nachrichten verfolgen wir natürlich eifrig.¹⁰⁷ Berlin verfällt in seinen alten Fehler: »bei uns ist alles gut«. Das darf bei solchen Gelegenheiten nie gesagt werden. Und wo in der Welt ist alles gut?

Daß Du viel, sehr viel zu thun hast, ist vielleicht recht gut,¹⁰⁸ es lenkt die Gedanken in gesunde Bahnen, was immer ein Heil ist. Leider gebe ich gute Lehren und befolge sie selber nicht, brüte zu viel, aber das bringt meine Krankheit, die doch nun mal da ist, so mit sich. Wohin ist denn Fleischel gereist? Doch schwerlich nach Hamburg. Dir gute Gesundheit, Freudigkeit und gute Geschäfte wünschend, wie immer Dein alter

Papa.

15¹⁰⁹

Zillerthal i. Riesengebirge 7. Sept. 92.

Mein lieber Friedel.

Du hast uns so mit Briefen verwöhnt, daß wir schon gestern nach einer Mittheilung aussahen. Hoffentlich geht es Dir gut und nicht irgend ein Unwohlsein, sondern nur doppelte Arbeit veranlaßt einen kleinen stop; Fleischel bleibt hoffentlich nicht allzu lange fort. So sehr ihm ein Ausflug zu gönnen ist, so sind jetzt doch zwei am Platz immer besser als einer. Hier alles beim Alten, nur daß wir frieren statt schwitzen und alle greulich erkältet sind zu allem Uebrigen. In 14 Tagen wollen wir zurück sein. Mit Mete geht es nicht besonders, dazu viel Einsamkeit grade so wie hier. Dir alles Beste wünschend wie immer Dein alter

Papa.

Eben – zur Erklärung – sagt mir Mama, daß Dein letzter Brief noch nicht beantwortet wurde, was Du aber nicht übel deuten dürftest, jede freundliche Mittheilung erfreue uns, aber sie (Mama) könne nicht immer antworten, weil unser Leben ganz stoffarm und immer gleich verlaufe, und ewig klagen widerstehe ihr. Sie hat Recht. Und nun ich! Ich bringe die »Forsche« nicht mehr heraus.

16¹¹⁰

Sonnabend. 8. Sept. 92.

Mein lieber Friedel.

Natürlich mit allem einverstanden, trotzdem Abwesenheit alles Radau mir noch besser gefiele.

Hast Du das betr. Blatt der Voss. Zeitung? Wenn nicht, so gebe ich es Dir und Du läßt es abschreiben.

Nach einer schlechten Nacht ist mir wieder sehr mau. Bitte, mache alles wie's sein soll und muß; ich persönlich kann beim besten Willen nicht mehr mit anfassn. Wie immer Dein alter

Papa.

17¹¹¹

Freitag. 30. Sept. 92.

Mein lieber Friedel.

Du empfängst also Martha, bez. Veits. Es ist möglich, daß ich auch komme, weil ich Veits begrüßen und ihnen danken möchte. Bin ich trotzdem nicht da, so hat es mir der Arzt – bei dem ich heut um 6 antrete – untersagt. Viel Sprechen und Unruhe am Abend greift mich immer sehr an. Wie immer Dein alter

Papa.

In der Wolzogen-Sache hat sich die Firma wundervoll benommen und ich freue mich über das gute Herz und die daraus sprießende Gentilezza.¹¹²

Dennoch! Ohne von meinem Freudenausdruck etwas zurückzunehmen, dies Erndtekaufen ehe noch ein Halm aus der Erde ist, ist immer mißlich.¹¹³

18¹¹⁴

Sonnabend 22. Okt. 92.

Mein lieber Friedel.

Anbei die Begleitbriefe für die Exemplare¹¹⁵ für:

1. Dr. O. Brahm¹¹⁶
2. Dr. Jul. Rodenberg¹¹⁷ u.
3. Elwin Paetel¹¹⁸.

Es wäre mir lieb, wenn die beiden letzteren gedruckte Exemplare erhielten.

Schlenther¹¹⁹ erhält sein Exemplar durch Mete, die heute einen Besuch dort machen will, Lessings¹²⁰ u. Frau Stephany¹²¹ durch Mama.

An Pietsch,¹²² der mir eben einfällt, werde ich auch ein paar Zeilen schreiben und Dir gelegentlich persönlich einhändigen. Heute geht es nicht mehr, weil ich zur Gratulation zu dem 92jährigen Onkel¹²³ muß. Wie immer Dein alter

Papa.

19¹²⁴

[II. Februar 1893]¹²⁵

Mein lieber Friedel.

Sei so gut dem einliegenden Gratulationsbrief an den jungen Bräutigam,¹²⁶

die Wohnungsangabe hinzuzufügen. Mama fühlt sich recht schwach; ich habe gestern Abend an Delhaes¹²⁷ geschrieben. Wie immer Dein alter

Papa.
Sonnabend.

20¹²⁸

Karlsbad 10. Sept. 93. Silberne Kanne.

Mein lieber Friedel.

Es ist gut, daß Du wieder da bist,¹²⁹ ich fing doch auch an, mir Gedanken zu machen, ein beiläufig merkwürdiger Ausdruck unsrer Sprache, der anzudeuten scheint, daß man für gewöhnlich keine Gedanken hat.

Mit dem Korrekturlesen bin ich bis zum 13. Kapitel,¹³⁰ vielleicht schicke ich morgen oder übermorgen noch einige Fahnen. Das Einsenden der Revisionsbogen, die mir in den letzten Tagen in 3 Etappen zingingen, schiebe ich bis zu meiner Rückkehr hinaus; – ich will den letzten Ueberblick über die Sache doch in aller Ruhe thun und mit einem Conversationslexikon unmittelbar im Rücken. Ich denke, daß ihr bis zum 20. Sept. die ganze Geschichte in Händen habt.

Wir haben uns gefreut zu hören, daß Du gebräunt und unverlobt bist. Je später, je besser, oder ganz früh, zwischen 19 und 21. Es war hier alles ganz gut, aber wir sind grimmig erkältet, was nicht zu verwundern, wenn man bei 11 oder 12 Grad im Freien Kaffee trinkt. Daß der Magen noch nicht verkalkt ist, ist ein Wunder. – Gestern habe ich mir die neuste Nummer der »Zukunft« gekauft, – in dem betr. Buchladen lag ein Haufen davon hochaufgeschichtet auf dem Ladentisch; Stilke muß ein Bombengeschäft damit machen.¹³¹ Mit Ton und Gesinnung kann ich mich nicht befreunden. Gestern war Müller-Grote der Fünfte¹³² an unsrem Tisch; ich fand ihn merkwürdig gut im Stande, Mama fand ihn langweilig und ledern. Er liest hier jeden Tag 4 Stunden Korrektur und hat außerdem Zahnweh; dies alles erwogen, kann ich ihm nur eine glänzende Haltung zusprechen.

Empfehl mich Fleischel, grüße Mete. Wie immer Dein alter

Papa.

21¹³³

Freitag Abend 1. Dezmb. 93.

Mein lieber Friedel.

Mama will morgen zu W. Hertz und ich gebe ihr die 2 Bücher¹³⁴ mit, die ich noch habe, eins für den Alten, das andre für Hans. Sie wird ihm sagen, ich bäte, ihnen, Vater und Sohn, diese 2 Exemplare überreichen zu dürfen etc. etc. Will

er dann doch noch Exemplare haben, so kann er sich ja bei Dir melden, vorläufig aber ist die Sache, glaub ich, durch diese 2 erledigt. Wie immer Dein alter

Papa.

Von den 2 andern Exemplaren, die ich schon erhielt (im Ganzen 4) habe ich eins an Frl. Scherenberg¹³⁵ geschickt, das andre gestern Abend an Brahm¹³⁶ gegeben.

22¹³⁷

Karlsbad 28. Aug. 94. Silberne Kanne.

Mein lieber Friedel.

Sei bedankt für Deinen Kartenbrief aus Ostende, den wir gestern erhielten. Ich hatte keine Ahnung davon, daß Du Deinen Freund Meyer¹³⁸ dort suchen und finden würdest und freue mich aufrichtig darüber, daß es so liegt. So wirst Du dort sehr angenehme, interessante, lehrreiche Tage verleben, während solch Aufenthalt, wenn man einsam unter 10,000 glänzend aufgeputzten Erscheinungen umherkreibst, immer etwas Tristes hat. Meine Vorschläge wegen Antwerpen¹³⁹ etc. laß ich nun natürlich fallen, denn 8 Tage vergnüglich in Ostende sind besser als 8 Stunden Bilder- und Kirchenbetrachtung in Antwerpen. Ostende gilt, glaub ich, ganz als Nummer eins und übertrifft an Glanz die französischen und englischen Badeplätze; jedenfalls ist das Publikum bunter, internationaler. – Mit uns geht es ganz leidlich; wir trinken unsren Brunnen, gehen viel spazieren und sitzen Nachmittags stundenlang im Freien, was das jetzt herrschende warme Wetter ermöglicht; auch für gute Gesellschaft ist ausreichend gesorgt. Wenn Dir, vom Geschäft aus, eine Karte von mir nachgeschickt worden ist, so weißt Du wen wir hier alles gefunden haben; seit gestern ist auch Caprivi¹⁴⁰ hier, vor dem ich wenigstens, wenn ich ihn sehe, die preußischen Honneurs machen will. Darüber hinaus gedenke ich nicht zu gehn. – Meine Bücher liegen hier immer noch im Schaufenster, woraus ich den Schluß ziehen muß, daß sie *nicht* gekauft wurden, sonst wären sie eben weg. – Mete kränkelt leider wieder; Seeaufenthalt ist ihr nie gut bekommen, sie braucht Gebirgsluft.¹⁴¹ Ergeh es Dir gut, grüße Deinen Freund. Wie immer Dein alter

Papa.

23¹⁴²

30. Novb. 94.

Mein lieber Friedel.

Sei schönstens bedankt; ich finde alles ganz vorzüglich, genau das was ich meine. Ob K. schreibt oder nicht, gilt mir gleich, nur daß man drüben offiziell überhaupt *anfängt*.

Grüße Deine Herrn. Den Dobertschen Brief schließe ich wieder bei.¹⁴³

Wie immer Dein Alter.

24¹⁴⁴

Berlin II. Dezbr. 94.

Mein lieber Friedel.

Eben bekomme ich noch einen Spätbrief von meiner Freundin Myriam Chapy,¹⁴⁵ die mir mittheilt, daß sie einige Stücke aus »Von, vor und nach der Reise« übersetzt habe.¹⁴⁶

Ich habe da wieder einen Fehler gemacht, verspreche Dir aber, Dir und der Firma, daß es nicht wieder vorkommen soll. Ich habe Mama gebeten, daß sie bei jedem Briefe derart, also bei jedem Briefe der von »übersetzen wollen« spricht, mich darauf aufmerksam macht, daß ich darüber keine Bestimmung zu treffen habe. Du kennst meine Meinung darüber, die *dahin* geht, daß es praktisch, also auf den Geldpunkt angesehen, ganz gleichgültig ist, es ist aber, wie ich wohl weiß und ebenfalls schon ausgesprochen habe, ganz gegen geschäftliche Ordnung und auch gegen eine der Firma schuldige Politesse. Daß es trotzdem ein paarmal vorgekommen ist, liegt daran, daß ich immer noch ganz altmodisch fühle und in diesem altmodischen Gefühl vergesse, daß inzwischen gesetzliche Bestimmungen, die man früher nicht kannte, in Kraft getreten sind.¹⁴⁷

Miriam Chapy schreibt mir auch von »Cécile«¹⁴⁸ (das Lieblingsbuch von Saint Cére¹⁴⁹) und von Effi Briest¹⁵⁰. Auch daran bin ich leider schuld. Aber da, – weil sie noch keine Zeile geschrieben hat, also nichts Fertiges vorliegt – kann ich leicht einen Riegel verschieben. Ich werde ihr offen sagen, daß ich über meine Machtvollkommenheit hinaus gegangen sei und daß sie sich an eure Firma wenden müsse. Wie immer Dein alter

Papa.

25¹⁵¹

Karlsbad 25. Aug. 95. Silberne Kanne.

Mein lieber Friedel.

Sei bestens bedankt für Deinen Brief, der uns nicht nur die Nachricht von Deiner Rückkehr und Deinem Wohlergehn, sondern auch die ersten Details über Karl Z.'s Verlobungsgeschichte¹⁵² brachte. Schließlich ist es nichts Schlimmes; ein ordentliches Mädchen aus einem ordentlichen Bürgerhause, – warum nicht? Wahrscheinlich ist sie verständig, ausreichend gebildet, von genügend guten Manieren und genügend gutem Aussehn. Diese Dinge sind die Hauptsache und so ist die Möglichkeit einer glücklichen Ehe gegeben. So sehe *ich* die Sache an; aber die Welt wird sie anders ansehn und die arme Tante Zöllner wird sie *dreimal* anders ansehn. Persönlich im besten Sinne einfach und anspruchslos, ist die gute Tante doch hochgradig erfüllt von der ungeheuren Bedeutung von Geld, Rang, Titel.

94. Ich kenne kaum jemand, der auf die alte lederne preußische Tabulatur *so*
am
ich
nd
en,
zen
ine
hin
ltig
be,
ul-
an,
en
an
ich
ld.
ges
sa-
nd
pa.
ne.
on
e-
nts
er-
vil-
se
en
n-
n-
ch
el.

eingeschworen wäre, wie Tante Zöllner. Und nun muß das gerade dieser armen Frau passiren! Sie thut mir leid, denn sie empfindet es gewiß als einen schweren Schlag. Er, der Alte, wird eher drüber hinkommen; er hat eine Ahnung davon, daß Zeiten kommen, wo es auch ohne Geheimräthe und ohne Kronenorden 2. Klasse gehen wird. Kürschner bleiben aber. Famos ist die Haltung, die die Familie wieder zeigt; sie beweist dadurch, wie stets, ihre vornehme Schulung.

Ueber Deine Reise¹⁵³ hören wir wohl nächstens.

Uns geht es ganz gut. Friedländer erzählt viel altes, aber ich höre es immer wieder mit Vergnügen. Grüße von den Compagnons was da ist. Wie immer Dein alter

Papa.

26¹⁵⁴

Karlsbad 2. Sept. 95. Silberne Kanne.

Lieber Friedel.

Die Geschichte mit Jordan¹⁵⁵ genirt mich durchaus nicht, ich kenne ihn auch gut genug, um ein paar Zeilen an ihn richten zu können.¹⁵⁶ Es ist auch – weil er ein sehr aufgeklärter, ganz unpapstofflicher Geheimerath ist – ganz gut möglich, daß er »ja« sagt. Trotzdem empfehle es sich vielleicht, wenn Du vorher mit Onkel Zöllner, der *sehr* gut mit ihm steht, darüber sprächst, – eine Karte von diesem, mit 2 Zeilen, ist besser als ein Schreibebrief von mir. Ich will mir aber diesen Brief nicht etwa vom Halse schaffen; ich schreibe, sobald Du's willst.

Heute, Sedantag,¹⁵⁷ kam eine Karte von Mete; die Einquartirungsherrlichkeit scheint sehr gering gewesen zu sein, sowohl nach Quantität wie Qualität, – Leutnants können auch *zu* jung sein. In allem Uebrigen aber schreibt sie sehr befriedigt.¹⁵⁸ – Auf unsere dunkelbrennende Gasflamme bin ich sehr neugierig; so viel werde ich hoffentlich davon haben, daß der Flur nicht wieder kommißmäßig verblakt¹⁵⁹ und die Gäste sich ihre Cigarre anbrennen können, wobei mir freilich einfällt, daß schon um 10 abgeschraubt wird.

Alle Preußen zieren sich heute in Kornblumen 'rum, – es giebt keine Blume, die das Preußische so gut ausdrückte, wie diese hübsche Gotteschöpfung von etwas sterilem Charakter.¹⁶⁰ Mama und ich sollten heute bei Pupp¹⁶¹ Ehrengäste sein und ein Toast auf die Damen war mir zuge-dacht. Aber da kamen sie gerade an den Rechten. Ich bin froh wenn ich Repräsentationsgeschichten, bei denen ich beisein *muß*, glücklich hinter mir habe. Das Comité, das mich aufforderte, bestand aus Goldbaum, Goldberg, Goldschmidt¹⁶², so daß man annehmen muß, Sedan stammt auch *da* her. Ich hoffe indessen, daß das Schlachtenschlagen vorläufig

noch den Christen verbleibt. »Lieferungen«, – das geht. – Wir lesen jetzt den Büttnerbauer;¹⁶³ bis jetzt (S. 125) finde ich es ausgezeichnet. Wie immer Dein alter

Papa.

27¹⁶⁴

Karlsbad 9. Juni 96. »Amsel.«

Mein lieber Friedel.

Sei für *drei* Schriftstücke, die heute a tempo eingingen, schönstens bedankt. Alles, auch das Geschäftliche, ist mit so viel glücklichem Humor behandelt, daß ich, ganz abgesehen von den Baribus¹⁶⁵, auch literarisch meine Freude daran gehabt habe. Der »Wanderverein Reform«¹⁶⁶ ist eine glückliche Idee, die Du in ihrer Reinheit aufrecht erhalten und jedes Mitglieder-Wachstum ausschließen muß. Das Fest bei M. Grote¹⁶⁷ muß ja wirklich pompös gewesen sein: Hopfen¹⁶⁸ hat immer Glück mit dem Weiblichen gehabt und nun zum Schluß auch noch eine schöne Tochter. Er erscheint mir aber trotzdem nicht beneidenswerth, denn er ist ein Greul. Paetels Huldigungen sind mir ganz angenehm und ich bin froh, daß ich ihn mit seiner »Rundschau« habe, all das andre ist ja nichts, es ist die einzig wirklich anständige Journal-Stelle, – trotzdem kann ich nicht leugnen, daß man um ein paar Grade coulanter sein könnte, wobei ich ununtersucht lasse, ob es an Paetel oder an meinem Freunde Rodenberg liegt. Denn von »Courmachen« – worauf ich, weil alles in d. Rundschau Gedruckte besonders gut einschlug, vielleicht Anspruch hätte – von Courmachen war nie die Rede und ist es noch nicht. Es wäre mir unbegreiflich, wenn nicht meine – 76 wären. So aber denken sie wahrscheinlich: »von einer *Zukunft* kann keine Rede sein; springt er ab, so geschieht nur das, was, nach dem natürlichen Lauf der Dinge, doch binnen Kurzem geschehen muß.«

Und nun Dein drittes Schriftstück¹⁶⁹ mit den zwei frohen Botschaften! Das Geld und der Erfolg an sich sind mir gleich angenehm. Möchten die »Poggenpuhls«¹⁷⁰ so gute Tage haben wie Jenny Treibel¹⁷¹. Empfiehl mich Fleischer; er proponirt mir gütigst auf S. 22 Wiederherstellung meines ursprünglichen Manuskriptausdrucks,¹⁷² aber wie wohl dieser (in Stuttgart gefallene) Ausdruck sicherlich besser war, so bedeutet die Sache doch nicht viel; außerdem ist es ganz gut, daß dem schon halbtodten Toeche¹⁷³ nicht noch, als ob er der todte Percy wäre, ein Falstaffscher Sauhieb versetzt wird.¹⁷⁴ – Morgen, Mittwoch, ist schon die halbe Zeit um. Mit einer spitzen Stahlfeder schreiben müssen, wird mir schwer, – ich bin ganz davon entwöhnt. Heute langes Brunnengespräch mit Frau Sorma¹⁷⁵, sonst alles stumm. Grüße Mete, die Vermögensverdopplerin. Wie immer Dein alter

Papa.

[Nach
Auch
sender
denke
incogr
Papa
freudig
lich. –
tende

Mein
Das si
noch
hoffen
ist die

Sei
dicht¹⁷
lung e
die St
Neue

Da
bringt
derbar
man v
den B
meiste
»in D
mit ge

Bar
mer n
Knaus
kann r
die Sc
trächt
diener

Eur
müßte

[Nachschrift von Emilie Fontane:]

Auch ich will Dir mit einer schlechten Stahlfeder meine speciellen Grüße senden. Ich genieße das Zusammensein mit dem lieben Alten sehr u. gedenke ich der vorjährigen Wochen hier, ist mir dies gänzliche Alleinsein u. incognito Auftreten der »heurigen« um 1000 Procent angenehmer. Da aber Papa mit Freuden den morgenden Tag als »Hälfte unsres Aufenthaltes[«] freudig begrüßt, so wird mir dies gänzliche Alleinsein doch etwas bränzlich. – Dankbar sind wir übrigens für Deine u. Mete's nur Gutes enthaltende Briefe. Herzlichst

Deine alte Mama.

28¹⁷⁶

Karlsbad 18. Juni 96. Amsel.

Mein lieber Friedel.

Das sind nun wohl die letzten Zeilen von hier aus, wenn sich Mama nicht noch zu einer Karte aufrafft. Sonnabend Abend (ich denke mir 11 Uhr) hoffen wir wieder in Berlin einzutreffen; kühlt sich's bis dahin nicht ab, so ist die 9 stündige Fahrt ein mehr als mäßiges Vergnügen.

Sei bedankt für Deinen Brief vom 15. Das beigeschlossene kleine Gedicht¹⁷⁷ hat mich amüsirt, trotzdem der Verf. eine etwas sonderbare Stellung einnimmt; indem er mir darin Recht giebt, daß ein Neues immer an die Stelle des Alten treten müsse, verkündet er zu gleicher Zeit, daß das Neue grundschlecht sei. *Das* scheint mir doch zu weit gegangen.¹⁷⁸

Daß der »Pan« Dir Mühe macht, schadet, glaube ich, nicht viel;¹⁷⁹ *das* bringt sich wieder ein, weil die ganze Sache, selbst wenn sie in ihrer Sonderbarkeit verharren sollte, doch was Apartes und Empfehlendes hat, was man von nicht allzu viel Unternehmungen behaupten kann. *Hier* steht an den Buchhandlungsschaufenstern nur: »Die Geheimnisse des Ceremonienmeisters«¹⁸⁰ und zweimal, oben und unten, in dicken Buchstaben daneben: »in Deutschland verboten!« Wahrscheinlich wird ein Bombengeschäft damit gemacht, nach dem alten Satze: »die Dummen werden nicht alle.«

Baron Roberts¹⁸¹ erscheint mir beneidenswerth und Paetel verblaßt immer mehr wie ein altmodisches Daguerreotypbild, aber so gewiß Paetel's Knauserei vom Uebel ist, so ist sie, für *mich*, doch das kleinere Uebel. Fast kann man sagen, die hohen Honorare sind ein Fluch unsrer Literatur, denn die Schriftsteller gewöhnen sich daran ihre Schreiberei nach dem niederträchtigen Geschmack des großen Publikums und der diesem Geschmacke dienenden Zeitungsverleger einzurichten.

Eure Karte aus Treptow hat uns amüsirt. Gegen das Bildniß des Kaisers müßte die Polizei einschreiten, – es wirkt wie Majestätsbeleidigung. Ottos¹⁸²

Handschrift steht in keinem richtigen Verhältniß zu Theo's allerdings nur programmmäßigen Erziehungsanstrengungen. Von Theo kam vorgestern ein Brief; ich freue mich, daß ihm die Reise nach Coblenz zufällt; er kann es brauchen. Noch mehr eine Kinderfrau. Wenn nur ihre Tage nicht schon gezählt sind; sehr häßliche halten freilich immer am längsten aus. Heyse (Scherenbergsache) hat mir gleich sehr liebenswürdig geantwortet.¹⁸³ Danke Meten für ihre Karte. Die kleine Geschichte von Trude¹⁸⁴ ist sehr reizend. Wie sie (Martha) sich zu Deyelsdorf stellt, beruhigt mich; ich dachte schon, sie wolle auch »zweierlei.« Grüße herzlich. Wie immer Dein alter

Papa.

[Nachschrift von Emilie Fontane:]

L. F. Heißer kann es in Berlin auch nicht sein u. für alte Leute wie wir sind, ist es doch bequemer zu Hause zu schmoren u. sich in fragwürdigen Kostüm an sein Mittagbrot setzen zu können, als Toilette machen zu müssen, um ein fragwürdiges Diner einzunehmen. Dennoch bin ich für jede gehabte gute Stunde hier von Herzen dankbar; ich fürchte, daß die einzigen kleinen Trübungen die aus der Würzburgerstr. kamen, sich noch zu Wolken zusammenballen werden; möge es nur zu keinem Donnerwetter kommen. Tausend Grüße an Mete; Eure Berichte über die Reinemachung der Wohnung, wirken komisch, es ist, als wenn wir ein ganzes Haus bewohnten.

Deine alte M.

29¹⁸⁵

[Berlin, Mitte Juli 1896]¹⁸⁶

Mein lieber Friedel.

Dr. Salomon¹⁸⁷ war heute früh um 9 hier und hat uns beruhigt; Du hast ganz Recht gehabt, es ist eine Art Kater wahrscheinlich in Folge von Ausstel[l]ungs-Bier. Daher der Kopfdruck und das Unbesinnliche. – Das Harlemsche Kind ist in eine Rostocker Klinik gebracht worden, – ein wahres Glück, so traurig es ist. Wie immer Dein

alter Papa.

30¹⁸⁸

Waren 29. Aug. 96. Villa Zwick.

Mein lieber Friedel.

Habe Dank für Deinen Brief. Eigentlich wollten die Damen antworten, da aber beide, letzte Nacht, kein Auge zugethan haben, Mama weil sie eine scharfe gastrische Attacke zu bestehen, Martha weil sie dabei die verschiedenartigsten Verrichtungen zu reguliren hatte, so sind beide total kaput und nur ich rage noch als die bekannte »eine hohe Säule«¹⁸⁹ auf, weil ich, trotz nächster

Nähe der vorstehend mehr angedeuteten als geschilderten Ereignisse, ganz auskömmlich geschlafen habe. Was immer die Hauptsache bleibt.

Martha kam gestern um 6 aus Rostock und Warnemünde zurück, geladen mit Neuigkeiten. Im Ganzen ist es ihr gut ergangen; hocheifreut, und mit Recht, ist sie jedesmal über die großen Freundlichkeiten, die ihr von Tante Witte's Kindern, auch Schwiegerkindern, erwiesen werden. Es zeigt, daß sie alle einen sehr guten Charakter haben, sonst würden sie Marthas Stellung beanstanden.

Was Dich ein wenig überraschen wird, ist *das*, daß ich hier gestern und vorgestern ganz intime Weihen-Stephan-Unterhaltungen¹⁹⁰ gehabt habe. Mein Nachbar, Bildhauer Thomas,¹⁹¹ der sich hier, zwanzig Schritt neben Villa Zwick, ein großes Sommerhaus mit prächtigem Garten (er brachte uns gestern eine seiner selbstgezogenen Netz-Melonen) errichtet hat, ist enragierter Weihen-Stephanianer und gehört dem großen Haupttisch an, an dem Admiral Knorr¹⁹² die Glanznummer ist. Neben ihm Schwechten,¹⁹³ der ein Intimus von Thomas. Wir schwammen in Berliner Erinnerungen. Denn wiewohl ich erst 8 Tage von Berlin fort bin, so kann ich doch von »Erinnerungen« sprechen. Es liegt in meiner Vorstellung alles so weit hinter mir, wie meine Lehrjahre bei Wilhelm Rose, wo ich Kamillen vom Boden holte.¹⁹⁴ Gleich am ersten Abend hier, als ich Thomas noch nicht kannte, suchte er Fühlung mit mir, und keines Ueberfalls gewärtig¹⁹⁵ vernahm ich den »Archibald Douglas«¹⁹⁶ den seine Tochter, in Huldigung gegen den neuen Nachbar, anstimmte. Sie kam aber nicht weit. Der Wille war besser als das Können.

Ausflüge haben wir noch gar nicht gemacht, es ist dazu zu kalt, zu windig, zu böig, so daß immer Regenschauer in Sicht sind. Wird es noch wärmer, so will ich doch nach Roebel,¹⁹⁷ um die alte Wendentempelstätte und wenn ich den Muth dazu finde, auch die alte dreckige Marie¹⁹⁸ aufzusuchen. Es ist außerdem noch viel Interessantes in der Nähe: Remplin und Burg Schlitz¹⁹⁹. Aber, wiewohl relativ nah, so ist es doch für einen Nachmittagsspazirgang viel zu weit.

Wenn Du Theo siehst, so grüße ihn bestens von mir; ich freue mich, daß ihr öfter zusammenkommt.²⁰⁰

Waren muß durchaus in die Höhe gebracht werden und ich werde meinen mächtigen Arm dieser Sache leihn. Es ist wirklich sehr hübsch. Und welche Verpflegung!

Wenn ihr kommt, so seid ihr jederzeit willkommen. Vielleicht trifft ihr morgen ein. Wenn nicht, so bliebe immer noch der nächste Sonntag, denn der Umstand, daß wir drei Tage später wieder heme wollen, kann kein Hinderniß sein. Empfiehl mich Deinen Mit-Herren. Wie immer Dein alter
Papa.

31²⁰¹

Waren, 9. Sept. 96. Villa Zwick.

Mein lieber Friedel.

Wir haben uns nun doch noch für »zulegen« entschlossen und wollen bis nächsten Mittwoch oder Donnerstag bleiben. Keiner versäumt was und je länger ich bummle, desto besser für mich. Ich werde mich, wenn ich erst wieder zurück bin, an meinem Roman²⁰² – den in einem Blatt vorher drucken zu lassen, ich so gut wie aufgegeben habe – doch noch genugsam quälen müssen. Mama kann sich leider nicht ganz erholen, doch bin ich sicher, daß es nachkommt, wenn sie erst wieder vom »Fram«²⁰³ herunter und statt bei II Grad auf einer im Freien stehenden Chaise longue bei 16 Grad in unsrer Hinterstube gebettet ist. Sie ist ganz pyramidal erkältet. Martha und mir geht es gut; Anna²⁰⁴ ist heute früh per Dampfschiff nach Roebel, um dort die alte Marie zu überfallen. Ich, optimistisch, erwarte daß die alte Marie sich freut, Mama, wie gewöhnlich pessimistisch, nimmt an daß sie einen Todesschreck kriegt. Auch dies ist möglich. Ich will noch den Briefboten abwarten, ob er eine Karte von Dir bringt. ... Eben kommt Dein Brief. Schönster Dank. Agathe²⁰⁵ groß. Halbmillionärin, Bourgeoise. Nicht drei Mark für deutsche Literatur. Schriftstellerverband natürlich ruppig und lächerlich. Für dunkle Notiz über Thomas dankbar; vor einer Stunde hat er uns zu morgen Abend zu einem Souper eingeladen. *Ich* werde wohl hinmüssen; die Damen schwerlich. Schönste Grüße. Wie immer Dein alter

Papa.

32²⁰⁶

Freitag. 27. Novb. 96.

Mein lieber Friedel.

Eben war Herr Siegmund Schott²⁰⁷ aus Frankfurt bei mir; er hat vor, Dich morgen Mittag, wahrscheinlich bald nach 12, aufzusuchen. Natürlich ist er eine Störung, ich konnte ihm aber nicht gut sagen: »bleiben Sie weg, es ist jetzt Weihnachtszeit.« Uebrigens wird er Dir gefallen, es ist ein ganz unterhaltlicher Herr und von einem gewissen literarischen Einfluß. Er schreibt für allerbeste Blätter und spielt in Frankfurt wohl eine erste Violine, wenn auch nicht die einzige. Natürlich bezieht sich dies nur auf Kritik. Mit allen besten Nummern: Keller, Rabe [!], Vischer, Heyse, war oder ist er liirt. Ich glaube, es wird sich empfehlen, Du versicherst Dich seiner. Dein alter

Papa.

Ueber Wolzogen, namentlich aber über Polenz, Ompteda, Rud. Lindau hab ich mit ihm gesprochen, – alle diese schätzt er, aber von den kleinen Nummern (darunter der unglückliche Bendler²⁰⁸) will er nichts wissen.

33²⁰⁹

Karlsbad 2. Sept. 97. Stadt Moskau.

Mein lieber Friedel.

Sei bestens bedankt für Deine Zeilen und die beigeschlossenen Korrekturfahnen.²¹⁰ Ich schicke letztre morgen nach Stuttgart zurück, zugleich mit der Bitte, weitere Sendungen einstellen zu wollen, weil ich sofort einen tic douloureux kriege, wenn ich blos eine Zeile von meinem Roman lesen muß. Ich habe mir die Nerven dabei ganz zerschunden.

Daß Du Linsemann²¹¹ abgelehnt hast, ist mir außerordentlich angenehm. Das fehlte auch noch, daß Lobpsalmen über mich bei meinem eignen Sohne erscheinen. Aber für so was hat der moderne Literaturjüngling kein Gefühl.

In Stuttgart will man, in »Ueber Land und Meer«, auch mein *Bild* bringen, dasselbe wo ich an meinem Schreibtisch sitze.²¹² Zu diesem Bilde sollte ich eine kl. Autobiographie schreiben, was ich aber wegen meines Nervenzustands ablehnen mußte. Außerdem widersteht mir diese sonderbare Form der Selbstberäucherung. Mama grüßt. Befinden leidlich. Mit besten Wünschen für Dein Wohl, Dein alter

Papa.

An Theo schreibe ich²¹³ in den nächsten Tagen.

34²¹⁴

Karlsbad 14. Sept. 97. Stadt Moskau.

Mein lieber Friedel.

Bitte, gib dem einliegenden Brief seine richtige Adresse.²¹⁵

Mama las mir gestern Abend die Sache vor; es ist alles sehr freundlich, sehr schmeichelhaft, hoffentlich auch richtig, aber etwas zu lang; gerade was die Hauptstellen bringen, das hätte kürzer gesagt werden können. Durch solche Kürze wäre es klarer und wirksamer geworden. Trotzdem fühle ich mich aufrichtig verpflichtet.

Das Wetter scheint endlich besser werden zu wollen.

Die Mutter²¹⁶ und die Schwester von Frau Prof. Erich Schmidt²¹⁷ sind jetzt unsre nächsten Nachbarn, – zwei sehr reizende Damen von ganz ungewöhnlicher Liebenswürdigkeit. Natürlich Mainzerinnen! Wie immer Dein alter

Papa.

35²¹⁸

Mein lieber Friedel.

Ich will Dir doch kurz für Deinen Brief danken, der mich sehr erfreut hat. Das ist die richtige Stellung zur Sache; Freiheit für sich, Freiheit für andre. Die Meisten begnügen sich mit der ersten Hälfte dieses Satzes.²¹⁹

Empfehl mich Deinen Mit-Herren, mit Rücksicht auf die nächsten Ereignisse besonders auch Vater Cohn. Wie immer Dein alter

Papa.
Berlin 15. Okt. 97.

36²²⁰

Mein lieber Friedel.

Habe Dank für Verschiedenes: das Honorar für die neue Auflage der »Kinderjahre«²²¹, den Stechlin-Contrakt²²² und Deine Herrn v. Szczepanski²²³ bei mir anmeldenden Zeilen.

Szczepanski war denn auch wirklich bei mir, ein gescheidter, unterhaltlicher Herr, aber nach allem was er mir freiwillig und freiweg über Pantenius²²⁴, Lipperheide²²⁵ etc. erzählte, doch wohl etwas kratzbürstig. Es läßt sich aber nicht viel dagegen sagen, weil er, wenn er aufmuckt, wohl immer nur einen *wirklichen* Rechtsstandpunkt wahrt, nicht einen bloß eingebildeten. Wie immer Dein alter

Papa.
Berlin 20. Novb. 97.

37²²⁶

Mein lieber Friedel.

Ich kann Omptedas Adresse nicht feststellen, hier, Dresden, oder sonstwo. Sei so gut, dem einliegenden Dankbriefe²²⁷ das Nöthige hinzuzufügen.

Mama und Mete sind beide krank, in wirklich miserabler Verfassung, so daß es mit dem Geburtstag etwas mau aussieht. Wie immer Dein alter

Papa.
Berlin 29. Dezb. 97.

38²²⁸

Mein lieber Friedel.

Anbei der unterschriebene Contrakt über »Von 20 bis 30.«²²⁹ Hoffentlich ist nun alles in Ordnung; Mama packt eben beide Contrakte («Stechlin« und »Von 20 bis 30«) bei Seit'.

Mit meinem »Mein Leipzig etc.« habe ich viel Umstände; doch wird wohl alles glatt ablaufen und hoffe ich binnen kürzester Frist Zweidrittel des Gesamtmanuskripts schicken zu können.

Empfehl mich den Genossen.

Wie immer Dein alter Papa

Th. Fontane.
Berlin 15. Januar 98.

39²³⁰*Weißer Hirsch* bei Dresden. 14. Juni 98.

Mein lieber Friedel.

Sei bedankt für Deinen Brief, der uns durch seine Mittheilungen und fast noch mehr durch seine gute Laune sehr erfreute.

Das Buch²³¹ ist nun also da, mög ihm gute Fahrt beschieden sein. Vorläufig bin ich neugierig, wie sich's ausnimmt und ob Oskar Bonde²³² es mit den Druckfehlern gnädig gemacht hat.

Das Geld (leider nicht viel, aber man hat's ja) was von der Vossin²³³ stammt, thu zu den 1500 und laß Beides an Sternheim²³⁴ gelangen, zieh aber von den Vossischen 200 nicht bloß die 10 Prozent ab, sondern auch die Summe, die sich aus der Beförderung meiner Packete und Briefe, sei's durch Post oder Boten, ergeben wird.

Mit Packet und Brief an Fritsch²³⁵ hat es Eile, weil er Ende der Woche Bertrich²³⁶ verläßt und dann, eh er Gastein erreicht, an den verschiedensten Plätzen Rast macht. Bei den Andren ist es gleichgültig, ob zwei, drei Tage früher oder später. Bei Mommsen²³⁷ fügst Du wohl noch die Straße hinzu, bei Harden²³⁸ und Spielhagen²³⁹ kontrollirst Du, ob die Hausnummern richtig sind oder nicht.

Vier Briefe: Bosse,²⁴⁰ Goßler,²⁴¹ H. Kette,²⁴² K. Kette,²⁴³ schicke ich morgen oder übermorgen.

Und nun: »Auf, Matrosen, die Anker gelichtet.«²⁴⁴ Empfiehl mich Fleischel und Mahn²⁴⁵; Cohn²⁴⁶ ist ja wohl noch draußen in der Welt.

Uns geht es sehr gut; heute einen großen Elb-Hecht verzehrt. Die Damen grüßen. Dein alter

Papa.

Bitte, außer dem Exemplar an Frau Sternheim,²⁴⁷ auch eins an Theo, an den ich bereits vor zwei, drei Tagen geschrieben habe,²⁴⁸ gelangen zu lassen.

40²⁴⁹*Weißer Hirsch* bei Dresden. 14. Juni 98.

Mein lieber Friedel.

Dem trojanischen Pferd, mit Briefen vollgestopft um Stadt und Land zu erobern, muß ich noch einen Brief folgen lassen, weil ich eine relativ wichtige Sache vergessen habe. Alle die auf den Briefadressen Genannten müssen ein *gebundenes* Exemplar kriegen. Da mir nun – wenn überhaupt – wohl nur zehn gebundene Exemplare zustehn werden, so bitte ich auch gleich den Betrag für *weitere* zehn gebundene von den berühmten 200 Mark der Vossin abzuziehn. Es ist mir lieb, wenn das alles ganz scharf geschäftlich abgewickelt wird.

Auf dem für Fritsch bestimmten Brief bitte ich noch zu bemerken:
»Hôtel Pitz.«

Und nun wird ja wohl alles erledigt sein, wenigstens vorläufig. Dein alter
Papa.

41²⁵⁰

Weißer Hirsch b. Dresden. 21. Juni 98.

Mein lieber Friedel.

Habe Dank für Deine 2 Karten; gieb den Dank auch nach richtigen Prozentsätzen an die zwei Mitunterzeichner der Spreewaldkarte weiter, – die Namen Beider zu entziffern, ist unsren vereinten Anstrengungen nicht gelungen. Daß Du auf Deiner Tour Begleiter hattest, ist ein Glück; so als Singleton²⁵¹ von Lehde bis Leipe²⁵² gondoliren, ist immer langweilig.

Heute ist endlich schönes Wetter, freilich sofort wieder schwül und noch dazu mit Mücken. Ueber 8 Tage werden die Zelte abgebrochen; sechs Wochen ist auch genug.

Antworten auf meine Schreibereien habe ich erst ein paar erhalten: Frau Sternheim, Paulsen²⁵³, Lessing, Theo. Der arme Lessing ist recht elend; er will nach Tarasp²⁵⁴, um wieder zu Kräften zu kommen. Theo hat mir 2 mal geschrieben; sehr nett. Er findet, daß Heyse zu kurz gekommen ist²⁵⁵ und Mama und Martha stimmten gleich mit ein. Sie alle (auch Theo) betrachten solche Schreiberei wie Sache der Freundschaft, der Courtoisie etc. Das geht aber nicht. Von Courtoisie ist in dem ganzen Buche nicht die Rede; *das* überlasse ich denen, denen dergleichen Spaß macht. Natürlich hat man in bestimmten Fällen auch Rücksicht zu nehmen, so ich, wie nicht bestritten werden soll, Heyse gegenüber. Aber solche Rücksichten *habe* ich auch genommen; ich habe nur Anerkennendes, Schmeichelndes, Huldigendes über ihn gesagt; noch weiter gehen konnte ich nicht, denn so klug, so fein, so geistvoll, so äußerlich abgerundet bis zur Meisterschaft er ist, so ist doch die Kluft zwischen ihm und mir *zu* groß, um meinerseits mit Ruhmesdithyramben über ihn losgehen zu können. Er hat seinen Platz in der Literatur, was schon sehr viel ist; aber ein Eroberer ist er nicht. Wie immer Dein alter
Papa.

42²⁵⁶

Weißer Hirsch b. Dresden 24. Juni 98.

Mein lieber Friedel.

Gleichzeitig gebe ich das erste Viertel des Romans²⁵⁷ zur Post.

Diesen Zeilen lege ich die *Abschnitts-Titel* bei. Vielleicht ändern sie sich noch ein bischen, aber die vier ersten, die zunächst in Betracht kommen, bleiben.

Wichtig ist nur noch die Frage, ob sich diese Theilungen des Buchs überhaupt empfehlen? Ich glaube, ja; doch mag auch die entgegengesetzte Ansicht manches für sich haben.

Ich werde hier wohl noch bis etwa an die Hälfte und am Schluß der nächsten Woche (in Berlin) bis ans Ende kommen, so daß ich, bei Eintreffen der ersten Korrekturbogen, die Durchsicht des Ganzen hinter mir habe.

Das Wetter ist heute schön und wir wollen entweder nach Pillnitz oder Dresden. Am liebsten bliebe ich zu Hause, denn das Vergnügen ist zweifelhaft und nur die Erkältung sicher. Von P. Mahn's Geschichten habe ich vor ein paar Tagen »Sonnenschein«²⁵⁸ gelesen. Allerliebste, nur – so kurz sie ist – doch noch zu lang. Die Einleitung könnte ganz weg oder sich auf 6 Zeilen beschränken. Wie immer Dein alter

Papa.

43²⁵⁹

Berlin 8. Juli 98. Potsdamerstr. 134. c.

Mein lieber Friedel.

Anbei nun das *Stechlin*-Packet und zugleich auch noch die beiden Briefe für die Kette's.²⁶⁰ Es wäre mir lieb wenn die Kette's Brief und Buch recht bald erhielten.

Das *Stechlin*-Packet ist vollkommen in Ordnung, jede der 9 Abtheilungen gesondert, mit ihrem richtigen Spezial-Titel versehen. Du brauchst – wenn Du sie noch in Händen hast – Abtheilung 1 und 2 nur hinzupacken und alles an O. Bonde²⁶¹ oder wer sonst dran ist, abgehn zu lassen. Je eher die Druckerei vorgeht, desto besser. Wie immer Dein alter

Papa.

44²⁶²

Mittwoch.

Mein lieber Friedel.

Sei so gut und schreibe auf beiliegende Karte den Titel der *Zeitschrift* drin Anton Riss in München einen famosen Artikel über mich geschrieben hat.²⁶³ Wenn Du aber den genauen Titel der *Zeitschrift* nicht mehr wissen solltest, so genügt es auch, wenn Du den Namen der *Firma* aufschreibst. Ich glaube es war eine Braunschweiger Firma und der Verleger – und wohl auch Herausgeber und Chefredakteur – hatte einen »Dr.« vor seinem Namen. Ich bin dessen aber nicht sicher. Je eher ich die Karte habe, je lieber ist es mir. Wie immer Dein alter

Papa.

45²⁶⁴

Mein lieber Friedel.

Vielen Dank für Deinen lieben Schreibebrief.

Was die Königsb. Ztg. und den guten St.²⁶⁵ angeht, so kann ich nur sagen: ich kann nicht mehr und *will* nicht mehr. Daß die Leute an *moderne* Schriftsteller solche Anfragen bez. Forderungen stellen mag gehn, denn die, die befragt werden, sind der Anfrager werth und würdig, mir allem aber sind diese Geschichten nach gerade zum Halse 'raus. Wo ich nicht absolut *muß*, spiele ich nicht mehr mit.

Dein Alter.

Anmerkungen

- 1 Friedrich Fontane notierte unter den Brief seines Vaters vom 30. August 1888: »Ich hatte nun schon in 8 verschiedenen Betrieben gearbeitet. Es musste also den Anschein erwecken, als ob ich ein ›Schmetterling‹ sei. Aber es hatte den Vorteil für mich gehabt, dass ich hinter die Kulissen der verschiedensten Betriebe geguckt und viele Details gehört hatte, wie es in der Branche eigentlich zuging.« Zitiert nach der maschinenschriftlichen Abschrift, FA Ba 867, teilveröffentlicht unter dem Datum 16. August 1888, Autograph vermißt.
- 2 Zitiert nach der teilveröffentlichten maschinenschriftlichen Abschrift von Fontanes Brief an Friedrich, 30. August 1888, FA Ba 867, Autograph vermißt.
- 3 So faßte Theodor Fontane die Äußerungen seines Sohnes in einem Brief vom 31. Juli 1888 zusammen. Zitiert nach der unveröffentlichten maschinenschriftlichen Abschrift, FA Ba 866, Autograph vermißt.
- 4 Zitiert nach der teilveröffentlichten maschinenschriftlichen Abschrift, FA Ba 867, Autograph vermißt. Fontanes Zweifel haben sich zunächst verstärkt. In einem unveröffentlichten Brief vom 6. Dezember 1888 schreibt er, daß er dem Plan seines jüngsten Sprößlings eher skeptisch gegenübersteht, obwohl er ihm durchaus Vertrauen geschenkt hat. In diesem Schreiben lobt Fontane einerseits, daß Friedrich einen Teilhaber gefunden hat, denkt andererseits jedoch auch an die Möglichkeit eines Scheiterns. Vgl. die unveröffentlichte maschinenschriftliche Abschrift, FA Ba 866, Autograph vermißt.
- 5 Zitiert nach der unveröffentlichten maschinenschriftlichen Abschrift von Fontanes Brief an Friedrich, 6. Dezember 1888, FA Ba 873, Autograph vermißt.
- 6 OTTO DRUDE u. a. (Hrsg.): THEODOR FONTANE. *Briefe*. Dritter Band 1879–1889. HFA IV/3, S. 648.
- 7 GOTTHARD und THERESE ERLER (Hrsg.): THEODOR FONTANE. *Tagebücher 1866–1882; 1884–1898*. Berlin: Aufbau-Verlag 1994 (Große Brandenburger Fontane-Ausgabe), S. 246. Siehe auch S. 220, 226 f., 237, 240, 242, im folgenden GBA *Tagebücher*.

- 8 Brief vom 5. Februar 1890, zitiert nach der unveröffentlichten maschinenschriftlichen Abschrift, FA Ba 898, Autograph vermißt. – Die in der Einleitung dargelegten Hintergründe über Friedels Etablierung zeigen, daß Hermann Fricke jetzt nicht mehr zugestimmt werden kann, wenn er behauptet, daß Theodor Fontane auf die Idee gekommen sei, eine Verlagshandlung für den jüngsten Sohn zu gründen. Auch in seinen Tagebucheinträgen und Briefen lassen sich keine Äußerungen finden, die eine solche Vermutung bestätigen könnten. Vgl. HERMANN FRICKE: *Der Sohn des Dichters. In memoriam Theodor Fontane*. In: *Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte* 17 (1966), S. 28. Auch Edda Zieglers Annahme, daß der Vater mit seinem Sohn keine geschäftlichen Verbindungen eingehen wollte, weil es ihm widerstrebte, »indirekt von dem neureichen jüdischen Kapital zu profitieren, das Friedels Kompagnons ins Geschäft gebracht haben«, wird durch Friedels briefliche Aussagen widerlegt. Vgl. EDDA ZIEGLER und GOTTHARD ERLER: *Theodor Fontane. Lebensraum und Phantasiewelt. Eine Biographie*. Berlin 1996, S. 159.
- 9 Friedels Notiz auf dem Brief seines Vaters vom 30. August 1888, zitiert nach der teilveröffentlichten maschinenschriftlichen Abschrift, FA Ba 867, Autograph vermißt.
- 10 Beide Teilhaber machten sich 1903 selbständig und gründeten den Verlag Egon Fleischel & Co, der 1922 in die Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart übergang.
- 11 Vgl. *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel und die verwandten Geschäftszweige* 58 (1891), Nr. 168, S. 4257. Hier ist der Verlag erstmals unter diesem Namen verzeichnet. – Über weitere Firmenteilhaber ist wenig bekannt. In den Schreiben Fontanes an Friedrich vom 17. und 25. Juni 1891 erwähnt der Vater einen möglichen vierten Compagnon, Herrn Dietrich, der im Sommer 1891 nach Berlin kommen wollte, um »die Medizin an den Nagel« zu hängen. Vgl. die teil- und unveröffentlichten maschinenschriftlichen Abschriften, FA BA 922 und Ba 923, Autographen vermißt und OTTO DRUDE und HELMUTH NÜRNBERGER (Hrsg.): THEODOR FONTANE. *Briefe*. Vierter Band 1990–1898. HFA IV/4, S. 138. Bereits 1888 hatte Friedrich einen Zusammenschluß mit seinem Freund Dietrich in Erwägung gezogen. Vgl. die Randbemerkung auf dem Brief seines Vaters vom 30. August 1888, teilveröffentlichte maschinenschriftliche Abschrift, FA Ba 867, Autograph vermißt. Im *Börsenblatt* teilt FRIEDRICH FONTANE offiziell mit, »daß unser bisheriger Kommanditist, Herr Henry H. Petit aus Lübeck, infolge schwerer Erkrankung mit dem 1. Juli d.J. aus unserer Firma ausscheidet.« Auch hier konnten noch keine weiteren Informationen ermittelt werden. Vgl. *Börsenblatt* 59 (1892), Nr. 150, S. 3936.
- 12 Vgl. *Börsenblatt* 56 (1889), Nr. 103, S. 2317. Im April 1889 ist Friedrich Fontane als Mitglied Nr. 4643 in den *Börsenverein* aufgenommen worden.
- 13 Die Durchsicht der Jahrgänge 56 bis 65 des *Börsenblattes* bestätigt, daß Friedrich Fontane eifrig für seine Verlagserzeugnisse werben ließ.

- 14 Schon zu Beginn der Verlagsgründung brachte Friedrich Fontane die Zeitschrift *Das Salon-Feuilleton* heraus, später folgten die von KARL EMIL FRANZOS herausgegebene *Deutsche Dichtung*, *Pan* und das von JOSEF ETTLINGER besorgte *Literarische Echo*. Vgl. THOMAS DIETZEL und HANS-OTTO HÜGEL: *Deutsche literarische Zeitschriften 1880–1945. Ein Repertorium*. München 1988, Bd. 2, S. 275 f.; Bd. 3, S. 755 f. und S. 963 f.
- 15 Seit 1891 erschienen die HOFFMANN-VON-FALLERSLEBEN-Ausgabe, seit 1892 die ersten Gesamtausgaben von LUDWIG BECHSTEIN und RUDOLF LINDAU; außerdem verlegte Friedrich Fontane eine MAUPASSANT-Ausgabe und schließlich THEODOR FONTANES *Romane und Erzählungen*.
- 16 Vgl. RUDOLF SCHMIDT: *Deutsche Buchhändler, deutsche Buchdrucker. Beiträge zu einer Firmengeschichte des deutschen Buchgewerbes*. Berlin 1903. Photomechanischer Nachdruck Hildesheim und New York 1979, S. 260.
- 17 Zitiert nach der teilveröffentlichten maschinenschriftlichen Abschrift, FA Ba 867, Autograph vermißt.
- 18 Zitiert nach der teilveröffentlichten maschinenschriftlichen Abschrift, FA Ba 867, Autograph vermißt.
- 19 JOACHIM SCHOBESS: *Theodor Fontane. Unveröffentlichte Briefe an den Sohn Friedrich*. In: FBI I (1968) Heft 6, S. 238.
- 20 Vgl. den Verlagsvertrag über *Stine*, FA W 363, Teilabb. S. 14.
- 21 HFA IV/4, S. 93.
- 22 Vgl. die Vorankündigung im *Börsenblatt* 57 (1890), Nr. 70, S. 1653, Nr. 95, S. 2270, Nr. 97, S. 2318 und Nr. 110, S. 2633. Vgl. auch JÜRGEN JAHN und PETER GOLDAMMER (Hrsg.): THEODOR FONTANE. *Irrungen, Wirrungen; Stine; Quitt.* AFA ²1973, Bd. 5, S. 582 f.
- 23 Vgl. die Einträge im *Börsenblatt* 56 (1889), Nr. 299, S. 6912 und Nr. 300, S. 6928; *Börsenblatt* 57 (1890), Nr. 11, S. 243, Nr. 247, S. 5771 und Nr. 258, S. 6121.
- 24 Vgl. *Börsenblatt* 58 (1891), Nr. 130, S. 3353, Nr. 131, S. 3379 und Nr. 132, S. 3402.
- 25 Die zweite Auflage von *L'Adultera* erschien bereits im Oktober 1891. Vgl. *Börsenblatt* 58 (1891), Nr. 248, S. 6297.
- 26 Die zweite Auflage seines Buches *Kriegsgefangen* wurde 1892 in Friedrich Fontanes Verlag vorgelegt. Vgl. JOACHIM SCHOBESS: *Literatur von und über Theodor Fontane*. Potsdam ²1965, Nr. 206.
- 27 GOTTHARD ERLER (Hrsg.): *Die Dominik-Ausgabe*. In: FBI I (1968) Heft 7, S. 356 f.
- 28 Vgl. das Zirkular für die Buchhandlungen vom 31. Dezember 1891, Schiller-Nationalmuseum/Deutsches Literaturarchiv, Cotta-Archiv (Stiftung der Stuttgarter Zeitung), Marbach am Neckar, Theodor Fontane Fasc. 31.

- 29 HFA IV/4, S. 448.
- 30 In einem Rundschreiben an die Buchhandlungen informiert FRIEDRICH FONTANE über die erste Gesamtausgabe seines Vaters, die nicht nur dessen belletristisches Werk beinhalten sollte: »Nach dem im Jahre 1898 erfolgten Tode Theodor Fontanes erachteten es seine Erben für ihre Pflicht, dem noch bei Lebzeiten des Dichters von ihm geäußerten Herzenswunsche nach einer Gesamtausgabe Rechnung tragend, seine zahlreichen Werke für eine würdige Gesamtausgabe vorzubereiten. Es galt einen gewaltigen Stoff zu bezwingen, der noch um einen überaus reichen literarischen Nachlaß vermehrt worden war./ Die verschiedenartige schriftstellerische Tätigkeit Fontanes einmal als Romancier, dann als biographischer und autobiographischer Erzähler und Briefschreiber, endlich als »Wanderer« und Rezensent schrieb die Einteilung seiner Werke in einzelne Serien gewissermaßen von selbst vor.« Schiller-Nationalmuseum/ Deutsches Literaturarchiv, Cotta-Archiv (Stiftung der Stuttgarter Zeitung), Marbach am Neckar, Theodor Fontane Fasc. IV, 9.
- 31 Die Reihe wurde im Oktober 1908 mit *L'Adultera* eröffnet; später folgten *Cécile*; *Irrungen, Wirrungen*; *Frau Jenny Treibel* und *Mathilde Möhring*. Vgl. PETER DE MENDELSSOHN: *S. Fischer und sein Verlag*. Frankfurt am Main 1970, S. 517.
- 32 Vgl. DE MENDELSSOHN 1970, S. 517 f.
- 33 Vgl. CONRAD WANDREY: *Theodor Fontane*. München 1919, S. 401.
- 34 FA B 531–B 572, die Briefe 1 und 3 konnten bereits früher vom Fontane-Archiv erworben werden.
- 35 HBV 90/98; FA B 46; teilveröffentlicht in: RICHARD BRINKMANN und WALTRAUT WIETHÖLTER (Hrsg.): *Theodor Fontane*. Band II, München 1973 (Dichter über ihre Dichtungen 12/II), S. 389.
- 36 Es handelt sich um den Verlagsvertrag über FONTANES Roman *Stine*. Friedrich hatte seinem Vater zunächst eine vorläufige Fassung zukommen lassen, die er prüfen sollte. Im Fontane-Archiv befindet sich nur noch der endgültige Vertrag. FA W 363, vgl. Teilabb. S. 14.
- 37 Louis Levy-Fengler, seit Ende 1888 Compagnon und Kapitalgeber des Verlages, 1891 ausgestiegen. Vgl. FRIEDRICH FONTANES Anzeige im *Börsenblatt* 56 (1889), Nr. 131, S. 3000 und vgl. FRICKE 1966, S. 28.
- 38 HBV 90/101, Xerokopie im FA Ba 1084; teilveröffentlicht in: BRINKMANN und WIETHÖLTER (Hrsg.) 1973, S. 389; Autograph in Privatbesitz.
- 39 Der schließlich unterzeichnete Verlagsvertrag besteht aus drei Paragraphen.
- 40 Die Formulierung »quam celerrime« (»so schnell wie möglich«) findet sich im endgültigen Vertragstext nicht.
- 41 HBV 90/162, FA B 21; unveröffentlicht. – Fontane hält in seinem Tagebuch über den Kissinger Aufenthalt fest: »In Kissingen, wo wir viele Bekanntschaft

- ten machen, verbringen wir vier sehr angenehme Wochen; Mitte Juli sind wir in Berlin zurück.« GBA *Tagebücher*, S. 251.
- 42 *Deutschland. Wochenschrift für Kunst, Litteratur, Wissenschaft und soziales Leben*. Hrsg. von FRITZ MAUTHNER. Glogau: Carl Flemming, 1890, Nummer nicht bekannt.
- 43 *Freie Bühne für modernes Leben*. Hrsg. von OTTO BRAHM. Berlin: S. Fischer, 1890, Nummer nicht bekannt.
- 44 ERNST VOHSENS Vortrag *Zum deutsch-englischen Vertrag*, den der Konsul a. D., Direktor der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, am 1. Juli 1890 während der Hauptversammlung der Deutschen-Kolonial-Gesellschaft in Köln gehalten hatte, erschien im Verlag Friedrich Fontanes. Vgl. *Börsenblatt* 57 (1890), Nr. 156, S. 3660, Nr. 157, S. 3684 und Nr. 165, S. 3850. – Vgl. auch Fontane an Friedrich, II. September 1890, HBV 90/190.
- 45 Unter englischem Einfluß wurde 1890 eine Protektorats Herrschaft über Sansibar errichtet. Die Insel wurde britischem, die Festlandküste deutschem Einflußbereich zugeteilt. VOHSEN schreibt: »Der Besitzer einer Quelle beherrscht die Mühlen, die von dem Wasser der Quelle abhängig sind; wird den Mühlen das Wasser entzogen, so ist ihr Betrieb gestört. Bei einer politischen Trennung Zanzibars vom Festlande, bei einer von Zanzibar getrennt arbeitenden deutschen Zollverwaltung beherrscht die Festlandküste mit ihren trefflichen Häfen, als Ausgangspunkt aller Karawanen nach dem Innern und als Ziel der vom Innern kommenden Karawanen, den ganzen Handel des gesamten Gebietes bis zu den großen Seen und darüber hinaus. Wir sind als Besitzer des Festlandes die Besitzer der Quellen und wir haben es durch die reichen, in unseren Besitz eingeschlossenen Länder, durch die Bestimmungen der Kongoakte, die unsere Landgrenzen schützt, und durch die Küstenhäfen in der Hand, diese Quellen dahin zu erschließen, wohin es uns beliebt. Wird dem Handel Zanzibars der Zufluß von der Küste entzogen, so muß die Bedeutung dieser Insel in handelspolitischer Beziehung notwendiger Weise schwinden, und wir gebieten wir verfügen über diesen Zufluß.« VOHSEN 1890, S. 6 f.
- 46 Die zur französischen Kolonie Senegal gehörige Insel Gorée, ehemals Hauptumschlagplatz des Handels, wurde nach abnehmender wirtschaftlicher Bedeutung zum Freihafen erklärt, um ihren Niedergang zu verhindern. Da dies trotz aller Bemühungen nicht gelang, schlug man vor, ein großes Sanatorium zu errichten, welches als Hospital und Erholungsort für die Kranken der Küste dienen sollte. Vgl. VOHSEN 1890, S. 21 ff.
- 47 Hermann Sommerfeldt (1820–1902), Apotheker, verheiratet mit Fontanes Schwester Jenny (1823–1904).
- 48 Sultan Seyyid Said al-Busaidi (?–1865), Begründer des Sultanats von Sansibar.
- 49 HBV 92/90, FA B 537; teilveröffentlicht in: BRINKMANN und WIETHÖLTER (Hrsg.) 1973, S. 410.

- 50 Die fehlende Jahreszahl wurde von fremder Hand fälschlicherweise mit 1892 ergänzt. Auch im HBV ist der Brief unter diesem Datum verzeichnet. Da aber entgegen der Angabe im HBV der 1. August 1892 nicht auf einen Freitag, sondern auf einen Montag, der 1. August 1890 aber auf einen Freitag fiel, und darüber hinaus von Conrad Alberti in der von MICHAEL GEORG CONRAD (1846–1927) begründeten *Gesellschaft. Monatsschrift für Litteratur, Kunst und Sozialpolitik* Jahrgang 8 (1892) kein Beitrag vorliegt, ist der Brief mit großer Wahrscheinlichkeit an diesem Tag geschrieben worden.
- 51 Die August-Nummer der *Gesellschaft* eröffnete MICHAEL GEORG CONRAD mit einem Artikel über Paul Schlenther. CONRAD ALBERTI (1862–1918), Pseudonym für CONRAD SITTENFELD, folgte mit einem polemischen Artikel über den Tod der *Freien Bühne* aus Mangel an Zuschauern. Vgl. *Die Gesellschaft* 6 (1890), S. 1097–1103 und S. 1104–1112.
- 52 Die erste Buchausgabe von *Grete Minde* sowie die zweite und dritte Auflage erschienen bei Wilhelm Hertz. Auch die Verlagsrechte für die vierte bis siebte Auflage erhielt Friedrich Fontane zunächst nicht, sondern die J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachfolger, in Stuttgart. Vgl. ANITA GOLZ und GOTTHARD ERLER (Hrsg.): THEODOR FONTANE. *Grete Minde; L'Adultera; Ellernklipp; Schach von Wuthenow*. AFA ²1973, Bd. 3, S. 526 ff.
- 53 Friedrich Fontane hatte das Erstveröffentlichungsrecht für den Roman *Quitt* nicht für seinen Verlag gewinnen können; er ist im November 1890 im Verlag Wilhelm Hertz mit Datierung 1891 erschienen. Auch die zweite Auflage brachte Hertz heraus, die dritte bis fünfte die J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachfolger, in Stuttgart. Vgl. AFA ²1973, Bd. 5, S. 617 f.
- 54 ›Haufen‹.
- 55 HBV 90/179, FA B 531, gedruckt in: HFA IV/4, S. 58. – FONTANE schreibt über den Aufenthalt im Riesengebirge in seinem Tagebuch: »Martha reist schon am 21. Juli nach Krummhübel und mietet auf der Brotbaude. Am 4. August folgen Emilie und ich nach. Wir verbringen dort oben 7 wundervolle Wochen, so schön und ärgerlos, wie man's kaum glauben sollte. Während der ersten 14 Tage ist auch Friedel mit uns. Ich nehme die Korrektur von ›Unwiederbringlich‹ wieder auf und komme fast völlig damit zustande. Emilie macht gleichzeitig die Abschrift. Partien machen wir nur höher hinauf ins Gebirge, bis zu den Teichen und auf die Heinrichsbaude. Nach Krummhübel kommen wir gar nicht, nach Wolfshau (zu den Damen Rogalli und Scharfenort) ein paarmal. Friedlaenders sind drei Tage lang oben bei uns und wohnen in einer Nachbarbaude. Sonst kein Verkehr. Am 22. September kehren wir nach Berlin zurück, mit einem schlesischen Mädchen, das schon oben auf der Brotbaude unsere Bedienung machte.« GBA *Tagebücher*, S. 251.

- 56 *Volkszeitung. Organ für Jedermann aus dem Volke*, 38 (1890), Nr. 193 und Nr. 195. Zur Lindau-Frage vgl. ROLAND BERBIG: *Paul Lindau – eine Literatenkarriere*. In: PETER WRUCK (Hrsg.): *Literarisches Leben in Berlin 1871–1933*. Berlin 1987, S. 113–119 und WALTER HETTICHE [u. a.] (Hrsg.): *Register und Kommentar. Zweiter Teilband. Kommentar*. München: HFA IV/5, Briefe. S. 719.
- 57 Nicht gezeichnet, aber vermutlich von Franz Mehring (1846–1919) stammend.
- 58 Näheres nicht bekannt.
- 59 HBV 90/186, FA B 532; unveröffentlicht.
- 60 Die Schauspielerin Else von Schabelsky (1860–?) kam im Herbst 1888 nach Berlin und trat am Residenztheater unter Lautenberg ein Engagement an. Vgl. BERBIG 1987, S. 113.
- 61 FRITZ MAUTHNER: *Der Fall Paul Lindau*, in: *Deutschland I* (1890), Nr. 48, 30. August 1890, S. 782 ff. und OTTO BRAHM: *Sittliche Entrüstung. Zum Fall Lindau*, in: *Freie Bühne I* (1890), Heft 31, 3. September 1890, S. 817–820.
- 62 Vgl. Fontanes Brief an Friedrich, 11. September 1890, HBV 90/190, Fontane an Mauthner, 18. und 21. September 1890 und Kommentar von FREDERICK BETZ und JÖRG THUNECKE (Hrsg.): *Die Briefe Theodor Fontanes an Fritz Mauthner. Ein Beitrag zum literarischen Leben Berlins in den 80er und 90er Jahren des 19. Jahrhunderts*. In: *FBI* 39 (1985), S. 9f. und S. 29ff.
- 63 Worte des Finanzministers Graf Joseph Wallis (1767–1818) in Wien, der eine Verfügung im Ministerrat Metternich gegenüber verteidigte. Fontane griff den zum geflügelten Wort gewordenen Ausspruch wieder auf im zweiten Teil seiner Autobiographie *Von Zwanzig bis Dreißig*, Kapitel »Der Platen-Verein«.
- 64 Adolf L'Arronge (1838–1908), Musiker, Dramatiker und Theaterdirektor; von 1883 bis 1894 leitete er das Deutsche Theater in Berlin, dessen Mitbegründer er war.
- 65 Ludwig Barnay (1842–1924), Schauspieler, Mitbegründer und Direktor des Berliner Residenztheaters.
- 66 Emil Claar (1842–1930), eigentlich Rappaport, Künstlername Stalk, Schauspieler, Regisseur, Schriftsteller und Journalist, seit dem 1. März 1876 Direktor des Berliner Residenztheaters, ab Juli 1879 des Frankfurter Stadttheaters.
- 67 Vermutlich Bernhard Pollini (1838–1897), eigentlich Baruch Pohl, Sänger; Direktor des Hamburger Thaliatheaters, Geschäftsführer einer wandernden italienischen Operngesellschaft, die Wagner-Opern aufführte, seit 1873 am Hamburger Stadttheater.
- 68 Angelo Neumann (1838–1910), Sänger, Operndirektor; inszenierte am Berliner Viktoriatheater im Jahre 1881 Wagner-Opern. Mit dem von ihm gegründeten Richard-Wagner-Theater veranstaltete er zahlreiche Tourneen, seit 1885 Theaterdirektor in Prag.

- 69 Isidor Kastan (1840–1931), Arzt und Journalist. Seit 1873 Redakteur des wissenschaftlichen und innenpolitischen Teils am *Berliner Tageblatt*, in dem er die Politik Bismarcks vom demokratisch-liberalen Standpunkte aus scharf bekämpfte. Mitglied der Bibliothekskommission in der Berliner jüdischen Gemeinde, verfaßte politische, naturwissenschaftliche und literarkritische Aufsätze.
- 70 Emanuel Stockhausen (1865–?), Sohn des Konzertsängers Julius Stockhausen (1826–1906), Schauspieler. Nachdem er Barnay durch das Vorsprechen einiger Szenen aus *Maria Stuart* (»Mortimer«) von dem großen Umfang seines Talents überzeugt hatte, folgte ein Engagement am Berliner Stadttheater von 1891 bis 1894.
- 71 Die zweite Auflage der von THEODOR SCHIEMANN verfaßten Broschüre *Videant Consules ne quid respublica detrimenti capiat* erschien 1890 im Verlag Theodor Kay. Der Titel »Die Konsuln mögen dafür sorgen, daß die Republik keinen Schaden leidet« spielt auf Ciceros erste Catilinarische Rede (I, 2) an. Vgl. *Börsenblatt* 57 (1890), Nr. 154, S. 3625.
- 72 HBV 90/192, FA B 533; unveröffentlicht.
- 73 MARIE ZUR MEGEDES *Graue Geschichten* erschienen im Oktober 1890 in Friedrich Fontanes Verlag. Vgl. *Börsenblatt* 57 (1890), Nr. 247, S. 5771.
- 74 Im Juni 1889 verlegte Friedrich Fontane den von KARL EGGERS besorgten Briefwechsel zwischen Rauch und Goethe: *Rauch und Goethe. Urkundliche Mitteilungen*. Vgl. *Börsenblatt* 56 (1889), Nr. 122, S. 2743, Nr. 124, S. 2812 und Nr. 144, S. 3258.
- 75 Nicht ermittelt, da von der Zeitschrift *Von Nah und Fern. Illustrierte Wochenschrift für die deutsche Familie* nur der erste Jahrgang 1884/85 in deutschen Bibliotheken verzeichnet und überliefert ist.
- 76 HBV 90/196, FA B 534; unveröffentlicht.
- 77 Das Kapitel *Wilhelm Gentz* wurde zuerst in der Zeitschrift *Deutschland* 2 (1890) veröffentlicht und 1892 in die wohlfeile Ausgabe der *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* Teil I (»Die Grafschaft Ruppin«) aufgenommen. Vgl. JUTTA NEUENDORFF-FÜRSTENAU (Hrsg.): THEODOR FONTANE. *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Dritter Band. ³1987. HFA II/3, S. 847. Siehe hierzu auch Fontanes Brief vom 27. August 1890 an seinen Sohn Friedrich, in dem er sich »für die prompte und glückliche Erledigung der Gentzsache« bedankt. Vgl. die unveröffentlichte maschinenschriftliche Abschrift FA Ba 914, Autograph vermißt.
- 78 Levys Mutter war gestorben. Vgl. Fontane an seinen Sohn, 8. Juli 1890, HBV 90/159. In einem Kondolenzschreiben teilt Fontane Levy-Fengler sein aufrichtiges Mitempfinden über den »schmerzlichen Verluste« mit. Vgl. die unveröffentlichte handschriftliche Abschrift vom 19. September 1890, FA Ca 1136, Autograph in Privatbesitz.

- 79 HBV 90/213, FA B 535; unveröffentlicht.
- 80 Es handelt sich um eine Auseinandersetzung mit Levy-Fengler, Näheres nicht bekannt.
- 81 Ein Friedensschluß kam zwar zustande, dennoch trennten sich die beiden im darauffolgenden Jahr. Fontane notiert dazu in seinem Tagebuch: »Friedel trägt sich mit Veränderungsplänen in seinem Geschäft; Lewy wird wohl ausscheiden und eine andre Geldkraft als Kompagnon eintreten.« GBA *Tagebücher*, S. 254. Im Abschnitt »Juni bis Oktober« hält der Vater fest: »Friedel findet zwei neue Kompagnons und erweitert sein Geschäft, das er nach Magdeburgerplatz 4 verlegt, bedeutend.« GBA *Tagebücher*, S. 256.
- 82 HBV 91/156, FA B 536; unveröffentlicht.
- 83 Datierung von fremder Hand.
- 84 Nicht überliefert.
- 85 George Fontanes Witwe Martha, geb. Robert.
- 86 HBV 92/93, FA B 538; gedruckt in: HFA IV/4, S. 203 f. – Fontane schreibt in seinem Tagebuch rückblickend über den Aufenthalt im Riesengebirge: »So kam der Mai heran. Wir hatten, durch Friedlaenders gütige Vermittlung, eine in der Nähe von Schmiedeberg gelegene Villa, ›Villa Gottschalk‹, gemietet und brachen am 23. Mai auf, uns von der schönen Gebirgsluft Heilung versprechend. Es kam aber anders, ich wurde ganz elend, beinah schlaflos, und so verbrachten wir: Emilie, Martha, ich und Anna, vier schlimme Monate an der sonst so schönen Stelle. Friedlaenders taten das möglichste, auch Besuch kam: Frau Sternheim, Brahm und Hartleben, aber die Tage waren schrecklich und wollten kein Ende nehmen. Nach Berlin zurückkehren ging auch nicht, denn es herrschte eine tropische Hitze, dazu kam Cholera. Während des Sommers erschien ›Jenny Treibel‹ als Buch, und in Paris wurde eine französische Übersetzung meines ›Kriegsgefangen‹ publiziert und sehr günstig aufgenommen; aber nichts davon machte mir Freude. [...] Mitte September kehrten wir von ›Villa Gottschalk‹ nach Berlin zurück. Es ging alles besser, als ich erwartet hatte.« GBA *Tagebücher*, S. 257 f. Siehe auch Fontanes Brief an Friedrich vom 23. Mai 1892, in dem er die Ankunft in Schmiedeberg mitteilt. Vgl. die unveröffentlichte maschinenschriftliche Abschrift, FA Ba 936, Autograph vermißt.
- 87 Nicht überliefert.
- 88 *Graf Petöfy* wurde erst im Jahre 1994 ins Italienische übersetzt. Vgl. DEREK GLASS und PETER SCHAEFER: *Fontane weltweit. Eine Bibliographie der Übersetzungen*. In: FBI 62 (1996) S. 152.
- 89 Bis heute liegt noch keine Übersetzung von *Quitt* vor. Vgl. GLASS und SCHAEFER 1996, S. 153.
- 90 Karl Zöllner (1821–1897).

- 91 Die Erzählung *Der Gott des alten Doktors* ist 1892 im Verlag Friedrich Fontane & Co erschienen. Vgl. *Börsenblatt* 59 (1892), Nr. 172, S. 4433.
- 92 Z.B. *Effi Briest* im Brouillon.
- 93 Den oft zitierten Ausspruch des Grafen Yorck von Wartenburg am 10. März 1814 in der Schlacht bei Laon gegen Napoleon entnahm Fontane aus JOHANN GUSTAV DROYSEN *Das Leben des Feldmarschalls Grafen York v. Wartenburg*, erste Auflage Berlin: Veit und Co. 1851.
- 94 Rudolf Kögel (1829–1896), evangelischer Theologe und Kirchenpolitiker; ab 1863 Hof- und seit 1880 Oberhofprediger in Berlin.
- 95 Egon Fleischel, seit Oktober 1891 Kommanditist in Friedels Verlag.
- 96 Reinhold Stöckhardt (1831–1901), Geheimer Oberregierungsrat, und seine Frau Constanze (1858–1944). Emilie und Theodor Fontane lernten das Ehepaar 1885 im Riesengebirge kennen. Fontane schreibt in seinem Tagebuch: »All die Zeit über war auch Geh. Rat Stöckhardt in Hohenwiese lebensgefährlich krank.« GBA *Tagebücher*, S. 258.
- 97 HBV 92/96, FA B 539; gedruckt in: MANFRED HORLITZ (Hrsg.): *Theodor-Fontane-Archiv Potsdam 1935–1995. Berichte, Dokumente, Erinnerungen*. Berlin 1995, S. 186.
- 98 Am 13. August 1892 teilt Fontane auch Karl Zöllner seine Pläne über eine Genesungsreise nach Breslau mit, über die er im Tagebuch nichts festgehalten hat: »Montag über 8 Tagen will ich noch mal nach Breslau – die ganz aufgezehrte arme Frau mit mir – um bei Prof. Hirt einen letzten Kurversuch zu machen. Etwa 10 Tage.« HBV 92/94. Siehe auch Fontanes Brief an Wilhelm Hertz vom 14. August 1892, HBV 92/95.
- 99 HBV nicht verzeichnet, FA B 540; unveröffentlicht.
- 100 Grab von Fontanes ältestem Sohn George, der am 24. September 1887 an einer Blinddarmentzündung gestorben war.
- 101 HBV 92/101, FA B 541; gedruckt in: THEODOR FONTANE: *Briefe an seine Familie*. Zweiter Band. Berlin: S. Fischer Verlag 1924, S. 279.
- 102 Vermutlich hat Fontane den Brief bereits am 30. August 1892 geschrieben, da er schon am 8. September wieder in Berlin eintraf.
- 103 CARL WITTE, *Meine Amtsenthebung wegen »beginnenden Querulantenwahns« nebst einem Gutachten des Sanitätsraths Dr. Mittenzweig* erschien im September 1892 in Friedrich Fontanes Verlag. Vgl. *Börsenblatt* 59 (1892), Nr. 195, S. 4935, Nr. 198, S. 5005. und Nr. 204, S. 5121.
- 104 Die erste Buchausgabe sowie die folgenden Auflagen von FONTANES Roman *Frau Jenny Treibel* brachte Friedrich Fontane im Herbst 1892 mit der Datierung 1893 heraus. Er sollte mit seiner positiven Einschätzung recht behalten: Bis zum Jahresende lag der Berliner Roman in drei Auflagen vor. Vgl. *Börsenblatt* 59 (1892), Nr. 248, S. 6377, Nr. 250, S. 6450 die zweite Auflage und Nr. 268,

- S. 7066 die dritte Auflage betreffend. – Aufgrund einer schweren depressiven Krankheit konnte Fontane nicht selbst die notwendigen Korrekturarbeiten erledigen und übertrug sie Egon Fleischel. Er schreibt darüber seinem Sohn am 7. Juli 1892: »Es ist mir sehr recht, wenn der Druck jetzt schon beginnt: Fleischel, dem ich mich empfehle, macht wohl die Korrektur, schon des Englischen wegen, das in dem einen Kapitel vorkommt. Das Honorar, welches ich Dir überlasse entweder ganz oder geteilt zu zahlen, bitte ich bei Herrn Sternheim einzuzahlen. Möchte die Firma Freude an dem Buche haben. Mir geht es nicht gut, die Kräfte wollen nicht wiederkommen, im Gegenteil.« HBV 92/88. Im Gegensatz zum Zeitschriftenabdruck in der *Deutschen Rundschau* findet man in der Erstausgabe zahlreiche Druckfehler und Ungenauigkeiten. Vgl. PETER GOLDAMMER und GOTTHARD ERLER (Hrsg.): THEODOR FONTANE. *Unwiederbringlich; Frau Jenny Treibel*. AFA ²1973, Bd. 6, S. 526 ff. und GOTTHARD ERLER: *Plädoyer für einen Editionstyp*. In: *Zeitschrift für Germanistik*, S. 294. Wilhelm Hertz hatte Fontane bereits am 29. Dezember 1891 angeboten, das Buch zu veröffentlichen. Fontane antwortete ihm daraufhin am 30. Dezember 1891: »[...] die Mittheilung, daß ich das Buch, noch eh es geschrieben war, meinem Sohne versprochen habe, kommt mir einigermaßen schwer an. Ich bin ganz und gar, und werde mich auch schwerlich darin ändern, gegen Geschäftsbeziehungen zwischen Sohn und Vater, habe aber, um nicht zu verletzen, nachgeben müssen. Schließlich muß ich ja auch einräumen, daß diese Frage, so gut wie jede andre, ihre zwei Seiten hat und daß ich die Gefühle meines Sohnes begreife.« SCHREINERT und HAY (Hrsg.) 1972, S. 337. Bereits am 27. Januar 1891 hatte Fontane seinem Sohn Friedrich »noch eine Berliner Geschichte zugegacht«. HBV 91/158.
- 105 GUSTAV BURCHARDS Anthologie *Das Familienfest. Fontanes Sammlung von Original-Gedichten, Vorträgen, Festspielen und zu Polterabenden, grünen, silbernen und goldenen Hochzeiten* erschien im Dezember 1892. Vgl. *Börsenblatt* 59 (1892), Nr. 286, S. 7635. Bereits im Februar 1891 hatte Friedrich Fontane das von LUISE KORFF besorgte Handbuch für Familienfestreden *Was willst Du vortragen? Eine Sammlung von Original-Gedichten zu Hochzeiten, Polterabenden und Familienfesten* herausgebracht. Vgl. *Börsenblatt* 58 (1891), Nr. 14, S. 386, Nr. 15, S. 411 und Nr. 35, S. 884.
- 106 Zur Verdeutlichung wiederholt Fontane über dem Wort mit lateinischen Buchstaben: »Deyelsdorf«. Martha besuchte dort ihre mit dem Gynäkologen Gustav von Veit (1824–1903) verheiratete Freundin Marie Bencard (1858–1920) und unterzog sich einer Kur. Siehe hierzu Fontanes Eintrag in seinem Tagebuch. Vgl. GBA *Tagebücher*, S. 258.
- 107 Im August war in Hamburg die letzte schwere Cholera-Epidemie in Deutschland ausgebrochen; bis Oktober starben dort rund 8000 Menschen.

- 108 Bereits am 30. April 1892 hatte FRIEDRICH FONTANE im *Börsenblatt* eine Anzeige aufgegeben, weil er einen Gehilfen für seinen Verlag suchte, der ihn bei der verlegerischen Tätigkeit unterstützen sollte. Vgl. *Börsenblatt* 59 (1892), Nr. 99, S. 2623 und Nr. 100, S. 2649.
- 109 HBV 92/105, FA B 542; unveröffentlicht.
- 110 HBV 92/106, FA B 543; unveröffentlicht.
- 111 HBV 92/116, FA B 544; unveröffentlicht.
- 112 Vermutlich handelt es sich um die 1892 im Berliner Wallner-Theater uraufgeführte Tragikomödie *Das Lumpengesindel* von ERNST VON WOLZOGEN (1855–1934). In diesem Stück verarbeitete er humoristisch die Eindrücke und Erfahrungen aus der Friedrichshagener Zeit. Vom Publikum und von der Kritik wurde das *Lumpengesindel* verurteilt, nur Paul Schlenther und Maximilian Harden äußerten sich wohlwollend. WOLZOGEN seinerseits interpretierte das ablehnende Verhalten der Journalisten als »Rachedurst der Juden«, die ihm die negativen äußerlichen Beschreibungen der Juden in seinen Werken abgewöhnen wollten. Vgl. ERNST VON WOLZOGEN: *Wie ich mich um mein Leben brachte. Erinnerungen und Erfahrungen*. Braunschweig und Hamburg 1922, S. 76 und S. 103. Es ist jedoch eher zu vermuten, daß sich viele Mitglieder des Friedrichshagener Kreises über die intime und private Darstellung in dem Theaterstück ärgerten und aus diesem Grunde die Aufführung verurteilten. – 1891 erwarb Friedrich Fontane die Rechte für WOLZOGENS im Verlag von Emil Dominik erschienenen Buch *Der rote Franz*; im darauffolgenden Jahr brachte er unter anderem auch die nach der Premiere überarbeitete Fassung des *Lumpengesindels* heraus. Vgl. *Börsenblatt* 58 (1891), Nr. 261, S. 6695 und *Börsenblatt* 59 (1892), Nr. 171, S. 4433. Siehe hierzu auch Fontane an Wolzogen, 2. Februar 1892.
- 113 Vermutlich spielt Fontane hier auf Friedels Verlagsstrategie an, weil dieser die Rechte für Ernst von Wolzogens Werke von dessen ursprünglichem Verlag Emil Dominik erworben hatte und infolgedessen eines interessierten Publikums sicher sein konnte. Vgl. *Börsenblatt* 58 (1891), Nr. 261, S. 7005.
- 114 HBV 92/127, FA B 545; teilveröffentlicht in: BRINKMANN und WIETHÖLTER (Hrsg.) 1973, S. 432.
- 115 Es handelt sich hier um die Rezensionsexemplare des Romans *Frau Jenny Treibel*.
- 116 Fontane schrieb am 22. Oktober 1892 an Otto Brahm: »Anbei mit schönsten Grüßen »Frau Jenny Treibel«, der Sie vielleicht – über meine Säumigkeit im Lesen und Kritisieren hinwegsehend – ein paar freundliche Worte widmen. Ich spreche diesen Wunsch noch mehr als Verleger- wie als Buchvater aus.« HBV 92/126.
- 117 Der Brief an Julius Rodenberg ist ebenfalls überliefert. Fontane bringt in diesem Schreiben seinen Dank für die Veröffentlichung des Romans in der *Deutschen Rundschau* zum Ausdruck. Vgl. HBV 92/129.

- 118 Das Schreiben an den Berliner Verleger Elwin Paetel (1847–1907) ist nicht überliefert.
- 119 Paul Schlenther (1854–1916) besprach Fontanes Roman in der Sonntagsbeilage der *Vossischen Zeitung* vom 27. November 1892. Siehe hierzu auch Fontanes Brief vom 26. November 1892, in welchem er sich für das wohlwollende Urteil bedankt. Vgl. HBV 92/145.
- 120 Carl Robert Lessing (1827–1911), Jurist; Landgerichtsdirektor in Berlin, Haupt-eigentümer der *Vossischen Zeitung* und seine Frau Emma, geb. von Gelbke (1827–1895).
- 121 Anna Stephany, Frau des Chefredakteurs der *Vossischen Zeitung* Friedrich Stephany (1830–1912).
- 122 Ludwig Pietsch (1824–1911), Journalist und Zeichner, seit 1864 Mitarbeiter der *Vossischen Zeitung*, zuständig für Kunstkritik, Gesellschafts- und Reiseberichte. FONTANE erinnert in seinem ersten Berliner Gesellschaftsroman *L'Adultera*, zweites Kapitel, an dessen vortrefflichen Stil.
- 123 Gustav Labry (1800–1892), ein jüngerer Bruder von Fontanes Mutter.
- 124 HBV 93/9, FA B 546; unveröffentlicht.
- 125 Datierung von fremder Hand.
- 126 Der Brief ist nicht überliefert. Wer der junge Bräutigam gewesen ist, konnte nicht ermittelt werden. Es kann sich aber um keinen Fall um Paul Schlenther handeln, wie im HBV vermutet worden ist, denn Schlenther hatte bereits ein Jahr zuvor die Schauspielerin Paula Conrad geheiratet. Vgl. Fontane an Schlenther, 18. Oktober 1892, HBV 92/124.
- 127 Wilhelm Delhaes (1843–1912), Fontanes Arzt.
- 128 HBV 93/72, FA B 547; gedruckt in: HFA IV/4, 1982, S. 292. – Über den Karlsbader Aufenthalt notiert Fontane in seinem Tagebuch: »Emiliens schlechtes Befinden führte schließlich zu der Verordnung »Karlsbad«. Am 16. August brachen wir zwei Alten auf; Martha hütete mit Anna das Haus. Wir verlebten in Karlsbad, wo wir Friedlaender und Frau trafen, sehr angenehme Wochen [...]. Anfänglich litt Emilie unter der Kur, die ihr aber außerordentlich gute Dienste leistete. Karlsbad gefiel uns sehr. Am 13. September reisten wir wieder ab.« GBA *Tagebücher*, S. 259 f.
- 129 Friedrich hatte seine Ferien in Westerland auf Sylt verbracht.
- 130 FONTANES Autobiographie *Meine Kinderjahre* erschien im Dezember 1893 in Friedels Verlag. In der ersten Verlagsanzeige wirbt er: »Die Jugenderinnerungen Theodor Fontane's werden ein beliebtes Geschenkwerk für das diesjährige Weihnachtsfest bilden. Wir bemerken, daß das Werk in keiner Zeitschrift vorher veröffentlicht wurde, sondern nur in der Buch-Ausgabe als Novität erscheint.« *Börsenblatt* 60 (1893), Nr. 274, S. 7282. Vgl. auch Nr. 276, S. 7362 und Nr. 280, S. 7502. Fontane hatte seine Autobiographie, die in JULIUS RODENBERGS *Deut-*

- scher Rundschau erscheinen sollte, wegen Rodenbergs Kürzungswünschen zurückgezogen. Fast zeitgleich mit der Buchausgabe wurde Kapitel 13 unter der Überschrift *Meine Schülerjahre* in der *Deutschen Dichtung* und Kapitel 16 unter der Überschrift *Mein alter Vater* im *Magazin für Literatur* veröffentlicht. Vgl. GOTTHARD ERLER und PETER GOLDAMMER (Hrsg.): THEODOR FONTANE. *Meine Kinderjahre*. AFA 1982, *Autobiographische Schriften*. Band I, S. 211. Im darauffolgenden Jahr konnte bereits die zweite Auflage vorgelegt werden. Vgl. *Börsenblatt* 61 (1894), Nr. 237, S. 6302.
- 131 *Die Zukunft*, (1892–1922), gegründet und herausgegeben von MAXIMILIAN HARDEN, erschien im Berliner Verlag Georg Stilke (1840–1900). Die »neueste Nummer« wurde am 9. September 1893 ausgeliefert.
- 132 Carl Müller-Grote (1833–1905), Berliner Verleger; bei ihm erschien die erste Buchausgabe von FONTANES Roman *Unterm Birnbaum*.
- 133 HBV 93/108, FA B 548; teilveröffentlicht in: BRINKMANN und WIETHÖLTER (Hrsg.) 1973, S. 125.
- 134 FONTANES Autobiographie *Meine Kinderjahre*. Siehe hierzu Fontanes Brief an Wilhelm Hertz vom 30. November 1893. In diesem verlangt er »nicht nach Lob sondern nach einer möglichst scharf ausgesprochenen Meinung«. Fontane selbst kritisiert an Biographien, daß sie fast alle »an einem schön rednerischen Haupt- und Literaturquatsch leiden, an einem ledernen Berühmtheitscultus und sich durch Namen bestrahlen« lassen. In *Meinen Kinderjahren* erinnert der Biograph gerade an weniger berühmte Zeitgenossen, zu denen er in persönlichen Beziehungen stand: »Ich hasse das, bin aber nun vielleicht in den entgegen gesetzten Fehler verfallen und habe die Müller-Schultzes meiner Kinderjahre vielleicht zu respektvoll behandelt. Darüber würde ich gern ein Urtheil hören.« HBV 93/106.
- 135 Am 27. November 1893 hatte Fontane Auguste Scherenberg mit einem Exemplar seiner *Kinderjahre* für deren Bereitschaft gedankt, Informationen über zwei Swinemünder Familien für das siebte Kapitel *Die Schönebergs und die Scherenbergs* zusammenzutragen. Vgl. HBV 93/102 und Fontane an Auguste Scherenberg, 6. November 1892, HBV 92/135.
- 136 Am 1. Dezember schreibt Fontane an Otto Brahm: »Was? Wie?/ne Biographie?/Und Gott bewahre,/Bloß bis zum zwölften Jahre./Was man nicht alles erleben kann!/Nehmen Sie's trotzdem freundlich an.« HBV 93/107.
- 137 HBV 94/120, FA B 549; gedruckt in: HFA IV/4, S. 380 f. – Fontanes Notizen über den zweiten Karlsbader Aufenthalt: »Im August wieder auf vier Wochen nach Karlsbad; wir wohnen wieder in der ›Silbernen Kanne‹ und verleben wieder angenehme Tage.« GBA *Tagebücher*, S. 262.
- 138 Vermutlich handelt es sich um Paul Meyer (1857–1935), Justizrat in Berlin, Fontanes Testamentsvollstrecker.

- 139 Am 21. August 1894 hatte Fontane seinem Sohn bereits aus Karlsbad geschrieben, um ihm einige Abstecher nach Antwerpen, Löwen und zum Schlachtfeld von Waterloo zu empfehlen. Er konnte darüber aus eigener Reiseerfahrung berichten und urteilen, da er im April 1852 auf dem Weg nach England diese Stätten besucht hatte. Vgl. die unveröffentlichte maschinenschriftliche Abschrift, FA Ba 953, Autograph vermißt.
- 140 Leo Graf von Caprivi (1831–1899), 1890 bis 1894 Reichskanzler, Nachfolger Bismarcks.
- 141 Fontane notiert in seinem Tagebuch: »Am 3. August reist Martha nach Zansbur, zur Gräfin Wachtmeister; von dort will sie später nach Rostock.« GBA *Tagebücher*, S. 262.
- 142 HBV nicht verzeichnet, FA B 550; unveröffentlicht.
- 143 Es handelt sich hierbei um den Erstdruck der *Poggenpuhls* in der Zeitschrift *Vom Fels zum Meer*. Der Redakteur PAUL DOBERT (1860–1931) schreibt an Friedrich Fontane: »Also, um zunächst auf den Inhalt Ihres Schreibens zurückzukommen: Spemann und ich sind nicht abgeneigt, den Roman des Herrn Papa zu nehmen, also senden Sie bitte an mich privat die Inhaltsangabe (resp. wenn Ihr Herr Papa sie sendet: offiziell an die *Redaktion von ›Vom Fels zum Meer.‹*) und schreiben Sie offiziell immer an die Redaktion ›Vom Fels zum Meer‹ – was der Roman kosten soll, wie lang er ist. Ihr Papa hat doch festen Preis per Bogen. Es ist doch ein moderner, kein historischer Roman?« FA B 550a, unveröffentlicht. *Die Poggenpuhls* erschienen dort vom Oktober 1895 bis März 1896. Vgl. GOTTHARD ERLER (Hrsg.): THEODOR FONTANE. *Effi Briest; Die Poggenpuhls; Mathilde Möhring*. AFA ²1973, Bd. 8, S. 591 f.
- 144 HBV 94/181, FA B 551; gedruckt in: HFA IV/4, S. 408 f.
- 145 Miriam Chapy, französische Übersetzerin, Lebensdaten nicht bekannt.
- 146 Eine Übersetzung ins Französische liegt bis heute nicht vor. Vgl. GLASS und SCHAEFER 1996, S. 153. *Von, vor und nach der Reise. Plaudereien und kleine Geschichten* erschien im März 1894 im Verlag Friedrich Fontane & Co. Vgl. *Börsenblatt* 61 (1894), Nr. 67, S. 1795. Schon Ende März konnte eine zweite Auflage angekündigt werden. Vgl. *Börsenblatt* 61 (1894), Nr. 71, S. 1894.
- 147 Am 11. Juni 1870 trat das Deutsche Urheberrechtsgesetz in Kraft. Es war dem Grundsatz der Übersetzungsfreiheit verpflichtet, das heißt, es konnten nur solche Werke generell nicht frei übersetzt werden, die noch unveröffentlicht oder in toter Sprache erschienen waren. Nach Ablauf von fünf Jahren seit dem Erscheinungstermin durften Übersetzungen auch ohne Einwilligung des Autors veröffentlicht werden. Nach vorangegangenen kontroversen Erörterungen setzte die Berner Übereinkunft von 1886 die Gewährung eines Übersetzungsrechts für die Dauer von 10 Jahren ab Erscheinen des Originalwerks fest. Vgl. LUDWIG DELP: *Das Recht des geistigen Schaffens. Entstehung, Be-*

- stand, *Tendenzen der autonomen und antinomen Grundrechte des Urheberrechts und des Urhebervertragsrechts*. München 1993, Kapitel IV, Randnummer 154–158.
- 148 Die Rechte des Romans *Cécile* erhielt Friedrich Fontane mit der Übernahme der ersten Ausgabe von FONTANES *Romanen und Novellen*, nachdem die beiden ersten Auflagen im Verlag Emil Dominik im Jahre 1887 erschienen waren.
- 149 Jacques Saint-Cère, eigentl. Rosenthal (gest. 1898), Journalist, Mitarbeiter des *Figaro*, verheiratet mit Anna Lindau, geb. Kalisch (1854–1940). Im August 1894 hatte Fontane Saint-Cère mit seiner Frau in Karlsbad getroffen. Vgl. GBA *Tagebücher*, S. 262.
- 150 *Effi Briest* war zwischen Oktober 1894 und März 1895 in sechs Folgen in Rodenbergs *Deutscher Rundschau* veröffentlicht worden, am 17. Oktober 1895 erschien die Buchausgabe im Verlag Friedrich Fontane & Co. Vgl. *Börsenblatt* 62 (1895), Nr. 232, S. 5387. Bis zu Fontanes Tod wurden sechs Auflagen herausgebracht.
- 151 HBV 95/119, FA B 552; gedruckt in: HFA IV/4, S. 474 f. – Über seinen dritten Aufenthalt in Karlsbad notiert Fontane im Tagebuch: »Im August gehen wir wieder nach Karlsbad in die ›Silberne Kanne‹. Es ist wieder sehr schön; Emilie leidet aber unter den Personen, die wir antreffen, und kommt dadurch um die ganze Kur.« GBA *Tagebücher*, S. 263.
- 152 Karl Friedrich Zöllner (1859–?), der Sohn des mit der Familie Fontane befreundeten Ehepaars Karl und Emilie (1828–1924) Zöllner, hatte sich nicht standesgemäß verlobt, woran besonders seine Mutter Anstoß nahm. Vgl. auch Fontanes Briefe an Tochter Martha vom 29. und 30. August 1895, HBV 95/121 und HBV 95/122.
- 153 Vermutlich meint Fontane den Jagdausflug in die Nähe von Hankels Ablage in Zeuthen, zu dem Friedrich zusammen mit seinem Freund Paul Meyer am 16. September aufbrechen wollte. Vgl. Fontanes Brief an Martha vom 17. September 1895, HBV 95/133.
- 154 HBV 95/126, FA B 553; gedruckt in: HFA IV/4, S. 478 f.
- 155 Max Jordan (1837–1906), Kunsthistoriker und Publizist, seit 1874 Direktor der Nationalgalerie in Berlin. Der im Brief angesprochene Sachverhalt ließ sich nicht aufklären.
- 156 Nicht überliefert.
- 157 Am 2. September 1870 wurde die französische Armee unter Napoleon III. von den deutschen Truppen zur Kapitulation gezwungen, nachdem sie am Tag zuvor bei Sedan besiegt worden war.
- 158 Martha verweilte im Spätsommer 1895 bei der verwitweten Gräfin Margarete Wachtmeister, geb. Veit, in Zansebur und bei Familie Witte in Warnemünde und Rostock.

- 159 ›Verrußt‹.
- 160 Die Kornblume war die Lieblingsblume Kaiser Wilhelms II. Siehe auch *Frau Jenny Treibel*, Kapitel 3.
- 161 Grand Hotel und Café in Karlsbad.
- 162 Friedrich Goldschmidt (1837–1902), Direktor der Schultheiß-Patzenhofer-Brauerei, Näheres über die beiden anderen nicht bekannt.
- 163 WILHELM VON POLENZ' Roman *Der Büttnerbauer* war im Mai 1895 im Verlag Friedrich Fontane & Co. erschienen. Vgl. *Börsenblatt* 62 (1895), Nr. 121, S. 2883 und Nr. 128, S. 3013. Vgl. auch Fontanes Brief an Wilhelm von Polenz vom 24. September 1895, HBV 95/140, in dem er dem Autor sein kritisches Lob mitteilt.
- 164 HBV 96/104, FA B 554; gedruckt in: HFA IV/4, S. 563. – »Im Mai und Juni 96 gingen wir wieder nach Karlsbad, wo wir's wieder sehr gut trafen, diesmal in der ›Amsel‹; das gesellschaftliche Leben war aber langweiliger, weil wir niemand trafen, mit dem wir hätten verkehren können« schreibt Fontane über seinen vierten Aufenthalt in Karlsbad. GBA *Tagebücher*, S. 265.
- 165 Scherzhaft für ›Bargeld‹, ›Honorar‹.
- 166 Friedrich Fontane verlegte im Auftrag verschiedener Wandervereine Wanderführer und Karten der näheren Umgebung Berlins. Mit einer Postkarte vom 31. Mai 1892 gratuliert Fontane seinem Sohn zu dem verlegerischen Erfolg eines dieser Führer. Vgl. die unveröffentlichte maschinenschriftliche Abschrift, FA Ba 937, Autograph vermißt. Im Mai 1892 erschien *Fontanes Führer durch die Umgegend Berlins. Nach eigenen Erfahrungen bearbeitet und herausgegeben vom Touristen-Club für die Mark Brandenburg*. Vgl. *Börsenblatt* 59 (1892), Nr. 90, S. 2382, Teil I, *Börsenblatt* 60 (1893), Nr. 119, S. 3175, Teil II und *Börsenblatt* 61 (1894), Nr. 148, S. 3960, Teil III betreffend. Darüber hinaus bot Fontane auch amtliche Meßtischblätter an; so erschien 1894 zum Beispiel *Fontanes neueste Spezial-Karte vom Grunewald 1:50 000*. Vgl. *Börsenblatt* 61 (1894), Nr. 113, S. 3056.
- 167 Carl Müller-Grote.
- 168 Hans von Hopfen (1835–1904), Lyriker, Versepiker, Novellen- und Romanautor; bevorzugte Schilderungen tragischer Lebensläufe aus dem Künstler- und Studententum.
- 169 Vermutlich handelte es sich um den Verlagsvertrag über *Die Poggenpuhls*, der zwischen Vater und Sohn abgeschlossen und von Theodor Fontane selbst am 18. Mai unterzeichnet worden war. Vgl. Verlagsvertrag FA D 15. Für die ersten drei Auflagen wurden ihm 1500 Mark Honorar gezahlt, für jede weitere sollte Fontane 500 Mark erhalten.
- 170 Im November 1896 erschien die erste Buchausgabe der *Poggenpuhls*; bis zum Jahresende konnte Friedrich Fontane bereits die dritte Auflage liefern. Vgl.

- Börsenblatt* 63 (1896), Nr. 267, S. 7629, Nr. 274, S. 7977 und Nr. 289, S. 8495. Bereits am 10. Oktober hatte sich Friedrich für den neusten Roman seines Vaters eingesetzt, der in der Reihe *Fontanes 2 Mark-Bücher* erscheinen sollte: »Der Name des Verfassers spricht für sich selbst. Sein neuestes Werk bedarf, namentlich nach dem großen Erfolg von ›Effi Briest‹ keiner besonderen Empfehlung. Nur auf den billigen Preis soll nachdrücklichst hingewiesen werden.« *Börsenblatt* 63 (1896), Nr. 237, S. 6435.
- 171 *Frau Jenny Treibel* wurde im August 1896 in der vierten Auflage vorgelegt. Vgl. *Börsenblatt* 63 (1896), Nr. 191, S. 4959.
- 172 Fontane hatte am 3. Juni 1896 aus Karlsbad Egon Fleischel für die Korrekturbögen gedankt. Vgl. HBV 96/100.
- 173 Theodor Toeche, (1837–1919), Besitzer des Berliner Verlages E. S. Mittler & Sohn, bei dem das *Militärwochenblatt* erschien. Siehe hierzu auch *Die Poggenpuhls*, Kapitel 2.
- 174 Anspielung auf WILLIAM SHAKESPEARES *Heinrich IV*, erster Teil, V/4.
- 175 Die Schauspielerin Agnes Sorma (1862–1927) war seit 1883 am Deutschen Theater in Berlin engagiert.
- 176 HBV 96/112, FA B 555; unveröffentlicht.
- 177 Nicht überliefert.
- 178 Siehe hierzu Gräfin Melusines Worte im *Stechlin*, Kapitel 29: »Alles Alte, soweit es Anspruch darauf hat, sollen wir lieben, aber für das Neue sollen wir recht eigentlich leben.«
- 179 Im *Börsenblatt* teilt der neue Verleger mit: »[...] haben wir die Ehre, Ihnen anzuzeigen, dass vom 1. Mai d.J. ab der Verlag der Veröffentlichungen der Genossenschaft Pan von uns übernommen wurde und künftig mit unserem Firma-Namen gezeichnet wird. – Wir errichten dafür ein besonderes Konto und bitten Sie, das bisherige Konto ›Genossenschaft Pan‹ umändern zu wollen in ›F. Fontane & Co. Pan-Konto.« *Börsenblatt* 63 (1896), Nr. 132, S. 3451.
- 180 *Das Geheimnis des Ceremonienmeisters*. Hofroman aus der jüngsten Vergangenheit von CARL FÜRST V. ... Zürich 1896.
- 181 Frederick Sleigh Earl Roberts (1832–1914) war 1892 ins britische Oberhaus berufen worden.
- 182 Fontanes erster Enkel Otto (1887–1958).
- 183 Nicht überliefert. Vgl. aber Fontanes Brief an Paul Heyse vom 14. Juni 1896, in dem er sich um den Lebensunterhalt von Auguste Scherenberg Sorgen macht, da deren »Nährvater« vor kurzem gestorben war. HBV 96/110.
- 184 Gertrud Mengel (1883–?), Tochter von Richard (1852–1910) und Lise Mengel, geb. Witte (1858–1923).
- 185 HBV nicht verzeichnet, FA B 570; unveröffentlicht.

- 186 Ort und Datierung des Briefes lassen sich aus dem Briefinhalt erschließen. Martin Harlem, Sohn von Georg und Annemarie von Harlem, geb. Witte (1870–1947) und Enkelkind von Anna Witte (1834–1910). erkrankte im Juli 1896, und Fontane schrieb zwischen dem 11. und 16. Juli aus Berlin an verschiedene Personen, um von dem Unglück zu berichten. Vgl. auch Fontane an Marie Sternheim, 12. Juli 1896, HBV 96/133 und an seine Tochter Martha, 14. Juli 1896, HBV 96/135.
- 187 Dr. Salomon, seit 1893 Hausarzt der Familie Fontane. Vgl. Fontanes Brief an Karl Zöllner vom 30. September 1893, HBV 93/82.
- 188 HBV 96/152, FA B 556; gedruckt in: HFA IV/4, S. 590 f. – Über den Aufenthalt in Waren hält Fontane in seinem Tagebuch retrospektiv fest: »Im August gingen wir auf vier Wochen nach Waren am Müritzsee, wo wir, der ganze Hausstand, sehr angenehme Tage verlebten. Mitte September waren wir wieder zurück.« GBA *Tagebücher*, S. 265.
- 189 Anspielung auf LUDWIG UHLANDS *Des Sängers Fluch*, vorletzter Vers: »Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht«.
- 190 Das Berliner »Weißen-Stephan«, ein Bier- und Weinlokal, befand sich in der Nähe der Potsdamer Brücke. Siehe hierzu auch AFA ²1973, Bd. 8, S. 317.
- 191 Friedrich Wilhelm Thomas (1831–1903), Nachbar rechter Hand der Villa Meta in Waren. Vgl. auch Fontanes Brief an Karl Zöllner vom 30. August 1896, HBV 96/154.
- 192 Ernst Wilhelm Eduard von Knorr (1840–1920), 1893 zum Admiral ernannt.
- 193 Franz Heinrich Schwechten (1841–1924), Berliner Architekt. Er baute zum Beispiel die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche (1891–95).
- 194 Ostern 1836 trat Fontane in Wilhelm Roses (1792–1867) Apotheke »Zum weißen Schwan« in Berlin ein und absolvierte dort seine Ausbildung zum Apotheker bis 1839. *Von Zwanzig bis Dreißig* beginnt mit Fontanes Erinnerungen an seine Lehrzeit.
- 195 Anspielung auf die Rede des schwedischen Hauptmanns in FRIEDRICH SCHILLERS Drama *Wallensteins Tod*, IV/10: »Wir standen, keines Überfalls gewärtig, bei Neustadt schwach verschanzt in unserm Lager.«
- 196 Fontanes Ballade *Archibald Douglas* wurde 1858 von Carl Loewe (1796–1869) vertont.
- 197 Röbel an der Müritz.
- 198 Das ehemalige Dienstmädchen der Familie Herrlich.
- 199 Die Burg Schlitz erwähnt Fontane im ersten Band seiner *Wanderungen* im Kapitel »Rheinsberg«.
- 200 Im Sommer 1896 verbrachten die Brüder Theo und Friedel einen gemeinsamen Wanderurlaub in Tirol. Vgl. Fontanes Briefe an seine Tochter vom 14. Juli 1896, HBV 96/135, S. 577 f. und an Marie Sternheim vom 18. August 1896, HBV 96/144.

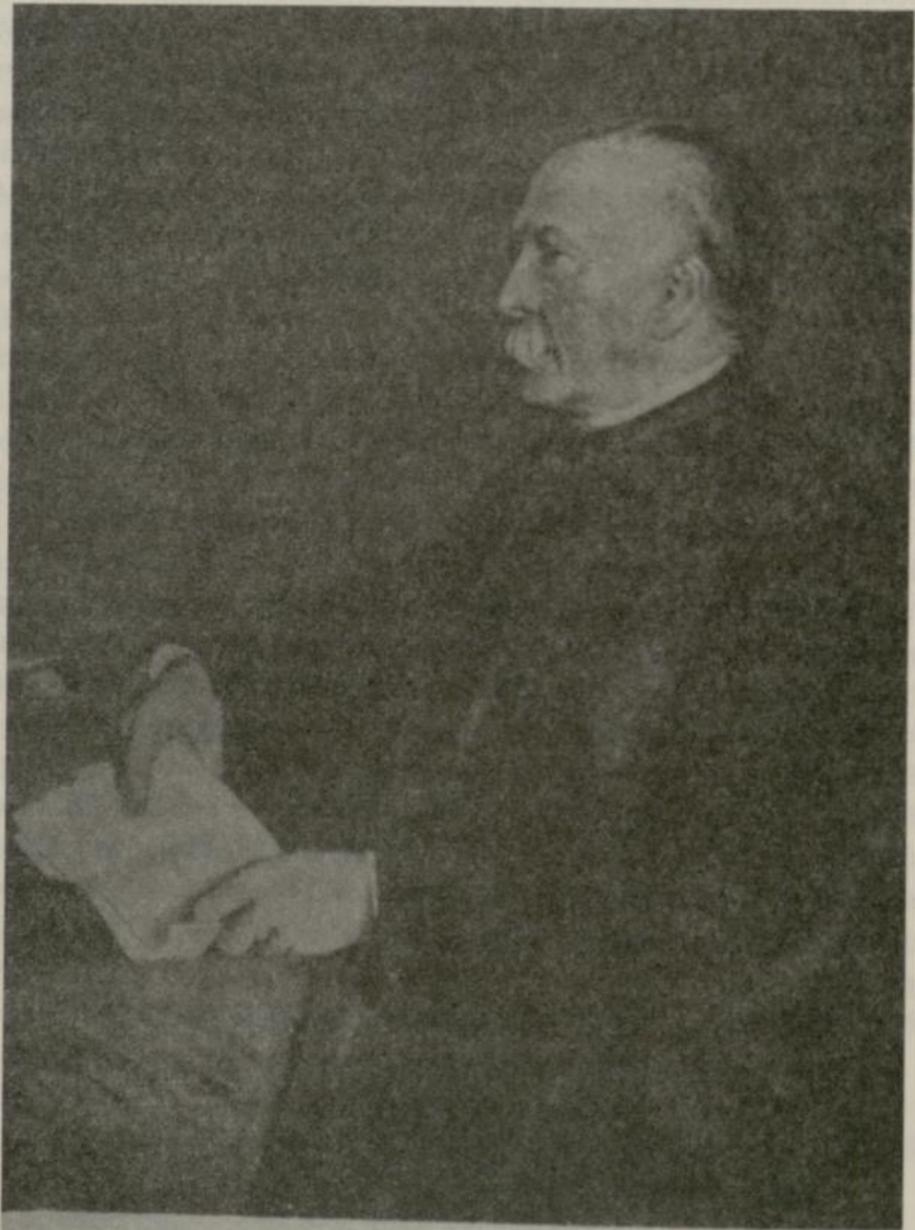
- 201 HBV 96/159, FA B 557; gedruckt in: HFA IV/4, S. 593 f.
- 202 *Der Stechlin*.
- 203 Der norwegische Polarforscher und Zoologe Frithjof Nansen (1861–1930) befuhr mit seinem Expeditionsschiff »Fram« von den Neusibirischen Inseln aus das Nordpolarmeer.
- 204 Anna Fischer, Fontanes Hausangestellte.
- 205 Agathe Fontane, Fontanes älteste Nichte, lebte verwitwet in Friedenau.
- 206 HBV 96/207, FA B 558; unveröffentlicht.
- 207 Siegmund Schott (1852–1910), gelernter Kaufmann, Literaturhistoriker und -kritiker. – Im darauffolgenden Jahr, am 12. Februar 1897, erschien in der Beilage der Münchener *Allgemeinen Zeitung* Nr. 34 SCHOTTS Besprechung der *Poggenpuhls*. Fontane bedankte sich daraufhin am 14. Februar für seine wohlwollende und fachgerechte Beurteilung. Vgl. HBV 97/34. Bereits am 3. Januar 1897 hatte Fontane geschrieben: »Mit den »Poggenpuhls« hat es gute Wege und freundliche Worte kommen immer zu rechter Zeit.« FA Ca 1616; das Original befindet sich in der Houghton Library, Harvard University, Cambridge, USA, unveröffentlicht.
- 208 GEORG BENDLERS Roman *Das starke Geschlecht* erschien im Juni 1898 in Friedrich Fontanes Verlag. Vgl. *Börsenblatt* 65 (1898), Nr. 141, S. 4649.
- 209 HBV 97/104, FA B 559; teilveröffentlicht in: BRINKMANN/WIETHÖLTER 1979, S. 477. – Fontanes Tagebuch gibt Auskunft über den letzten Sommerfrische-Aufenthalt in Karlsbad: »Mitte August gingen Emilie und ich wieder nach Karlsbad, wo wir bis etwa zum 12. September blieben. Wir trafen es wieder sehr gut, trotzdem wir meist Regenwetter hatten und an allen Ausflügen und Spaziergängen gehindert wurden. Wir wohnten diesmal in Stadt Moskau, bei einer verwitweten Tochter der Amselwirtin, und hielten uns diesmal zu »Pupp«, wo man schließlich doch am besten aufgenommen ist. Unter den neuen Bekanntschaften, die wir machten, stand die der Frau Professor Strecker aus München (Schwiegermutter Erich Schmidts) und ihrer lebenswürdigen Tochter obenan. Die Mutter noch mit Mitte 60 eine Schönheit.« GBA *Tagebücher*, S. 267.
- 210 Korrekturfahren zum *Stechlin*. Der Zeitschriftenabdruck in *Über Land und Meer* begann im Oktober 1897. Die Buchausgabe sollte Fontane jedoch nicht mehr erleben. Am 17. Oktober 1898 wurden die beiden ersten Auflagen des Romans im Verlag Friedrich Fontane & Co. herausgebracht; die dritte Auflage konnte bereits eine Woche später vorgelegt werden. Vgl. *Börsenblatt* 65 (1898), Nr. 241, S. 7680 und Nr. 247, S. 7904.
- 211 Der Schriftsteller und Literaturkritiker Paul Linsemann (1871 – nach 1913) hatte Friedrich offenbar einen Artikel über Fontane angeboten. Näheres darüber nicht ermittelt.

- 212 Der *Stechlin* wurde tatsächlich mit der erwähnten Photographie veröffentlicht.
- 213 Nicht überliefert.
- 214 HBV nicht verzeichnet, FA B 560; unveröffentlicht.
- 215 Vermutlich handelt es sich um Fontanes Brief an Walter Paetow vom 14. September 1897, der über Fontane berichtet hatte. Näheres über den Zeitungsartikel, den Friedrich seinem Vater am 13. September hatte zukommen lassen, ist nicht bekannt. Vgl. 97/110.
- 216 Bertha Strecker.
- 217 Die Frau des Literarhistorikers Erich Schmidt (1853–1913) Valborg Schmidt, geb. Strecker (1857–1936).
- 218 HBV 97/119, FA B 561; unveröffentlicht.
- 219 Vermutlich spielt Fontane hier auf Friedrichs Trennung von seiner Braut Frida Lehmann an. Siehe hierzu Fontanes Brief an Mete vom 25. Januar 1897, HBV 97/21.
- 220 HBV nicht verzeichnet, FA B 562; unveröffentlicht.
- 221 Die dritte Auflage der *Kinderjahre* erschien im Herbst 1897.
- 222 Die Verlagshandlung Friedrich Fontane & Co. und Theodor Fontane vereinbarten: »§1 Herr Dr. Fontane giebt der Firma F. Fontane & Co. seinen Roman ›*Der Stechlin*‹ für sämtliche Auflagen und Ausgaben in Verlag./§2 Die erste Auflage wird in 1120 Exemplaren gedruckt, von denen 20 zu Freiemplaren für den Herrn Autor und 100 zu Recensionsexemplaren bestimmt sind. Jede folgende Auflage wird in Höhe von 1010 Exemplaren gedruckt, von denen 10 zu Freiemplaren für den Herrn Autor bestimmt sind. Als Honorar erhält der Autor für die erste Auflage M. 1500.–, für jede folgende Auflage M. 1000.– zahlbar bei Ausgabe jeder Auflage.« Fontane unterzeichnete am 18. November 1897. Maschinenschriftlicher Verlagsvertrag, FA W 374.
- 223 Paul von Szczepanski (1855–1924), Mitherausgeber von *Velhagen & Klasings Monatsheften*.
- 224 Theodor Hermann Pantenius (1843–1915), Romanschriftsteller und Journalist, seit 1886 Herausgeber von *Velhagen und Klasings Monatsheften*, seit 1889 Herausgeber der Leipziger Familienzeitschrift *Daheim*.
- 225 Franz Freiherr von Lipperheide (1838–1906), Verlagsbuchhändler in Berlin.
- 226 HBV nicht verzeichnet, FA B 563; unveröffentlicht.
- 227 Fontanes Brief an GEORG FREIHERRN VON OMPTEDA (1863–1931), in welchem er vermutlich zu dessen neuestem, im Dezember 1897 erschienenen Roman *Der Zeremonienmeister* Stellung nimmt, ist nicht überliefert. Vgl. aber Fontane an Friedrich Spielhagen, 16. Februar 1897, HBV 97/36. Hier äußert er sich wohlwollend über OMPTEDAS Roman *Sylvester von Geyer*. Am 24. Oktober erschien der Roman im Verlag Friedrich Fontane & Co., und im darauffolgenden Jahr wurde bereits die dritte Auflage vorgelegt. Vgl. *Börsenblatt* 63 (1896), Nr. 249, S. 6850 und *Börsenblatt* 64 (1897), Nr. 292, S. 9501.

- 228 HBV nicht verzeichnet, FA B 564; unveröffentlicht.
- 229 Zwischen Theodor Fontane und der Verlagshandlung Friedrich Fontane & Co. wurde am 11. und 12. Januar 1898 folgender Vertrag vereinbart: »§1. Herr Dr. Fontane giebt der Firma F. Fontane & Co. den zweiten Teil seiner Erinnerungen, betitelt *Von 20 bis 30*. Autobiographisches für sämtliche Ausgaben und Auflagen in Verlag./§2. Die erste Auflage wird in 1120 Exemplaren gedruckt, von denen 20 zu Freixemplaren für den Herrn Autor und 100 zu Recensionsexemplaren bestimmt sind. Jede folgende Auflage wird in Höhe von 1010 Exemplaren gedruckt, von denen 10 zu Freixemplaren für den Herrn Autor bestimmt sind. Als Honorar erhält der Autor für die erste Auflage M. 1500.–, für jede folgende Auflage M. 1000.– zahlbar bei Ausgabe jeder Auflage.« Maschinenschriftlicher Verlagsvertrag, FA W 375.
- 230 HBV nicht verzeichnet, FA B 565; unveröffentlicht.
- 231 *Von Zwanzig bis Dreißig* erschien am 22. Juni 1898. Vgl. *Börsenblatt* 65 (1898), Nr. 141, S. 4649. Bereits am 17. Mai hatte Friedrich Fontane, überzeugt von dem schriftstellerischen und verlegerischen Erfolg des Buches, im *Börsenblatt* mit einer großformatigen Anzeige für den zweiten Teil der Autobiographie seines Vaters geworben: »Dieses Werk ist die Fortsetzung zu ›Meine Kinderjahre‹. – Auf dem geschichtlichen Hintergrund der Jahre 1840–1850 spielen sich die Lehrjahre des jungen Fontane ab: seine Apothekerzeit, damit verknüpft sein Aufenthalt in Leipzig, seine Rückkehr nach Berlin, und die litterarische Entwicklung: Die Sturm- und Drang-Periode des Dichters. – Ein Einblick in das hier abgedruckte Inhaltsverzeichnis wird Sie von der Reichhaltigkeit und dem allgemeinen Interesse des Gebotenen überzeugen. [...] ›Meine Kinderjahre‹ sind in nahezu 3000 Exemplaren verbreitet; ›Von Zwanzig bis Dreißig‹ wird mindestens einen gleichen Erfolg haben, voraussichtlich denselben bei weitem übertreffen.« *Börsenblatt* 65 (1898), Nr. 112, S. 3715. Die zweite Auflage brachte der junge Verleger bereits am 5. September 1898 heraus. Vgl. *Börsenblatt* 65 (1898), Nr. 205, S. 6434. Am 8. September läßt er in einer Verlagsanzeige seinem Publikum mitteilen: »Wir freuen uns, die 2. Auflage in verhältnismäßig kurzer Frist der erst im Juni d.J. erschienenen 1. Auflage folgen lassen zu können. Das Buch findet wie s.Z. Bd. I der Selbstbiographie des Altmeisters ›Meine Kinderjahre‹ ungeteilten Beifall in der Presse und beim Publikum.« *Börsenblatt* 65 (1898), Nr. 208, S. 6545.
- 232 Der Verlagsbuchhändler Oskar Bonde (1825–98), seit 1872 Inhaber einer Buchdruckerei und Buchbinderei in Altenburg, wo *Von Zwanzig bis Dreißig* gedruckt worden war. Am 16. Juni 1898 schreibt Fontane an seinen Sohn Friedrich, daß er mit Bondes Arbeit zufrieden ist. Vgl. HBV 98/98.
- 233 Der Abschnitt »Mein Leipzig lob ich mir« wurde in drei Teilen erstmals in der Sonntagsbeilage der *Vossischen Zeitung*, (1897), Nrn. 48–50 veröffentlicht.

- 234 Der Bankier Siegmund Sternheim war Fontanes Vermögensverwalter.
- 235 Professor Karl Emil Otto Fritsch (1838–1915), Architekt und Architekturhistoriker, verlobte sich im September 1898 mit Fontanes Tochter Martha. Sie heirateten im darauffolgenden Jahr. Brief nicht überliefert.
- 236 Kurort in der Voreifel.
- 237 Der Brief an den Berliner Historiker Theodor Mommsen (1817–1903) ist nicht überliefert.
- 238 Fontanes Brief an Maximilian Harden ist auf den 15. Juni 1898 datiert. Vgl. HBV 98/95. In dem Schreiben entschuldigt sich Fontane, weil er sein Versprechen, Harden das Kapitel »Mein Onkel August« zur Veröffentlichung anzuvertrauen, nicht erfüllt hatte, da er die kurze Episode in einen größeren Zusammenhang stellen wollte. Das erweiterte Kapitel mit dem neuen Titel »Mein Leipzig lob ich mir« bot er schließlich Paul Schlenther für die *Vossische Zeitung* an. »Hoch erfreut, dass Sie's mit »Mein Leipzig« etc. versuchen wollen. Sie können es abbrechen, wo's Ihnen passlich scheint. Honorar nach den besseren oder besten Sätzen, die bei der Vossin üblich sind« schreibt Fontane am 14. November 1897 an Paul Schlenther. Zitiert nach einer maschinenschriftlichen Abschrift. FA Ca 650. Erst am 19. November unterrichtet Fontane Harden von der veränderten Situation und hofft auf dessen »Spezialpardon«. Vgl. HBV 97/137.
- 239 Auch der Brief an Friedrich Spielhagen (1829–1911) wurde auf den 15. Juni 1898 vordatiert. Vgl. HBV 98/97.
- 240 Fontane schrieb am 18. Juni 1898 an den Unterrichts- und Kulturminister Julius Robert Bosse (1832–1901), dem er eine Pension zu verdanken hatte. Vgl. HBV 98/99.
- 241 Gustav von Goßler (1838–1902), Brief nicht überliefert.
- 242 Hermann Kette (1828–1908), Jurist, Brief nicht überliefert.
- 243 Karl Kette (1831–?), Jurist, Brief nicht überliefert.
- 244 Beginn des Gedichts *Matrose* von WILHELM CHRISTOPH GERHARD (1780–1858).
- 245 Vermutlich der Schriftsteller und Theaterkritiker Paul Mahn (1867–1927).
- 246 Näheres über den Compagnon Cohn ist nicht bekannt.
- 247 Marie von Sternheim.
- 248 Nicht überliefert.
- 249 HBV 98/91, FA B 566; teilveröffentlicht in: HFA IV/4, S. 726.
- 250 HBV 98/100, FA B 567; gedruckt in: HFA IV/4, S. 729 f.
- 251 Engl. »Einzelstück«, »Alleinstehender«.
- 252 Ortschaften im Oberspreewald.
- 253 Dr. Friedrich Paulsen (1846–1908), seit 1878 Professor für Philosophie und Pädagogik an der Berliner Universität.
- 254 Kurort im Kanton Graubünden.

- 255 Seine Erinnerungen an Paul Heyse im Abschnitt »Der Tunnel über der Spree« hatte Fontane im dritten Kapitel neben den Würdigungen Franz Kuglers (1808–1858), Friedrich Eggers' (1819–1872), Richard Lucaes (1829–1877) und Wollheim da Fonsecas (1810–1884) zusammengefaßt. Den Tunnelfreunden Graf Moritz von Strachwitz (1822–1847), Theodor Storm, George Hesekei (1819–1874), Bernhard von Lepel (1818–1885) und Wilhelm von Merckel (1803–1861) hatte er hingegen eigene Kapitel eingeräumt.
- 256 HBV nicht verzeichnet, FA B 568; unveröffentlicht.
- 257 *Der Stechlin*.
- 258 PAUL MAHNS *Lieben und Leben* erschien im Mai 1898 im Verlag Friedrich Fontane & Co. Vgl. *Börsenblatt* 65 (1898), Nr. 104, S. 3433.
- 259 HBV nicht verzeichnet, FA B 569; gedruckt in: HORLITZ (Hrsg.) 1995, S. 188.
- 260 Nicht überliefert.
- 261 Oskar Bonde war auch für den Druck des *Stechlin* verantwortlich.
- 262 HBV 00/26, FA B 571; unveröffentlicht.
- 263 Vermutlich meinte Fontane den Rosenheimer Publizisten Franz Riss, der gelegentlich für die *Münchener Allgemeine Zeitung* schrieb; vgl. Fontane an Wilhelm Hertz, 26. Februar 1895, HBV 95/34. Näheres über den genannten Artikel ist nicht bekannt.
- 264 HBV 97/89, FA B 572; gedruckt in: FRIEDRICH FONTANE (Hrsg.): THEODOR FONTANE. *Heiteres Darüberstehen. Familienbriefe/Neue Folge*. Mit einer Einführung von HANNS MARTIN ELSTER. Berlin 1937, S. 266. – Die Einordnung des angeblich aus Neubrandenburg abgeschickten Briefes im HBV zwischen dem 3. Juni und 17. Juli 1897 ist nicht korrekt; der Brief enthält keine Ortsangabe.
- 265 Nicht ermittelt.



台奥多尔·冯塔纳

Auf dem Frontispiz einer chinesischen Effi-Briest-Übersetzung (1980) erscheint Fontane als Chinese ehrenhalber: mit anverwandelter Physiognomie und in landestypischer Kleidung

Literaturgeschichtliches und Interpretation

Effi Briest oder: Suchbilder eines fremden Mädchens aus dem Garten

HUGO AUST

»Der nächste Käfig hier ist gegenwärtig leer. Da ging mir kürzlich die böse kleine Effi ein. Die immer böser, immer kleiner wurde, kaum daß sie leben mußte, bis sie eines Tages, von ihrem eigenen Ingrimme dahingerafft, ganz winzig, fast wie Laub, zerraschelte.«¹ Die junge, verwöhnte Frau, die mit diesen Worten an den Käfigen ihres sonderbaren Zoos entlangführt, scheint eine leidenschaftliche Leserin, ja geradezu »komplett überlesen«² zu sein. Zusammen mit ihrem Vater unternimmt sie es, die »schönsten Gestalten« der Weltliteratur zu erhalten, genauer zu »biotisieren«³, d. h. sie auf der Basis eines mehrfach gereinigten, lebendigen menschlichen Rohmaterials aus der Fiktion in die Wirklichkeit zu überführen. Zu diesem Zweck sammelt sie geeignete »Freundinnen«, unterzieht sie verschiedenen Kleider-Anproben, die sich als Prüfungen ausgestalten, bis sie die Reife zum Körper für literarische Figuren erlangen. So treten die ehemaligen Erfindungen dank einer hochentwickelten Sondierungs- und Transplantationstechnologie wieder oder eigentlich erst jetzt zum ersten Mal ins Leben ein, um in Schaukäfigen vor aller Augen am eigenen Körper das zu erfahren, womit sie bislang vom Papier oder Kinostreifen her »unzähligen Menschen den Kopf verdreht« haben. »Jetzt sollen sie selbst sehen, wie häßlich das wirkliche Leben ist.«

Es mag befremden, daß sich dieses »divinatorische« Lesen und Betrachten im Bann eines »Nachtstückes« entfaltet und das Sammeln, Verlebendigen und Ausstellen des kanonischen Kulturguts als Rache an jenen Künsten ausweist, die »ein höheres Dasein« vorgaukeln. Näher besehen freilich zeugt die erbitterte Rache gerade auch vom Bewußtsein der eigenen Bedingungen: »Sie leben mit mir. Sie stinken, sie faulen, sie verdrecken.« Vielleicht zeichnet sich in dieser phantastischen Gleichschaltung eine grimmige Allegorie der hermeneutischen Horizontverschmelzung ab, des perfektionierten Fremdverstehens, das die eigene Lage auf Kosten anderer in die Wahrung und Ausstellung des kulturellen Erbes miteinbringt. Und in die-

sem Sinne wäre dann vielleicht auch die »böse Effi« als Exponat einer »englischen« Angela zu entschuldigen, die doch sonst allenthalben »arm« genannt und voll Mitgefühl in Schutz genommen wird.

Es gehört wohl zu den »Nachtseiten« der interpretierenden Aneignung in all ihren Facettierungen (der hermeneutischen Sinnvermittlung, soziologischen Datenverknüpfung, tiefenanalytischen Sinnbergung, intertextuellen Sinnmischung und dekonstruktivistischen Sinnverbannung), daß sie zu Bau und Besiedelung solcher Schaukäfige neigt und die Lebens- und Hygienebedingungen für ihre Geschöpfe nach Maßgabe ihrer eigenen Erfahrungen einrichtet und bis zur Echtheit einer »virtuellen« Erscheinung treibt. Das sind eigentlich keine »Betriebsunfälle«, sondern eher reguläre Nebenwirkungen einer fortschreitenden wissenschaftlichen Erkenntnis, die sich an das gebunden weiß, womit sie arbeitet. Nicht immer wird das so deutlich wie bei Werken, die immer wieder gelesen werden, dadurch kanonische Sicherheit und Festigkeit zu erlangen scheinen und sich doch (vielleicht sogar eben dadurch) fortwährend wandeln, umkehren, verflüssigen.⁴ Mit solchen kostspieligen und doch nicht langlebigen »Ausschnitten« des Verstehens korrespondiert zudem in eigentümlicher Weise das Verfahren des Meinens, Schreibens und Dichtens, der Prozeß der Kreation, der für die Rettung des »Idealen« arbeitet, zu diesem Zweck aus dem fließenden Leben schöpft, dabei vorhandene Materialien wiederverwendet und dem Ganzen ein dauerhaftes Leben im Schauraum des Buches gibt. Auch hier spielt die Arbeit des Ablösens, »Biotisierens« und Einrichtens nach dem eigenen Lebensrhythmus eine wichtige Rolle, und was dadurch zustande kommt, gleicht – von fern besehen – tatsächlich einem Buchstaben-Laub, das erst der Lese-Blick zu rauschender Körperlichkeit erweckt.

Auch Fontane schneidet allerlei »Bilder« unterschiedlichster Herkunft aus, um mit ihnen seine Geschichten zu erzählen, in denen das Herausgetrennte ein Eigenleben gewinnt, um für die Dauer der papierenen Lektüre den Weg alles Sterblichen in höchster Verdichtung nicht nur nach den Gesetzen der Natur, sondern öfters sogar wider dieselbe, vor allem nach den Vorschriften der Kunst zu gehen. Er gilt deshalb mitsamt seiner realistischen Generation als Künstler des Findens, der darauf angewiesen ist, daß ihn die befreundete Umwelt mit lebensvollem Material versorgt. Daß er sich deshalb zum Literaturverfilmer« seiner Lebensbuch- und Schlagzeilen-Lektüre spezialisieren könnte, wird man ihm selbst dann nicht vorwerfen, wenn man vor lauter (widergespiegeltem) Leben die Arbeit der Phantasie zu kurz bemißt. Fontanes Skandal-Exzerpte, z.B. der Elisabeth-von-Ardenne-Fall, gleichen keinen Drehbüchern, die das Leben schreibt und

ein ›Redakteur‹ geschickt ins Bild setzt; ihre Verwertungs- oder gar Verleibendigungsgeschichte fällt komplizierter aus, wie schon ein Blick auf die Wirkungsgeschichte des Fibelbildchens vom Chinesen andeutet, das eine ganze Welt verschlüsseln kann und doch nur ›produktionsgeschichtlich‹ vom Ausschneiden, Aufkleben, Abreißen und Mitnehmen zeugt.

So sehr sich Fontane an stoffliche Vorlagen hält, in jedem Fall rückt er sie in den Bannkreis jener ›Kapitalien‹ und ›Interessen‹, die er persönlich verwaltet: Da ist der autobiographische Hintergrund, der in noch so fremden Geschichten nie fehlt, zumal in *Effi Briest*, wo innen (›Kessin‹) wie außen (*Meine Kinderjahre*) das eigene Leben wirkt. Da ist weiterhin Fontanes ›Hausrat‹⁵, ein beachtlicher Schatz von ständig mitgeführten ›Bildern‹, leitmotivischen Situations-, Handlungs- und Figuren-Vorlieben wie Fremdheit, Verschiedenheit, Mesalliance, Ehebruch, ›Oceane‹ sowie Flug- und Wassermotive, die das daguerreotypische Verfahren retuschierend hintertreiben. Hinzu kommt die Legion der literarischen, kunstästhetischen und kulturgeschichtlichen Muster, die als Filter, Raster oder Grund den Figuren ihr Maß geben oder sie als Ferment gar erst hervorbringen. Fontanes Ausschnitte aus den Tagesmeldungen rücken bei seiner Abschrift stets in eine Kette geschichtlicher Zusammenhänge oder mythenähnlicher Wiederholungen; aus solchen Stoffmischungen erweckt er Lebensläufe wie den von Effi Briest. Daß sich bei diesem reichen Stoffwechsel die Geschöpfe der Ausstellung wandeln, daß sie sich sozusagen nur im Rhythmus von Erscheinen und Verschwinden offenbaren, liegt auf der Hand, auch wenn der ›Schauraum‹ der wiederholbaren Lektüre vorgibt, ein Stück Leben festzuhalten.

Was passiert in *Effi Briest*, das die Wandlungen des Körpers verursacht und schwindendes Leben in Erscheinung bringt oder erscheinendes Leben schwinden läßt? Eine noch nicht dreißigjährige Frau ›zerraschelt‹ an den Folgen einer Ehe, an den Rückwirkungen des Triebs zum Ehebruch und einer unstillbaren Sehnsucht. Wie es dazu kommt, welche Umstände den möglicherweise harmlosen Verlauf gefährlich verschärfen, welche Handlungsfehler die rechtzeitige Erkenntnis bzw. Umkehr verhindern und worauf der Einzelfall verweist, all das sind Erwartungshaltungen, welche die Szenenfolge des Erzählens weckt und nach Maßgabe ihrer Einrichtung vorsichtig befriedigt. Da die gebrochene Ehe keine glückliche war, der auftretende Liebhaber keine Gegenliebe weckte, der Fehltritt bereits an die Verjährungsfrist heranrückte und die Ahndung der Verfehlung nur noch im Namen einer fraglichen Norm erfolgte, gerät die forcierte Suche nach den Ursachen, Gründen und nach den Verantwortlichen angesichts der Nichtigkeit des Vorgefallenen in den Verdacht, viel Lärm um Nichts zu machen.

Verführerisch ist der Gedanke, um der Nichtigkeit des Sachverhalts willen die Nichtswürdigkeit des Geschehens zu bemängeln. Wenn keine Liebe die Ehe begründet und keine Leidenschaft den Ehebruch erklärt, wenn kein Haß die Tötung motiviert und Rechtsunsicherheit (Verjährungsproblem, Normendiskussion) den Vorfall als Straftat in Frage stellt, dann droht eine wildwüchsige Leere den ordentlichen Erzählgang zu überwuchern und eine »unendlich verwobene Fläche«⁶ auszubreiten, in der die Orientierung an den Zusammenhängen zwischen Früher und Später, Wenn und Dann, So und Deshalb verfällt und schließlich auch die »Person« angreift, die alles zu betreffen scheint und dennoch nichts erlebt und so dahinsiecht. Nach welchem Plan erfolgt dann der Lebensweg der Effi Briest und ergibt die Figur(en), die wir lesend zu sehen glauben?

Wer sich ans Sicherste, den Rahmen der Wirklichkeit hält, sieht folgendes: Am Anfang wie am Ende steht das altsässige Herrenhaus mit seinem Garten, die sichere »Hufeisen«-Form, zum Wasser geöffnet, mit angekettem Boot. »Dazwischen« liegen das durch wechselnde Hände gegangene altmodische Fachwerkhaus an der Ostsee, unmittelbar an der Straße zu den Seebädern, die neuerbaute Berliner Wohnung an der Keithstraße in Nähe des Tiergartens und die kleine Wohnung an der Königgrätzer Straße, wo Fontane selbst jahrelang gewohnt hatte. Wer mit dem Zeigefinger auf der Landkarte den Ortswechsel verfolgen will, gerät sogleich in den Schabernack, den Fontanes Realismus treibt:⁷ Vom Wunderland der Erfindung («Hohen-Cremmen«, »Kessin«) gleitet er ins »merkwürdig genau[e]« (S. 284)⁸ System der postalischen Adresse («W. Keithstraße 1c, zwei Treppen hoch») und kehrt in die schwebende Region zurück ohne das klare Gefühl, bedeutende Schwellen überschritten zu haben, weiß er doch, wie sehr »Kessin« dem tatsächlichen Swinemünde gleicht und wie nahe »Hohen-Cremmen« dem postalisch zuständigen Friesack (S. 185) liegt (obwohl der Ort des Herrenhauses bei dringlichen Nachrichten auch über einen eigenen Poststempel verfügt; vgl. S. 253). Deutlich wird bei solcher topographischer Gewissenhaftigkeit, wie raffiniert Fontanes Widerspiegelungstechnik arbeitet, insofern sie die Mittel der Abbildung zugleich als Instrumente der Erfindung einsetzt und mit anlehnenden und überschreibenden Strichführungen das »flimmernde« Bild der Wirklichkeit erzeugt. »Unwahrscheinlich« wird dieses synkretistische Lichtspiel deshalb keineswegs, aber es zeigt an, daß es nicht nur reproduziert, sondern gerade auch im Echtheitseffekt durch absichtliche Mischung einfallsreich hervorbringt.

Ähnlich verhält es sich mit der Zeit. Alle Romane Fontanes sind Zeitromane auch in dem Sinn, daß sie den Zeitverlauf registrieren, aber eben nicht nur abschreiben. Merkwürdig verhält es sich besonders im gegenwärtigen

tigen Roman. Ausgehend vom Alter der Figuren und der Dauer der erzählten Zeit läßt sich errechnen (d.h. es steht nicht ausdrücklich geschrieben), daß der Gang der Handlung zwölf Jahre umfaßt. Wer es noch genauer wissen möchte, kann seine Neugier fast schon detektivisch befriedigen und gelangt zur Erkenntnis, daß die Romanhandlung im Jahr 1878 einsetzt und demnach 1890 schließt, weil schon bald ein Salongespräch die »Nobiling«-Affäre (S. 67) berührt, die als aktuelles Ereignis auf das Jahr 1878 verweist, und weil zwei Jahre später das Ehepaar bei seiner Urlaubsplanung einen Besuch der Oberammergauer Passionsspiele in Erwägung zieht, die – im Zehnjahresturnus stattfindend – auf das Jahr 1880 hindeuten.⁹ Es ist nun bezeichnend, daß dieser datengenaue Realismus auch Unruhe stiftet, insofern alternative Berechnungen, die etwa auf der Basis der »Grabhaus«-Anspielung (S. 288) möglich sind, zu einer einjährigen Zeitverschiebung führen.¹⁰ Wie gleichgültig solche leicht beckmesserisch wirkenden »Studien« sind, läßt sich nicht vorschnell entscheiden, schon gar nicht unter Berufung auf die »Fehlbarkeit« des Autors oder einer Figur, denn gerade solche Fehler können auch Sinn ergeben. Wer berücksichtigt, welcher Name über das junge Ehepaar »entscheidet« (S. 82), wird über 1890 als Zeitpunkt des Geschichtenenendes und gleichzeitiger Entlassung Bismarcks nicht gleichgültig hinweggehen und sich allenfalls fragen, ob nicht 1860 als Amtsantritt und gleichzeitigem Geburtsjahr Effis »sinnvoller« wäre und, wenn 1890 doch den Zuschlag erhält, warum Bismarck spurlos verschwindet. Wie dem auch sei, so zeichnet sich auch hier ab, daß die protokollarischen Instrumente der Zeitangaben in Stimmigkeit und Unschärfe weiteren Zwecken dienen. Noch diesseits jeder Frage nach den zahlenmäßigen Dimensionen des Fontaneschen Erzählkalenders¹¹ ergeben sich die historischen, politischen und kulturellen Verbindungen eines Zeitfahrplans, nach dessen Angaben Effi ihre kurze Lebensreise antritt.

Der Schauraum, in dem sich Effi nach dem Willen des Erzählers umblicken kann, ist die nationale Prunkausstellung des Wilhelminischen Kaiserreichs, aufgebaut auf drei Siegen und zu Romanbeginn bereits sieben Jahre alt. Sie zeigt eine geradezu totalitäre Gesellschaft, in der viele örtliche, zeitliche und ideelle Positionen mit den Zeichen dieser militärischen Stärke besetzt sind. Hinter jedem Datum stecken Macht-Zeichen, die zur Stellungnahme verpflichten: der 2. Dezember (Napoleons III. Staatsstreich, Ferdinands I. Abdankung), der 3. Juli (Schlacht von Königgrätz), der 15. August (Napoleonstag). So umlauern das Alltagsleben wichtige Signale, die bei der Lebenseinrichtung berücksichtigt werden müssen, will man nicht Schiffbruch erleiden. Die schärfste Demarkationslinie betrifft die Scheidung zwischen Sieger und Verlierer; ihrer Spur folgen Politik, Religion, Sitte und Af-

der ge-och frie-1878 die Jahr abs-ung leu-uch asis gen isch gar tigt, ber Bis-icht rare ver-oto-ärfe ma-die ans, im- (ai- ben che, rke ng-di-ust der iff-wi-Af- fekt. An den Festtagen formiert sich die Gesellschaft der Gewinner zur Horde des Triumphzugs, nachts und vereinzelt verbreitet sich Unsicherheit, bricht Angst aus, droht der Einbruch. Ein Beispiel, wie das Leben in einer militärisch gescheckten Welt aussieht und welche Wirkungen auf Effi es haben kann, liefert das Politisieren des Herrn von Guldenklee.¹² Ein renommtischer Grundton herrscht vor, verquickt mit sozialpolitischen, chauvinistischen und erotischen Momenten. Daß der »Alte da oben« (S. 66) ein Preuße ist, der prompt bei Fuß steht, wenn jemand »mit uns anbinden« will, gehört zum Idiom der nationalen Sprache im 19. Jahrhundert; die Solidarität mit jedem beliebigen Monarchen, sofern er nur auf die »Kannille« kartätscht, bildet die Grundausrüstung eines nach Kasten geordneten Haushalts; und die Sympathie mit dem »Untertanen« einer Regierung, deren Zügel in »anderen Händen« liegen, trägt die Farben einer Phantasie, in deren Bann Männer geraten, wenn sie sich schwach fühlen. So münden die nationalhymnischen »Philistereien« der starken Hausherrn in das Leitmotiv ihrer Schwäche, das sie als »ein Stück Wachs in den Händen« ihrer Frauen ausweist. Effi, die das wohl alles mithört, sagt dazu kein Wort; die Annahme, daß sie sich langweilt, liegt nahe, vielleicht regt sich auch schon ein Gefühl der Entwürdigung. Andererseits gehört Effi dieser Gesellschaft an, und ihre Reaktionen verraten auch in dem, was sie für wünschenswerte Zerstreung gegen die Zeit hält, den Zug der Zeit; auch repräsentiert sie in Reichtum und Ehrgeiz die privilegierte märkische Edelfrau des Zweiten Kaiserreichs; doch wer kennt ihre »Farben«? Es gehört zur Fontaneschen Ironie dieser gesellschaftskritischen Szene, die in wenigen Worten das Panorama einer Epoche einfängt, daß ausgewählte Gesprächspointen ihre Nachwirkungen haben. Wenn nämlich Effi noch am selben Abend ihrem Ehemann Gefühlskälte vorwirft – »Auf dem ganzen weiten Wege nicht gerührt, frostig wie ein Schneemann. Und immer nur die Zigarre« (S. 67) –, so trifft sie nicht nur den individuell-persönlichen Mißstand einer allgemeinen (»männischen«) Verfassung, sondern verrät wohl auch ein bißchen Neugier an dem lustvoll beredeten »Weib von Babel« und jenem »Betrag«, den preußische Männer ihren »deutschen Frauen« gern »schuldige« bleiben wollen. So verschränken sich erotische Phantasie und machtpolitische Verhältnisse in eigentümlicher Weise; in den Szenarien der militärischen Niederlage regiert die Macht der Liebe, während auf den Triumphhallen der Sieger die Ohnmacht herrscht. In diesen Zusammenhang paßt auch Effis Bilderbuch-Vergleich, bei dem Innstetten die Rolle eines persischen oder indischen Fürsten zufällt, ausgestattet mit den Insignien der gefährlichen Macht und des üppigen Wohllebens (S. 56). Daß sich Effi dabei »allerhand Gedanken« machen kann, hat die moderne Interpretation

hinreichend erwiesen.¹³ Wichtig ist bei all dem, daß dieses Bilder-Machen nicht nur das Gegenüber abbildet, sondern auch Eigenes zum Ausdruck bringt und diese Ausdrucksformen dem öffentlichen Gespräch entnimmt, so daß auch die privateste Phantasie das Individuelle dem Allgemeinen ausliefert. Das Eigene speist sich vom Fremden, sehnt es auch wohl herbei und mißtraut ihm dennoch; »es hat alles so was Fremdländisches hier« (S. 58) – darin mag die beste Voraussetzung für die Überwindung von Langeweile liegen, und doch löst sie bei der, die für das Aparte und Exotische schwärmt, auch Angst aus, das Gefühl, dorthin zu geraten, wo die »Oberhand« versagt. Die Gewöhnung an Siege ist vielfach gefährlich: Sie erzeugt Feinde, nährt den Glauben an die Notwendigkeit, Gegner zu besiegen, täuscht über die Grundlagen der Stärke und des Wohlstands hinweg, schürt die Angst in allen »entspannten« Lagen und läßt es verlernen, mit Niederlagen auszukommen.

Die Macht der »Vorstellungen« (S. 288) spielt eine Schlüsselrolle.¹⁴ Erkennbar wird sie an den Verschiebungen, denen die Wertbegriffe Liebe, Ehre, Pflicht und vielleicht auch Arbeit im Zeichen des Sieges unterliegen und die ein Gefühl der Unsicherheit hinterlassen, in dem alle Bergungsversuche scheitern und das schließliche Versinken unabwendbar wird. Sich »verloren« (S. 80, 158, 169) zu wissen bezeichnet den Fluchtpunkt jener Angst, die dort ausbricht, wo nur Sieg oder Niederlage auf dem Spiel stehen. Denken, Tun und Fühlen sind vom Bild des Gegners besetzt, der sich kraft der eigenen Vorstellung überall hineindrängt und gerade als Besiegter oder Unterdrückter fortwährende Stärke beweist. Daher das Gefühl der Frauen, unter dem aber auch Männer leiden: »wir müssen vorsichtig im Leben sein, und zumal wir Frauen« (S. 30), »man ist links und rechts umlauert, hinten und vorn« (S. 94), und deshalb lautet die Hauptlektion »aufpassen«. (S. 244)

Fontane erzählt von Lebensspielen im Wohlstand, bei denen die Figuren ihr Leben einsetzen und nicht immer merken, wann das Spiel verloren ist. Ungewiß bleibt so, wer zu welchem Zeitpunkt noch wirklich lebt oder eigentlich schon gestorben ist und ob bereits Gestorbene nicht vielleicht auch weiterleben, um sich jenes »Bild frischesten Lebens« (S. 17) zu holen, dessentwillen sie sich ehemals das eigene Leben genommen haben. Unheimlich wird diese Welt der wiedergängerischen Verlebendigung¹⁵ durch ihre Verwischung der Grenzen zwischen Tod und Leben. Natürlich »lebt« Effi so »lebendig«, daß sie auch unter uns heute »kein sehr auffälliger Gast«¹⁶ wäre. Und dennoch umgeben sie Zeichen, die ihr Nicht-Leben hervorkehren, sei es als Figur, die noch nicht im Lebensspiele mitspielt, sei es als »Wesen«, das wiederersteht: ihr Vor-Leben im Garten der Eltern, ihre

Beziehungen zu den Elementen der Natur (Luft, Wasser; Robbe/Seejungfrau) und den Personen der Vorgeschichte (Nina).¹⁷ Deutlicher fällt die Leblosigkeit Innstettens ins Auge, weil er sich von Anfang an um eine Wiederbelebung bemüht, die er nicht aushält. Im Begriff der »Zucht« steckt, daß die Erziehung zum natürlichen Leben in die naturwidrige Starrheit führt. Auch Effi hat wie ihre Mutter und später ihre Tochter keine andere Wahl, als die Grenzen des Lebens auf dem Feld des Anstands zu vermessen. Die geradezu affektive Flucht in die Nischen der Zucht zeigt sich in Effis Gespräch mit Roswitha, der sie zu Unrecht vorwirft, was sie selbst unternimmt. Eine Effi mit mehr Glück ergäbe im besten Fall eine Sophie von Zwicker; »das andere«, als das sie sich einmal kennzeichnet, ist sie wohl nicht als eine »Geborene« und Überlebende.

Es gehört zum historischen Muster des weiblichen Lebenslaufs, daß erst der Eintritt in die Ehe das Kind zum Frauenleben erweckt; das archetypische Muster nennt statt der Ehe öfter die Liebe. Auch der männliche Lebenslauf hängt – wie das »Regierungsgespräch« verriet, von »Zügeln« ab – die in anderen Händen liegen. So steht von Anfang an fest, daß der Mensch allein nicht leben kann und daß sein Zusammen-Leben eigentlich recht lustvoll sein könnte. Ehe und Liebe spielen in der Lebensgeschichte der Effi Briest eine wichtige Rolle. Dennoch entsteht daraus kein Lebensglück, weil die Ehe von Anfang an ein Gegenstand der Furcht und die Liebe eine Größe ist, die nur in der »Theorie« an oberster Stelle steht, aber in Wirklichkeit immer nur verschwindet. Woran liegt das? Daß Fontane eine Geschichte erzählt, in der »zwei liebe Menschen zueinander gekommen« (S. 63) sind, ist durch Alonzo Gieshübler verbürgt. Noch hat sich dieser Zeuge nicht zu einem »kleinen Herrn Friedemann« ausgewachsen¹⁸, so daß die Behauptung wider allen Anschein glaubwürdig bleibt. Natürlich müssen sich »zwei liebe Menschen« nicht automatisch lieben, und ob die Ehe grundsätzlich der rechte Ort ist, dies zu lernen, mag gleichfalls fraglich bleiben. Gründe für einen Eheschluß, der vielleicht ein »Musterpaar« (S. 290) ergeben hätte, gibt es durchaus, auch wenn sie oft nach Geschäft oder zumindest nach Vertrag klingen (Ehrgeiz, Sicherheit, Wohlstand) und die Braut zudem wenig von einer sogenannten »Musterehe« (S. 32) hält. Glaubt man den Auskünften der Beteiligten, so spielt doch auch Liebe mit (S. 82, 235), was nach dem Maßstab dessen, der gegen das Ibsensche »Evangelium« der freien Liebesentscheidung und für das historische Recht der Vertragskonvention eintrat, nicht wenig bedeutet. Und dennoch zeichnet sich früh ein Widerstand ab, der, vielleicht nicht nur von Effis Seite aus, sowohl die Vereinigung stört wie auch die »Flucht« in die Gegenrichtung verhindert. Die Verantwortung für diese Entwicklung müßte nach dem Be-

scheid vieler Interpretationen vor allem Innstetten tragen; doch das ist eine unzulässige Polarisierung und Personalisierung, die davon absieht, den Zwang zur wechselseitigen Steigerung der Entfremdung, das »Hineingeraten der Menschen in eine Schuld«¹⁹ jenseits ihrer charakterlichen Disposition und auch der politischen Lage zu berücksichtigen.

Ein Beispiel gibt das 10. Kapitel: Ein Mann, der hart gearbeitet hat, dann nur drei Stunden schlafen konnte, wird sich Mühe geben müssen, das Verhalten seiner Frau, sei es ihren langen Schlaf, seien es ihre Probleme bei Nacht, zu verstehen, und sie selbst muß infolge der Nervenbelastung empfindlich reagieren gegenüber der gemutmaßten oder beobachteten Anstrengung zur Verständigung. Ein Gespräch unter solchen Bedingungen ist von beiden Seiten für Störungen anfällig. Wenn es überhaupt stattfindet, kann alles, was geschieht, auf unberechenbare Weise ins Gegenteil umschlagen. Daß Innstetten mit dem Frühstück auf Effi wartet, darf als rücksichtsvolles Verhalten gelten und kann doch auch wie eine Strafe wirken, sobald es im gereizten Zustand als demonstrative Geste empfunden wird. Daß Innstetten vernünftig spricht, geduldig argumentiert, wirkt beruhigend und vernichtend zugleich, sobald die panische Aufregung die überlegen gesetzten Zeichen der Ruhe statt die affektiven Reaktionen des Mitgefühls wahrnimmt. Die Suche nach dem gemeinsamen Nenner des Zusammenlebens – »höher hinauf« (S. 78) – ergibt keinen erneuten ›Vertrag‹, weil nicht auszuschließen ist, daß in dieser Klausel die Quelle aller nächtlichen Angst verborgen liegt, obwohl sie bei Bewußtsein den Hauptinhalt des Zusammenlebens darstellt. Innstettens Haltung zur »Chinesen«-Frage gehört in die Zwickmühle ausweglos geführter Gespräche. Ohne Rücksicht auf den Kontext sind seine Erzählungen geradezu erlösend offen;²⁰ sein ›Möglichkeitsdenken‹ könnte sich gerade gegenüber Angstanfällen bewähren, insofern es die Fixierungen und Verkrampfungen löst. Tatsächlich aber bildet seine Unentschiedenheit den Nährboden für unkontrollierte Einflüsterungen (Crampas' Mitteilungen), die, ob berechtigt oder nicht, dazu beitragen, Effis Situation noch trostloser zu machen, d. h. ihre Angst vom Vorgefühl des Drohenden auf das Nachgefühl des zu Verbergenden zu verschieben. Effi erwartet von Innstetten Teilnahme und stößt statt dessen auf seine eigene Angst vor dem Lächerlichen. Daß beide angesichts dieser gemeinsamen Sorge nicht zur Besinnung kommen, stellt die Tragik der Ehe dar. Sie lassen sich gern von außen ablenken, wie gegenwärtig durch Gieshüblers Einladung; sobald sie aber auf sich selbst angewiesen sind, versagen sie.

Bei der Suche nach den Ursachen für die unmögliche Verständigung der Eheleute spielt die Angst die Hauptrolle. Immer wieder klagt insbesondere Effi über ihre Furcht, die ein Gefahrenbewußtsein verrät, das eine Frau der

Wilhelminischen Zeit nicht aussprechen kann oder vielleicht auch nicht hat. An der Geschichte mit dem Chinesen zeigt sich, welchen Grad der Versteifung diese Panik erreichen kann. Alles, was Effi in dieser Beziehung tut, steht schief zu dem, was sie tun könnte, wenn sie die ›Themen‹ ihrer Angst, die vielleicht auch wechseln, ernst nähme. Bis hin zur Aufbewahrung der Liebesbriefe zeigt sich ihre Unentschiedenheit, die darin liegt, daß sie zwar fortwährend unter Angst leidet, gleichzeitig aber die Langeweile verabscheut und das Abenteuer, sogar in seiner banalsten Form des um des Verbotes willen Attraktiven, sucht. Sie gleicht einer leidenschaftlichen Spielerin mit schlechtem Gewissen oder mangelhafter Technik.²¹

Warum langweilt sich Effi, und weshalb ist Langeweile für sie so gefährlich? Arbeit täte ihr gut, ließe sich bieder einwenden; aber darauf ist ihre Welt noch nicht eingestellt, und ob dieser Effi der Alltag der Arbeit, wie ihn Innstetten ihr vorlebt, wirklich dauerhaft gefiele, mag fraglich bleiben. Wenn Effi ein »Naturkind« ist und unter jenem ›Mangel‹ leidet, den Fontane seinen ›Elementarwesen‹ zuschreibt (Oceane, Melusine, Hilde), so steht Langeweile für jene Fremdheit, die sich gerade gesellschaftlich nicht ausgleichen läßt. Eine solche Langeweile zeigte somit eine sozial nicht lösbare Unverträglichkeit an. Wie und in welchem Element wäre Effi dann noch zu helfen? Von allem Aparten und Exotischen fasziniert, sucht sie den Weg der Absonderung und folgt vielleicht doch gleichzeitig der modischen Spur der Gründerzeit (Pelz, rote Ampel). Ihr »Schritt vom Wege« erscheint nicht als Ausbruch der Leidenschaft oder der Natur, sondern als Reflex, der die Angst nicht abbaut, aber darüber hinaus noch Ekel beschert.

Nahe liegt es, die Quellen der Unbeholfenheit und Ratlosigkeit bei der Überwindung der Langeweile und Angst in jenen »Anfechtungen« (S. 165) zu suchen, die nach Auskunft der nicht ungläubwürdigen Frau von Padden auf Rechnung des »natürlichen Menschen« (S. 166) gehen. Die junge wie ältere Siegenergeneration sähe sich mithin in einen ganz anderen Krieg verstrickt, der nur die Schreie der Qual als Triumphsignale anerkennt und den Siegesjubiläum den »lieben Engel[n]« überläßt. Eine verquer barocke Bühne öffnete sich mit einer eher abstrusen Aussicht nach oben (Motiv des Perylos-Stiers) und tückischen Versenkungen nach unten. Was daran historische Lage, tiefenpsychologischer Konflikt und mythische Wiederholung ist, läßt sich schwerlich sondieren, ergibt aber insgesamt den Eindruck einer rundum sicht- und angreifbaren Figur, der Frau zumal, wie sie erscheint und verschwindet.

Ein einheitlicher Bogen spannt sich vom kindlich verspielten Versenkungsritual (S. 14) über die Erzählung von Ninas Verschwinden (S. 85), die Beobachtung der untertauchenden Robbe (S. 128), das Gespräch über das

versunkene Vineta (S. 136 f.), die Erfahrung des Schloons (S. 159) bis hin zur ›schwindsüchtigen‹ Erkrankung (S. 276) und der Einsenkung ins Grab. Das alles funktioniert in der Tat »nach einem altmodischen Versenkungsprinzip« (S. 90). Selbst der Einzug ins Kessiner Haus, wo Haifisch, Krokodil und Schiff über den Köpfen der Eintretenden schweben, steht im Zeichen der versunkenen Welt.²² Was hieran Gefahr oder bloß ›elementare‹ Erinnerung und vielleicht auch panisch verschobener Heimkehrtrieb ist, mag schwer zu scheiden sein. Doch auch die Gegenbewegung, der Schaukel-Flug aufwärts, ist ja nicht frei vom Doppelzeichen der Erlösung und des Risikos. Zwar ist der »Naturkultus« (S. 158) nur nach dem Urteil derer, die für »Zucht« (S. 153) eintreten, von Übel; doch bildet die Natur allein eben doch keine Heimstatt des Menschlichen, sondern pocht ostinat auf ihre Fremdheit.²³ In welcher Welt ist Effi dann noch ›zu Hause‹?

Effi ist binnen kürzester Frist alles, was ein Mensch werden kann: Kind, Frau, Mutter, Ehebrecherin und Geschiedene; sie ist vital und krank, verwöhnt und verfemt, einflußreich und ohnmächtig, Jungfrau im Garten der Verkündigung und Eva nach Maßgabe des Vertreibungsfluchs.²⁴ Blickt sie sich um, so mag sie in Fülle Entwicklungsbilder dessen entdeckten, was sie hätte werden oder bleiben können: die schwermütige Frau Kruse mit dem schwarzen Huhn, die gepeinigte Roswitha, die männliche Trippelli, die erstarrte Sidonie, die emanzipierte Sophie von Zwicker, die forsche Cora, die verschwundene Nina. Klingt es zu naturwissenschaftlich fixiert, Effi einen ›Aggregatzustand‹ zwischen Luise und Annie zu nennen? Irgendwann scheint sie stehengeblieben zu sein, und alles weitere geschieht unter dem Druck eines Vorwärtsdrängens, der sie von sich selbst entfremdet, obwohl er als Natureffekt nicht ausschließt, sie ›höchst persönlich‹ zu vertreten. Oder was ist humangeschichtlich schiefgegangen, daß die Tochter aus der Reihe zwischen Mutter, die den Geliebten aufgegeben hat, und Enkelin, die zum Vater steht, verschwindet? Wie tauglich ist die Begegnung mit Annie für einen Neuanfang, und welche Kette alter Entfremdungen setzt sie bloß fort?²⁵ Wäre Effi nach dem Kleidungs willen der Mutter als ›Junge‹ glücklicher oder zumindest geschickter durchs Leben gekommen?

Effi wird gelegentlich ein »Schelm« (S. 186) genannt und ihr schelmisch-schlaues wie auch wildes Wesen (S. 173, 213, 273) wiederholt betont. Zu einer ›Picara‹ wird sie deshalb nicht; von der »wilden Betty« (Wezel), geschweige denn der landfahrenden Courage (Grimmelshausen) trennt sie ebensoviel wie vom »kunstseidenen Mädchen« (Keun). Und dennoch ist sie eine Figur ›auf dem Weg‹ und stellt nach Maßgabe des 19. Jahrhunderts und seines Realismus jene Spanne einer Epoche dar, die dem Schelmen auf seinen Schweifzügen ins Gesichtsfeld rückt und die durch Effis Lebens-

daten (1861–90) so ungefähr als Amtszeit Bismarcks (1862–90) identifiziert werden kann. Auch Effis Lebensweg richtet trotz der mannigfachen aristokratischen Begünstigungen den Blick von unten nach oben ein, ob er nun dem »hohen Herrn« zu Hause oder in Varzin gilt. Der Leitfaden der Episoden-Kette von Bleibe zu Bleibe liegt in der Not der Angst, die, immer nur zum Teil überwunden, am anderen Ort erneut ausbricht. Effi verfügt über keinen »langen Zorn«, der mit dem »Weg mit euch« (S. 275) ernst machen könnte und alles in Asche legte wie vormals Grete Minde; doch auch Mathildes unbeirrbares Anpassungsgeschick ist ihr fremd oder wird verdorben im Mißbrauch des Matrosenkleides bei der geplanten Verlobung. Im auferlegten »Jungenskittel« fühlte sie sich allem Anschein nach wohl, und die Rolle des »Midshipman« schien ihr auf den Leib geschrieben, so daß sie die Abenteuer auf großer Fahrt wohl kaum geschreckt hätten. Ganz anders ihr »Umzug« an der Seite ihres Mannes, der ihr weder jene »Gefahren« bietet, die ihr »schmecken« (S. 15), noch sie vor den »Feinden« bewahrt, vor denen sie in den Schnee der Gottesmauer fliehen möchte. Effi, die vielleicht gern und wacker ausgezogen wäre, das Fürchten zu lernen, übersieht wahrscheinlich die Fallstricke in nächster Nähe. Die Warnung ihrer Mutter – »Unter unseren Leuten bist du sicher; aber es schleicht auch so viel fremdes Gesindel umher« (S. 283 f.) – klingt ja fatal vor dem Hintergrund des Gesprächs mit Jahnke, der Effi darauf hinwies, daß die furchterregenden »Opfersteine« am Herthasee nicht etwa Erfindung der Wenden, sondern der »reine[n] Germanen« (S. 280) sind, »von denen wir alle abstammen«. Das Drehen im Kreise der behüteten Welt verhindert den waghalsigen Ausflug und verschließt den Raum, der für das Ausschwärmen notwendig wäre.

Nach dem Willen der Eltern, der Mutter zumal, setzt Effi eine Laufbahn fort, die, vorzeitig unterbrochen, wenig mit ihrer Gegenwart zu tun hat; ob Effi jemals für sich einen Eigenweg hat ahnen bzw. planen können und ob nicht etwa auch die Vorfreude auf den versprochenen »Mastbaum« nur die konditionierte Reaktion auf eine Glücksattrappe im steril geschlossenen Garten darstellt, bleibt zweifelhaft. Der Verdacht liegt nahe, daß hier ein Kind nachholen soll, was die Mutter willentlich versäumt hat und nun ersatzweise doch noch miterleben möchte. Dieser »Nachsommer« der geborenen Luise von Belling kommt der Tochter teuer zu stehen, so daß nach strengstem Spruch die Mutter als Hauptschuldige, ja »Mörderin« dastehen müßte, die sowohl das Leben ihrer Tochter als auch die eigene Existenz auf dem Gewissen hat.²⁶ Gelingt es dieser Prozeßführung wirklich, Täter und Opfer dingfest zu machen? Der Verdacht läßt sich nicht abweisen, daß ein solches Verfahren eher den Unmut am Fall ausdrücken als die Mühen der Spurensuche auf sich nehmen möchte. Bezeichnend ist, daß, wenn Effi

schon umgebracht werden sollte, sie auch als titelgebende »Person« und mithin Opfer verschwindet und statt ihrer »die unerkannte, nichtempfundene, nicht dargestellte und dennoch wirkliche Selbstentleibung der Briestin«²⁷ übrigbleibt, mithin eine Kreation, die ausdrücklich nicht der Autor, sondern der nachgeborene »Richter« in die Welt setzt. »Belastet« ist Effi von den Eltern gewiß; von der Mutter durch den Gedanken an den verdrängten Geliebten, vom Vater durch den Alpdruck; ob der schwere Schlaf etwas mit der Ahnung von einer wahlverwandtschaftlich ausschweifenden Phantasie der Ehefrau zu tun hat, läßt sich nicht entscheiden. Das Eingeständnis, daß Innstetten doch besser zu Luise gepaßt hätte, schützt nicht unbedingt vor nächtlicher Angst, die aber auch andere Quellen haben kann. Herrn von Briests Laune hängt nämlich insbesondere von den Schwankungen der Raps- und Kornpreise ab. Entschieden und selbständig handelt er trotz Rede vom weiten Feld nur dann, wenn er bei sich »auch so was gehabt« (S. 25) hat wie die »Insel der Seligen«; ob er jemals vor der Tochter so erregt erschienen ist wie der schmiedende Vater vor Roswitha, läßt sich nicht sagen. Sein »Effi komm« zeugt von einer wenn auch verspäteten Besinnungsfähigkeit; doch auch diese mag nur Rohstoff für Beziehungs-Kreationen liefern, die den Eigennutz des Vaters am Grad der Liebe zur Tochter und im Verhältnis zur schwindenden Mutter messen.²⁸ Die Fehler der Eltern, gerade auch dort, wo sie besten Willens zum Wohl der Tochter handeln, mögen heute mehr denn je auf der Hand liegen.

Was wird der »armen Effi« von all dem bewußt? Rächt sie sich gar an diesem heimtückischen Komplott der Mutter, indem sie ihr mit dem Gewicht der Glaubwürdigkeit und der Strenge der Unwiderruflichkeit, die letzte Worte auf dem Sterbebett gewöhnlich haben, zu verstehen gibt, daß ihr geliebter Innstetten alles Mögliche besäße, nur eben die »rechte Liebe« (S. 294) nicht?²⁹ Gewiß ist Effi schon längst in der Lage, ihrem Gegenüber mit dem bloßen Formen von »Brotkügelchen« (S. 125) die wahre Meinung zu verstehen zu geben; andererseits aber hat sie sich ja nun doch vorgenommen, geradeheraus zu sprechen und würde mit ihrem kommunikationswissenschaftlich modernen Verhalten zuletzt doch wieder in die künstlichen Sprechakte der verkehrten Verständigung zurückfallen. Um Klärung bemühen sich ja schließlich alle, auch wenn der Schlußsatz offen läßt, in welcher Richtung der Ergründungseifer fehlgeht und ab welchem Augenblick der Abbruch der Schuldfrage eine billige Ausrede ist.³⁰

Daß Effi sich nicht einfach als Kind ihrer Eltern versteht, sondern als eigentümliche Fortsetzung einer Liebesgeschichte, die von ihrer Mutter begonnen, aber ihrem Vater zuliebe abgebrochen wurde, macht der Schlußsatz ihrer Erzählung von der Liebesgeschichte mit Entsagung deutlich:

»Und das andere, was sonst noch kam, nun das wißt ihr ... das andere bin ich.« (S. 13) Im Lichte des Interesses an der Identität einer Figur ist dies eine höchst unzuverlässige, »schlüpfrige« Auskunft, die das eigene Bild vom vorgegebenen früheren Entwurf abhängig macht. Je nach Wendung des Wortes droht daraus auch ein »Nichts« zu werden: Natürlich ist, was aus der Geschichte der elterlichen Ehe folgt, Effi; weniger »natürlich« ist, daß Effi aus dem Verzicht auf Liebe und der Entscheidung für Sicherheit und Wohlstand hervorgeht und daß sie bei überwundener Unterdrückung das Liebeskind dessen hätte werden können, den sie statt dessen jetzt bloß heiraten kann oder soll. Und modern verwirrend, geradezu dekonstruktivistisch, klingt die Auskunft, daß Effi im Grunde nur »das andere«, also nie »das eine«, Eigentliche, sondern immer bloß das Entschwindende, Fremde, auf Früheres Zurückweisende ist. Als solches »selbstloses« Wesen steht sie wohl immer im Dienst eines »Vorgesetzten«, die als »andere« gerade auch in der Ehe mit Innstetten oder im Seitensprung mit Crampas erfüllen muß, was »die eine« sich versagt hat. Dennoch muß der nichtige Ausgangspunkt den Eheplan, der mit Unterschiebungen arbeitet, nicht überhaupt zunichte machen. Hält man sich auch hier an das Eingangsurteil von Gieshübler, so ergäbe sich für die Zusammenkunft »zweier lieber Menschen« auch die Aufgabe, das Leben »aus dem Nichts« erst zu erwerben bzw. zu erlernen. Daß dies nicht gelingt, wäre dann weniger Schuld der Mutter bzw. der Eltern, sondern Konsequenz des versäumten Lebens und der gescheiterten Menschwerdung. Daß »die Gesellschaft« daran Schuld trägt, ist eine richtige Auskunft, die aber immer nur so weit reicht, wie die Gesellschaft menschenleer bleibt, d. h. »Institution« ist; sobald Figuren wie Sidonie sie bevölkern, beginnt eigentlich schon wieder die Frage nach dem versäumten Leben und der gescheiterten Menschwerdung. Das ist der Preis von Fontanes Gesellschaftskritik, die weder die Schwarz-weiß-Technik anwendet noch der Satire die Überhand läßt.

Vielleicht kommt Herrn von Briests nur fragmentarisch entwickelte Instinkt-Philosophie dem Problem ein Stückchen näher. »Instinkt« (S. 295) wäre demnach ein Schlüsselwort für das unbeirrbar Mitleid (das Fontane von Schopenhauer her kannte); seine Wirkung würde, wie das Beispiel der »Kreatur« zeigt, sogar einen Elementarinstinkt wie den Nahrungstrieb außer Kraft setzen. Welche Wirkungen derselbe Instinkt auf den anderen Grundtrieb, den das »Volkswissen« unterscheidet, den Geschlechtstrieb³¹ ausübt, müßte wohl erst an einer anderen, vielleicht nicht minder tierischen »Kreatur« (dem Seehund) zum Ausdruck gebracht werden; und dabei müßten dann wohl eher »Sondertriebe« wie Schwimmen und Fliegen in den Vordergrund rücken.

Was Effi zum Ehebruch treibt, ist nicht in einem Wort gesagt. Natürlich spielen die Vernachlässigung durch den beschäftigten, ehrgeizigen Ehemann, das Ärgernis seines selbst eingestandenen »Schulmeistertum[s]« (S. 287) und die sich daraus ergebende Langeweile eine Rolle. Hinzu kommen gesellschaftliche Verhältnisse, die es einer Frau fast schon zur Pflicht machen, die Ehe »aus verletzter Würde«³² zu brechen. Doch können solche Auskünfte nicht befriedigen, sobald der Mitspieler bei dieser »Empörung« ins Auge fällt. Gemessen an dem, was Crampas vorstellt, verliert Effi endgültig ihre Würde, macht sie das Nichtige ihres Drängens, Wünschens und Hoffens vollends zur Gewißheit. Welche Sinnlichkeit sie auch treiben mag, an diesem Mann verrät sie ihre Natur vollends. Daß sie spontan seinem Vorschlag, auf die Robbe zu schießen, Beifall spendet, zeigt ihre Blindheit, deren selbstzerstörende Wirkung offenbar wird, wenn die Robbe als »Seejungfrau« zur leisen Erinnerung an ihr fremdes Wesen wird. Gerade die Komödie des Verbotenen mit ihrem sinnlichen Nachspiel verschließt ihr die Welt vollends. Rührend ist ihre Hoffnung, daß ein Seitensprung Innstettens mit Thora alles noch einmal einrenken könnte. Daß »einem die Welt so zu ist« (S. 266), erweist sich trotz des »weiten Feldes« vor allem an den vergeblichen Hoffnungen auf eine erneute Verständigung, die um so dringlicher wäre, als gerade auch der Partner unter einer ähnlichen Ausweglosigkeit leidet: »Mir ist eben alles verschlossen.« (S. 287)

Was aus diesem Nebeneinander folgt, ergibt sich nicht zwangsläufig. Gewiß geht vieles seinen »natürlichen Entwicklungsgang« (S. 145), und wo »die Kugel« ins »Rollen« (S. 170) gerät, ist sie nicht mehr aufzuhalten. Und dennoch gehört die Bereitschaft, angesichts der »Signatur« (S. 150) dieser Verläufe »irgendwas Schreckliches zu prophezeien« (S. 154), nur ins Paradigma derer, die mit dem Leben abgeschlossen haben und die Fleischeslust im Roastbeef-Konsum befriedigen wie Sidonie. Auch Herr von Zwicker mit seinem »natürliche[n] Gefühl für historische Entwicklung« mag nur eine Seite getroffen haben mit seinem Ausspruch: »Saturn frißt seine Kinder.« (S. 253) Es gehört wohl zu Fontanes gegennaturalistischem Realismus, daß er solche fatal determinierten Entwicklungen zwar kennt, aber figurenperspektivisch zur Disposition stellt, um den Weg aus der dargestellten Krise zur wahren Wirklichkeit noch offen zu halten.³³

Zur oft beobachteten Kunst des Fontaneschen Erzählens gehört, daß sie die Frage nach dem, was eigentlich passiert und welche Gestalt die darin verwickelten Figuren annehmen, nicht nur mit eigenen, sondern auch mit fremden, mehr oder minder bekannten Geschichten zu beantworten sucht, wohl nicht nur um der »Bildung« willen oder aus reiner Versteckspiel-Lei-

denschaft, sondern – um ein Wort seiner Figur abzuwandeln – vielleicht auch deshalb, weil er gerade als Künstler »nicht bloß ein einzelner Mensch« ist, sondern einem kulturellen »Ganzen« angehört, auf das er »beständig Rücksicht zu nehmen« (S. 235) gewillt oder gezwungen ist. In diesem Sinn erfährt man nicht nur über Crampas' Absichten, sondern auch über Effis Wesen beträchtlich mehr, wenn man bei Heine nachliest, wovon Crampas fragmentarisch spricht.³⁴ Das gilt auch von den »Spielen im Spiel«, dem *Schritt vom Wege* und dem *Käthchen von Heilbronn* zumal, das gilt von den zahllosen Anspielungen auf die »Insel der Seligen« (S. 25), das »Aschenbrödel« (S. 27), die Eva (S. 53), die Jungfrau von Orleans (S. 132), den »König Lear im Unwetter auf der Heide« (S. 269) und vieles mehr.³⁵ Die Effekte solcher Bezugnahmen sind merkwürdig. Sie führen nicht eigentlich eine Verlebendigung der Bilder herbei, auf daß wir sie wie in einer virtuellen Präsentation bestaunen könnten; bei solchen mehrfach belichteten Filmen täten wohl nur die Augen weh. Und doch stehen sie im Dienst einer Sehgenauigkeit gleich jenen Fixpunkten in der Öde eines »weiten Feldes«, die zur besseren Orientierung beitragen, auch wenn bekannt ist, wie selbst auf literarischem Felde die Relativitätstheorie schon längst um sich gegriffen hat. Zwei, oder genauer drei Beispiele hierzu.

Ob Frau von Briest weiß, was sie sagt, wenn sie ihr Kind »Tochter der Luft« nennt, läßt sich nicht endgültig entscheiden. Liest man bei Calderon nach³⁶, so begegnet unter diesem Titel eine weibliche Version vom Leben als Traum: Das Kind einer vergewaltigten Nymphe, einer Dienerin Dianens, lebt im Bann der Geschichte ihrer Eltern: Sie wird von den wilden Tieren der beleidigten Göttin Diana verfolgt und von den Vögeln der rivalisierenden Göttin Venus geschützt und versorgt; daher die Bezeichnung »Tochter der Luft«, die eine Übersetzung des syrischen Namens Semiramis ist. Trotz dieser rettenden Vormundschaft muß sie ihren ersten Lebensabschnitt in einem Kerker verbringen, weil ihr – in »ew'gem Zwiste«³⁷ der Göttinnen eine furchtbare Rolle für den Fall ihrer menschlichen Vergesellschaftung prophezeit wurde. Vom siegreichen Feldherrn aus dem Zwinger befreit, tritt dann auch wirklich ein, was das Schicksal für den Lebensfall der unter Zwang Gezeugten verhängt hat. Semiramis verrät ihren Retter, entscheidet sich ehrgeizig für den mächtigen König Ninus, bringt ihn um, wird Herrscherin von Babylon, verdrängt ihren Sohn, indem sie sich, die ihm auch körperlich ähnelt, an seine Stelle setzt, und kommt elend zu Fall. Als »Tochter der Luft«, die »bis jetzt nur gleich dem Thiere«³⁸ gehaust, hat sie einen natürlichen Drang zum Leben:

»[...] soll ich nie erkennen,

Stets nur ahnen, den Gehalt des Lebens?«³⁹

Trotzdem erkennt sie schon nach den ersten Lebensschritten, was auch ihr Befreier erfahren muß: »Ich bin hin!« bzw. »Ich bin verloren.«⁴⁰ So bezeichnet »Luft« nicht nur den Korridor des rettenden Unterhalts unter wilden Tieren, sondern auch das Element, in dem sie schließlich zerrinnt:

»Tochter war ich ja der Luft,
Und in ihr verfließt mein Odem.«⁴¹

Natürlich sollen weder Effi noch die tochterähnliche Mutter eine Nachbildung dieser Semiramis sein, und welche Züge in welcher Verkehrung zwischen Mutter und Kind etwa wiederkehren, muß auch nicht unbedingt die Paßform der Geschichten festlegen. Immerhin aber wird vielleicht nur auf der Grundlage der Semiramis-Geschichte verständlich, zu welchem Kampf es kommen muß, wenn Herr von Briest allzu wohlgelaunt die Unterschiede zwischen »Hochzeit« und »Jagdpartie« (S. 36) verwischt und somit den Schützling der Venus dem Racheplan der Diana ausliefert. Der barock warnende Wunsch:

»Gebe Jupiter [...],
Daß du, Menschen-Seidenwurm,
Selber nicht den Tod dir spinnest«⁴²

verklingt folgenlos, weil keine kluge Vorsichtsmaßnahme, weder finstere Kerkerhaft noch lichtetes Idyllendasein, vor den Lockungen des Ehrgeizes und den Mißverständnissen im Werben für den freien Weltlauf bewahrt. Die Lage des Kerkers am See als Ausfluß der Lethe⁴³ scheint Rettung, »Trägheit, Schlaf, Vergessen«, bereitzuhalten, mithin Heilmittel, an die auch Herr von Briest (S. 282) denkt, wenn er die Situation der kranken Tochter zu lindern sucht. Daß solche Mittel nichts vermögen, mußte schon der fromme Text des Spaniers eingestehen. So zieht denn die »menschgewordne Viper«⁴⁴ als gräßlich-göttliches »Ungeheuer« ihre Lebensbahn, »grausam, stolz, tyrannisch [...], mit des Mordes Schuld befleckt«⁴⁵, und ist doch eigentlich von Anfang an schuldlos. Bei der ersten Gelegenheit zur Flucht verzichtete sie freiwillig auf das Leben, und erst die Lockungen des erobernden Mannes ließen sie die Warnungen vergessen; schon er, dem die Füße seines Königs »Sfär' und Centrum«⁴⁶ sind, wird sich für »Pflicht und Ehre«⁴⁷ aussprechen und die kaum Befreite bei seinem Gang zum Hofe allein zurücklassen. So arbeiten sich Haupt- und Staatsaktion wie bürgerliches Trauerspiel im Lichte der modernen Welt an vergleichbaren weiblichen Lebensläufen ab, deren Anfang in einer fatalen Befreiung liegt, deren Gang unter fremden Zeichen steht und deren Katastrophe abwickelt, was höhere Mächte gesponnen haben.

Die Geschichte des »armen Mädchens«⁴⁸, der Fontan, ein brutaler Schmierkomödiant, in deren Sterbestunde noch »gefühlvoll« die Hand drücken

möchte, kannte Effi wohl nicht einmal vom Hörensagen, nur der Name war ihr vertraut, und ob ihr die Auskunft der erfahrenen Geheimrätin die Lektüre des Zolaschen Romans – wenn es denn je dazu hätte kommen können – weniger »schrecklich« (S. 225) gemacht hat, mag ungewiß bleiben; auch gehört wohl schon eine phantastische Weltkenntnis dazu, sich ein Lebensverhältnis im Sinne der Frau von Zwicker vorzustellen, in dem »es noch ganz anderes« gibt, als da zu lesen ist. Nana stellt nicht nur wie die »Tochter der Luft« Semiramis ein Pflegekind der Venus dar, sondern sie ist deren theatralische, reale und mythische Apotheose, die gleich den »monstres antiques dont le domaine redouté était couvert d'ossements, [...] les pieds sur des cranes«⁴⁹ setzt, die der Männer zumal. Der hilfreiche, unterhaltende Vogelschwarm der Venus hat sich zur molochartigen »goldenen Fliege« verdichtet, deren giftiger Flug den Untergang einer ganzen Epoche herbeiführt. Nana regiert als wahre Königin von Paris, und ihr Palast wird zum Abgrund⁵⁰, der Geld, Werte und Männer verschlingt. Ihr Bett ist Thron und Altar zugleich⁵¹, von dem die »toute-puissance du sexe«⁵² in der »gloire« emporsteigt und »pareil à un soleil levant [...] éclaire un champ de carnage«.⁵³ Nana ist Natur- und Kunstfigur in mythischem Ausmaß: nervöse, schwermütige, von Angst gepeinigte Frau und mutwillig nachlässige Mutter, streunendes Tier und umlagertes Wild, gefürchteter Götze und Sternbild »du jour qui se meurt«.⁵⁴ Nie hätte Fontane seiner Effi jene Erkenntnis einer Verwandtschaft zugemutet, die Anzengruber im engeren Kreis des Volksstücks seiner Hedwig im *Vierten Gebot* zuschreibt: »Ob an einen oder an mehreren, wir sind ja doch zwei Verkaufte!«⁵⁵ Und doch schreckt Fontane nicht vor Anspielungen zurück, die seine Geschichte zu einem Forum macht, auf dem auch über Nana verhandelt werden kann. Am deutlichsten zeigt sich das brisante Verfahren seiner »mehrstimmigen« Schreibweise am Melusinen-Motiv. Nanas letzte Rolle stammt aus einem Ausstattungsstück mit dem Titel *Méluſine*. Hier tritt sie in einer Kristallgrotte aus lauter Spiegeln auf, um ein letztes Mal wortlos, »durch ihr bloßes Erscheinen« wie sonst als Venus, das Publikum »rumzukriegen«. Auf einem früheren Höhepunkt ihrer Karriere kämpften »Nana« und »Lusignan« (mithin Melusinsens Geschlechtername) noch als konkurrierende Rennpferde in der Jagd um den Großen Preis von Paris gegeneinander. Jetzt, in der Endphase ihres »Verschwindens« dominiert die Allegorie der Veränderung, Verflüssigung und Auflösung. Zurück bleibt die »graue Masse« der verwesenden Venus. Die Situation ist vielsagend: Am Totenbett finden sich ausschließlich Frauen ein, indes die Männer, geschreckt von der Ansteckungsgefahr, lieber draußen eine Zigarre rauchen und Fontans Rodomontaden lauschen. Während nun die Frauen drinnen wohl nur für

Augenblicke das Glück der Todesruhe zu ahnen beginnen – »II [Nanas Sohn] est plus heureux sous la terre [...] Bah! elle aussi [...] Ce n'est pas si drôle, l'existence.«⁵⁶ –, wälzt sich draußen der Koloß des Krieges unter dem leitmotivischen Geschrei »À Berlin!« dem gehaßten Bismarck-Staat entgegen, um den Zusammenbruch des eigenen Imperiums, für den Nana vor-gearbeitet hat, zu vollenden. »Und wenn wir dann in Berlin sind«, setzt Effi ihre Zukunftsphantasie fort, wird es für sie immer nur »Hofball und Galaoper, immer dicht neben der großen Mittelloge« (S. 32) geben. In dieser vielleicht nicht ganz abwegigen Lektüre-Collage könnte sich andeuten, welche Sinnräume ein Erzähler einrichtet, der lesen läßt, was er nicht geschrieben (und möglicherweise auch nicht gebilligt) hat und was doch zur Erzählwelt gehört. In Fontanes Roman gelangt bei dieser mutwilligen und doch nicht bloß willkürlichen Kombination die von Paris ausgehende Bewegung in mehrfacher Verkehrung an ihr Ziel, indem Berlin nicht nur »wartet«, sondern »zuvorkommt« und vor Ort jenes Reich gründet, in dem auch später noch – nach ihrem Tod – »Nana« präsent ist. Demnach markiert ihr Name nur einen relativen, literarischen Grad des Schrecklichen, den die Wirklichkeit leichthin überbieten könnte. Und trotzdem fehlt die eigentliche Cassandra-Rolle bzw. wird in der Gestalt der Sidonie von Grasennapp ironisiert. Vielleicht ist sie auch überflüssig, insofern es sich bestätigt, was auch Innstetten bemerkt: »Es ist merkwürdig, was alles zum Zeichen wird und Geschichten ausplaudert, als wäre jeder mit dabei gewesen.« (S. 244)

Nana ist im preußisch-deutschen Reich und seinen Kurstätten nicht das letzte Wort des Erzählers. Zumindest ein weiterer Name gehört noch in die Reihe der geplagten Töchter der Luft und Venus-Dienerinnen. Gemeint ist das Hausmädchen Afra, die eigentlich keine Rolle spielt, es sei denn, daß sie etwas an Johanna erinnert. (S. 249 f.) Afra hieß auch jene Heilige cyprischer Abstammung, die, von ihrer Mutter zum »Venus-Dienst« bestimmt, in Augsburg ihr Amt zur Zeit der Christenverfolgung versah, vom flüchtigen Bischof Narcissus, dem sie Unterschlupf gewährte, bekehrt wurde und wegen ihres standhaften christlichen Bekenntnisses den Märtyrertod erlitt. Es ist, als ob der Erzähler Namen und Geschichten im Vertrauen auf ihre magnetische Wirkung verwendete, um den Bedeutungshof eines Motivs möglichst weit zu spannen. Was hier endgültig paßt oder so gemeint ist und als eigentliche Grundbedeutung zu entschlüsseln wäre, mag unentschieden bleiben. Wichtig ist, daß Effi nicht nur als lebendige Person mit authentischen Merkmalen im Schauration der Vorstellungen erscheint, sondern daß sich an ihren Auftritt kraft der erzählerischen Vielfalt eine ganze Reihe mehr oder weniger deutlich sichtbarer Figuren anschließt, die je nach »Materialisation« die wahrscheinlichere Heimat, das engere »Element« des »Stoffes«, aus dem Effi gemacht ist, zu erkennen geben.

Welches Bilder-Suchen bzw. Figuren-Ausschneiden bloß einem »Fang« dient und welche Züchtung nur die Käfige einer »Gefangenschaft« (so heißen die beiden Stationen im Straußschen Nachtstück) füllen, läßt sich wohl nicht grundsätzlich klären. Vielleicht liegt ein bescheidenes Kriterium darin, wie schnell sich die »große Wand mit einer Pforte [...] über die ganze Szene«⁵⁷ senkt und ob überhaupt ein »Schließer« auftritt, der die Pforte »schließt und plombiert«. Ein nicht allzu rasch fallender Vorhang und insbesondere stets sorgsam aufgeschlagene »Blätter« brauchten dem konventionellen »Dunkel« nicht unbedingt das letzte Wort zu überlassen.

Anmerkungen

- 1 BOTHO STRAUSS, *Angelas Kleider. Nachtstück in zwei Teilen*. München 1991, S. 30.
- 2 Ebd., S. 16.
- 3 Ebd., S. 28.
- 4 Dazu DETLEF KREMER, NIKOLAUS WEGMANN, *Wiederholungslektüre(n): Fontanes Effi Briest. Realismus des wirklichen Lebens oder realistischer Text?* In: *Der Deutschunterricht* 47 (1995), S. 56–75.
- 5 HELENE HERRMANN, *Theodor Fontanes »Effi Briest«*. *Die Geschichte eines Romans*. In: *Die Frau* 19 (1912), S. 543–554, 610–625, 677–694, hier S. 613.
- 6 ROBERT MUSIL, *Der Mann ohne Eigenschaften. Roman*. Hamburg 1952 u.ö., S. 650.
- 7 WALTER MÜLLER-SEIDEL, *Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland*. Stuttgart 1975, S. 351 f. Zur antithetischen und entwicklungspsychologischen Bedeutung der Orte s. MICHAEL MINDEN, *Effi Briest und die »historische Stunde des Takts«*. In: *Modern Language Review* 76 (1981), S. 869–879.
- 8 Zitiert wird mit bloßer Seitenangabe im fortlaufenden Text nach THEODOR FONTANE, *Werke, Schriften und Briefe*. Hrsg. von WALTER KEITEL und HELMUTH NÜRNBERGER. 2., erweiterte Aufl., Abteilung I/4. Bd., München 1974.
- 9 Vgl. *Brockhaus* 131885, s. v. »Oberammergau«, Bd. 12, S. 352.
- 10 Dazu CHRISTIAN GRAWE, *Theodor Fontane: Effi Briest*. Frankfurt/M. 1985, S. 51 f.
- 11 Dazu DONALD C. RIECHEL, »Effi Briest« and the calendar of fate. In: *The Germanic Review* 48 (1973), S. 189–211.
- 12 Vgl. auch H. H. H. REMAK, *Politik und Gesellschaft als Kunst: Güldenklees Toast in Fontanes Effi Briest*, In: *Formen realistischer Erzählkunst. Festschrift for Charlotte Jolles*. Ed. by JÖRG THUNECKE, EDA SAGARRA, Nottingham 1979, S. 550–562.
- 13 DIRK MENDE, »Beinahe« oder die aufgehobene Identität der Effi Briest. Ein Nachwort. In: THEODOR FONTANE, *Effi Briest*. München (Goldmanns Klassiker) 1978, S. 277–309.
- 14 ERIKA SWALES, *Private mythologies and public unease: on Fontane's Effi Briest*. In: *Modern Language Review* 75 (1980), S. 114–123.
- 15 RENATE BÖSCHENSTEIN, *Die Ehre als Instrument des Masochismus in der deutschen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts*. In: *Masochismus in der Literatur*.

- Hrsg. von JOHANNES CREMERIUS u.a. = *Freiburger literaturpsychologische Gespräche* 7 (1988), S. 34–55, bes. S. 49–53.
- 16 HELMUTH NÜRNBERGER, *Nachwort*. In: THEODOR FONTANE, *Effi Briest*. München (dtv) 1995, S. 403. Im Anhang dieser Ausgabe findet sich auch die aktuellste Liste der *Effi Briest*-Interpretationen.
- 17 KARLA BINDOKAT, *Effi Briest: Erzählstoff und Erzählinhalt*. Frankfurt/M. 1984, S. 132.
- 18 DAZU HANS RUDOLF VAGET, *Thomas Mann und Theodor Fontane. Eine Rezeptionsästhetische Studie zu »Der kleine Herr Friedemann.«* In: *Modern Language Notes* 90 (1975), S. 448–471.
- 19 HERRMANN (s. Anm. 5), S. 553. Mit den möglichen, auch autopoetischen Facetten des Wortes vom »Musterpaar« beschäftigt sich WILHELM SOLMS, *Effi und Innstetten: »ein Musterpaar«? Zum poetischen Realismus Fontanes*. In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift N.F.* 35 (1985), S. 189–208.
- 20 VALERIE D. GREENBERG, *The resistance of Effi Briest: an (un)told tale*. In: *Publications of the Modern Language Association* 103 (1988), S. 770–782.
- 21 JOACHIM DYCK, BERNHARD WURTH, »Immer Tochter der Luft«. *Das gefährliche Leben der Effi Briest*. In: *Psyche* 39 (1985), S. 617–633. Zum »Chinesen-Syndrom« vgl. ULRIKE RAINER, »Effi Briest« und das Motiv des Chinesen: Rolle und Darstellung in Fontanes Roman. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 101 (1982), S. 545–561.
- 22 CHRISTIAN GRAWE, *Effi Briest. Geducktes Vögelchen in Schneelandschaft: Effi von Innstetten, geborene von Briest*. In: *Interpretationen. Fontanes Novellen und Romane*. Hrsg. von CHRISTIAN GRAWE. Stuttgart 1991, S. 217–242, hier S. 224. Über den Zusammenhang von Versenkungsmotiv und Versteck-Poetik orientiert PAUL IRVING ANDERSON: *Meine Kinderjahre: die Brücke zwischen Leben und Kunst*. In: *Fontane aus heutiger Sicht*. Hrsg. von HUGO AUST. München 1980, S. 143–182, bes. S. 163 f.
- 23 Dazu grundsätzlich und am Beispiel von *Cécile* sehr erhellend: HORST THOMÉ, *Autonomes Ich und »Inneres Ausland«. Studien über Realismus, Tiefenpsychologie und Psychiatrie in deutschen Erzähltexten (1848–1914)*. Tübingen 1993, S. 318–392, bes. S. 369.
- 24 PETER-KLAUS SCHUSTER, *Theodor Fontane: Effi Briest – ein Leben nach christlichen Bildern*. Tübingen 1978.
- 25 Vgl. zur Neueinschätzung der Episode ELISABETH HOFFMANN, *Annie von Innstetten – noch eine Nebenfigur in Fontanes Effi Briest. Zur Dekonstruktion einer Schlüsselszene des Romans*. In: *Fontane-Blätter* 57 (1994), S. 77–87.
- 26 CHRISTOPH MIETHING, *Drei Frauen, drei Romane, dreimaliger Tod. Eine Reflexion zum Problem des Schönen in der Moderne*. In: *Sinn und Form* 46 (1994), S. 341–366.

- 27 Ebd., S. 365.
- 28 Dazu REGINA DIETERLE, *Vater und Tochter. Erkundung einer erotisierten Beziehung in Leben und Werk Theodor Fontanes*. Bern 1996, S. 234–251.
- 29 Dazu nochmals GREENBERG (s. Anm. 20). Über das von Anfang an bemerkbare »Konfliktpotential« zwischen Tochter und Mutter s. schon GISELA GREVE, *Theodor Fontanes Effi Briest. Die Entwicklung einer Depression*. In: *Jahrbuch der Psychoanalyse* 18 (1986), S. 195–220. Über Effis vermeintlich »wachsende Kompetenz im Umgang mit der inszenierten Welt ihrer Affekte« s. JÜRGEN WERTHEIMER, *Effis Zittern: ein Affektsignal und seine Bedeutung*. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 26 (1996), S. 134–139. Über den Zusammenhang von Mutter und Weißer Frau s. RENATE BÖSCHENSTEIN: »Und die Mutter kaum in Salz«. *Muttergestalten in Fontanes Vor dem Sturm und Effi Briest*. In: *Mutter und Mütterlichkeit. Wandel und Wirksamkeit einer Phantasie in der deutschen Literatur. Festschrift für Verena Ehrich-Haefeli*. Hrsg. von IRMGARD ROEBELING, WOLFRAM MAUSER. Würzburg 1996, S. 247–269, bes. S. 265 ff.
- 30 Hierzu jetzt: MANFRED RÖSEL: »Das ist ein weites Feld.« *Wahrheit und Weisheit einer Fontaneschen Sentenz*. Mit einem Vorwort von HELMUTH NÜRNBERGER. Frankfurt/M. 1997.
- 31 Vgl. *Brockhaus* ¹³1884, s. v. »Instinkt«, Bd. 9, S. 625f.
- 32 Grawe (vgl. Anm. 22), S. 232.
- 33 HANS VILMAR GEPPERT, *Der realistische Weg. Formen pragmatischen Erzählens bei Balzac, Dickens, Hardy, Keller, Raabe und anderen Autoren des 19. Jahrhunderts*. Tübingen 1994.
- 34 HANS OTTO HORCH, »Das Schlechte ... mit demselben Vergnügen wie das Gute«. Über Fontanes Beziehungen zu Heinrich Heine. In: *Heine-Jahrbuch* 18 (1979), S. 139–176. CHRISTIAN GRAWE, *Crampas' Lieblingsdichter Heine und einige damit verbundene Motive in Fontanes »Effi Briest«*. In: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 1982, S. 148–170. PETER PÜTZ, *Wenn Effi läse, was Crampas empfiehlt... Offene und verdeckte Zitate im Roman*. In: *Theodor Fontane. Text + Kritik. Sonderband* 1989, S. 174–184.
- 35 Das ist gewiß nicht die einzige Nachschlage-Möglichkeit; unbedingt – allein schon von der Namensbedeutung her – gehört in diesen Zusammenhang die Geschichte der »bösen Bestie« Jane Eyre; vgl. GEPPERT (vgl. Anm. 33), S. 86 f.
- 36 LIESELOTTE VOSS, *Literarische Präfiguration dargestellter Wirklichkeit bei Fontane. Zur Zitatstruktur seines Romanwerks*. München 1985. BETTINA PLETT, *Die Kunst der Allusion. Formen literarischer Anspielungen in den Romanen Theodor Fontanes*. Köln 1986. Zu *Aschenbrödel und Käthchen von Heilbronn* s. ANNA MARIE GILBERT, *A new look at Effi Briest: Genesis and interpretation*. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 53 (1979), S. 96–114.

- 37 CALDERON, *Die Tochter der Luft*. Übers. v. G. GRIES. In: DON PEDRO CALDERON DE LA BARCA'S *Schauspiele*. 13. u. 14. Bändchen, Wien 1826, hier Erster Theil, S. 36.
- 38 Ebd., S. 38.
- 39 Ebd., S. 43.
- 40 Ebd., S. 101.
- 41 Ebd., Zweiter Theil, S. 125.
- 42 Ebd., Erster Theil, S. 39.
- 43 Ebd., S. 26.
- 44 Ebd., S. 35.
- 45 Ebd., Zweiter Theil, S. 124.
- 46 Ebd., Erster Theil, S. 49.
- 47 Ebd., S. 41.
- 48 ÉMILE ZOLA, *Nana*. (1. Aufl. 1880), Paris⁵³ 1880, S. 509.
- 49 Ebd., S. 504.
- 50 Ebd., S. 454.
- 51 Ebd., S. 456.
- 52 Ebd., S. 490.
- 53 Ebd., S. 504.
- 54 Ebd., S. 493.
- 55 LUDWIG ANZENGRUBERS *sämtliche Werke*. Hrsg. von RUDOLF LATZKE und OTTO ROMMEL. Wien 1921, Bd. 5, S. 231.
- 56 ZOLA (vgl. Anm. 48), S. 515.
- 57 STRAUSS (vgl. Anm. 1), S. 69.

Was hat Fontanes *Effi Briest* noch mit dem Ardenne-Skandal zu tun?

Zur Konkurrenz zweier Gestaltungsvorgaben bei Entstehung des Romans

ROLF CHRISTIAN ZIMMERMANN

I.

Fontane selbst hat das große und noch heute andauernde Interesse am Ardenne-Skandal als dem angeblichen Stofflieferanten seines Romans *Effi Briest* verursacht. Allen späteren Quellenforschern ist er vorangegangen in der so außerordentlich fragwürdigen Verquickung seines 1894 nach langjähriger Arbeit fertig gewordenen Romans mit dem 1886 in Berlin vorgefallenen Ehrenhandel zwischen dem Rittmeister Armand Léon von Ardenne und dem Düsseldorfer Amtsrichter Emil Hartwich, also mit jenem zeithistorischen Ereignis, das zu Fontanes Roman natürlich unbestritten – aber, wie wir sehen werden, auch *nur* – den aktuellen Anlaß gegeben hat. »Es ist nämlich eine wahre Geschichte, die sich hier zugetragen hat,« versicherte Fontane beispielsweise ebenso unbefangen wie großzügig einer Effi-Briest-Leserin am 12. Juni 1895, »nur in Ort und Namen alles transponiert«. Einer anderen Leserin erklärte er einige Monate später, am 27. Oktober 1895, daß die »wirkliche« Effi noch lebe, daß Innstetten »mit Nächstem General« werde und daß er Innstetten »seine Militärcarriere nur [habe] aufgeben lassen, um die wirklichen Personen nicht zu deutlich hervortreten zu lassen«. Und noch am 21. Februar 1896 schrieb Fontane dem »Romancierkonfrater« Friedrich Spielhagen geradezu treuherzig: »Mir wurde die Geschichte vor etwa sieben Jahren durch meine Freundin und Gönnerin [Emma] Lessing (Vossische Zeitung) bei Tisch erzählt. [...] Und nun hörte ich, was ich in meinem Roman erzählt [habe]«.¹

Angesichts so eindeutiger Bekundungen des Autors kann es kaum verwundern, daß bisher alle Kommentatoren von *Effi Briest* auf den Ardenne-Skandal mehr oder weniger breit Rücksicht genommen haben, daß philologische Quellenforscher mit Eifer und Akribie alle Einzelheiten dieses »Stoffes«, also der Ardenne-Geschichte, zu klären und nicht wenige Inter-



Grab der Elisabeth von Ardenne auf dem Südwest-Friedhof in Stahnsdorf 1997

preten des Romans den expliziten Wink des Briefschreibers Fontane sogar beim Wort zu nehmen suchten. Einen ganz besonders nachdrücklichen Impuls gab diesen Bemühungen gerade zu Beginn der Fontane-Renaissance in den 60er Jahren noch eine von außen kommende Tatsache: daß nämlich ein Enkel aus der so tragisch gescheiterten Ehe Armands von Ardenne – der Physiker Manfred von Ardenne, der auch noch zu einem Vorzeigewissenschaftler der DDR geworden war – dem Literaturwissenschaftler Hans Werner Seiffert überraschenderweise unbekannt autobiographische Aufzeichnungen seiner Großmutter Else von Ardenne aus dem privaten Familienarchiv zugänglich machen konnte.²

Das Interesse für den angeblichen ›Stoff‹ von *Effi Briest* hatte also Konjunktur, wozu allerdings noch andere Faktoren beitrugen, speziell in der marxistisch orientierten Germanistik im Gefolge eines Georg Lukács, wo Literatur ja eine ›Widerspiegelung‹ von realen sozio-ökonomischen Verhältnissen zu sein hatte. So war es natürlich eine vordringliche Aufgabe auch der DDR-Germanistik, in und hinter Fontanes Roman möglichst viel gerade von der Zeitwirklichkeit wiederzufinden, das hieß: von der Wirklichkeit des Ardenne-Skandals.³ Und nicht unterschätzt werden darf auch die Faszination, die einfach von den neu bekanntgewordenen Details des Falles Ardenne ausgegangen sein mochte. Der geschichtlich passierten Realität hinter dem dichterischen Schein ansichtig zu werden, das übt ja von jeher, immer und überall, auf unzählige Literaturfreunde einen ganz erstrangigen Reiz aus. Goethe hatte es schon bei seinem *Werther* zu beklagen. Den jüngsten Beweis dafür liefert Rolf Hochhuths soeben erschienener dramatischer Monolog *Effis Nacht*, in welchem die historische Elisabeth von Ardenne erneut Fiktion wird;⁴ nun aber in größter Stoffnähe, in einem das eigene Schicksal reflektierenden Zeitrückblick, welcher die ganze von der Forschung bis dato recherchierte Lebensgeschichte dieser auf der Bühne schon über Neunzigjährigen aufrollt, bis hin zu einer Bombennacht des Jahres 1944. (Elisabeth von Ardenne ist erst 1952, als Neunundneunzigjährige, in Lindau am Bodensee gestorben.) Hier bei Hochhuth deckt das Stoffinteresse an der Ardenne-Wirklichkeit dann also die erdichteten Figuren, ja die ganze Romanwelt Fontanes wieder völlig zu. Und dies, obwohl im Titel von Hochhuths Monodram noch immer von »Effi« gesprochen wird. Als ob das dann noch selbstverständlich oder bei dem Monolog einer Einundneunzigjährigen auch nur gerechtfertigt wäre (es sein denn als makabre Ironie).

Aber nicht bloß weil Fontanes zarte, lungenkranke Effi Briest mit ihrer eigenen Lebensspanne bekanntlich kaum die 30 erreichen durfte, ist diese Art von Vertauschung Elisabeth von Ardenne mit Effi Briest problema-

tisch und eigentlich unstatthaft. Vielmehr muß grundsätzlich gesagt werden (und soll sich mit diesen Darlegungen erweisen), daß *jede* Gleichsetzung dieser beiden Frauen außer acht läßt, wie zutiefst fremd sich die fiktionale Effi Briest und die reale Else von Ardenne in Wahrheit gegenüberstehen und wie fahrlässig Fontane seine Briefpartner und die Forschung doch wohl informiert hat, wenn er, wie wir sahen, zu wiederholten Malen behauptete, mit *Effi Briest* die ganze Ardenne-Affäre bloß nach Orten und Namen »transponiert« zu haben.

2.

Wieviel bleibt vom so eifrig erforschten »Stoff« der Ardenne-Affäre in Fontanes fertigem Roman eigentlich noch wiedererkennbar übrig? Die einigermaßen frappierende Antwort muß lauten: so gut wie nichts von Belang. Gewiß natürlich – wenn wir uns eines Ausdrucks Fontanes bedienen wollen – die »schauderöse Ähnlichkeit« aller Duellaffären der Bismarckzeit. Aber das eigentlich und nur gerade für den Fall Ardenne menschlich und sozial Bezeichnende, die konkrete Individualität dieser Affäre, verliert sich bei Fontane völlig.⁵ Nicht im mindesten hat sich der Romangestalter Fontane von den zeithistorischen Vorgängen des Ardenne-Skandals vorgeben lassen, mit welchen Akzenten und mit welchen Motiven er Ehebruch und Duell seines Romans zu dichterischer Wirkung zu bringen habe.

Ich will zunächst an einigen besonders schlagenden Differenzen deutlich machen und erhärten, wie abwegig es wäre, wollte man *Effi Briest* gemäß Fontanes Beteuerungen als eine bloß verschlüsselnde »Transposition« der Ardenne Geschichte ansehen. Beiläufig sei angemerkt, daß man zur Korrektur einer solchen Meinung in der bisher vorliegenden Forschung nur Spärliches findet. Christian Grawe⁶ verwendet nur einen einzigen Satz darauf: »Ist doch seine [sc. Fontanes] bewußt verändernde künstlerische Handhabung der Tatsachen auffällig (großer Altersunterschied der Ehepartner, Innstetten als früherer Bewerber der Mutter, Effis Sterben).« Das ist alles.⁷ So mag ein etwas vollständigerer Überblick doch wohl willkommen sein, wenn kein Geringerer als Fontane selber korrigiert, ja dementiert werden muß.

Um mit dem Lebensalter der Ehepartner zu beginnen: Es geht nicht bloß um den von Grawe hervorgehobenen Altersunterschied der Ardennes und der Innstettens bei ihrer jeweiligen Heirat, ein Unterschied, der bei den Ardennes fünf Jahre beträgt, bei den Innstettens aber einundzwanzig. Sondern auch das Lebensalter der Frauen bei ihrem Ehebruch verändert Fontane und damit, wie sich von selbst versteht, dessen ganzes Aussehen. Else von Ardenne (1853–1952) war 1886 eine erwachsene Frau von 33 Jah-

ren. Fontanes Effi Briest dagegen wird von Crampas als ein halbes Kind, mit 18 $\frac{1}{2}$ verführt. – *Zweitens*: Fontanes Roman eliminiert gegenüber dem Stoff den Standesunterschied zwischen Ehemann und Liebhaber; der Kgl. Amtsrichter Hartwich, Else von Ardenne's Liebhaber, war ein Bürgerlicher, der Liebhaber Effi Briests, obwohl sozial viel weniger ansehnlich als Hartwich, ist ein Major von Crampas. Effi von Innstettens »Schritt vom Wege« bleibt also innerhalb der Standesgrenzen, während ihr reales Pendant, Else von Ardenne, hochsinnig genug war, diese Standesgrenzen zu mißachten. – *Drittens*: Es gab bei den Ardenne's keinen zeitlichen Abstand zwischen dem Ehebruch und dessen Entdeckung. Fontane dagegen nahm sich heraus, zwischen den Ehebruch der achtzehnjährigen Effi und dessen Entdeckung eine einigermaßen glückliche Ehezeit von annähernd sieben Jahren und damit eine diskussionswürdige »Verjährungsfrist« einzuschieben. – *Viertens*: Else von Ardenne und Emil Hartwich fühlten sich in einer wirklichen Liebe verbunden und machten entsprechend bereits Anstalten, sich von ihren bisherigen Ehepartnern scheiden zu lassen;⁸ dem kam Armand von Ardenne mit dem tödlichen Duell in letzter Minute zuvor. Nichts Vergleichbares, ja das Gegenteil davon beim Eklat in *Effi Briest*: der nie richtig geliebte Verführer Crampas ist von der Bildfläche verschwunden, Effi eine gute, liebende Ehefrau geworden. – *Fünftens*: Der menschlich etwas gehemmte Armand von Ardenne betrachtete gerade Hartwich als seinen Schützling⁹ und guten Freund; somit spielte auch verratene Freundschaft bei dem Ardenne-Duell mit. Innstetten dagegen hat bei aller oberflächlichen Kriegskameradschaft von Anfang an größte menschliche und soziale Reserven gegenüber Crampas, die von dessen Medisance ausgiebig heimgezahlt werden. – *Sechstens*: Else von Ardenne verlebte in der Garnisonsstadt Düsseldorf und seinem Schloß Benrath ein reiches, unterhaltsames Phäakenleben,¹⁰ in einem fast fürstlichen Rokoko-Ambiente, in Gesellschaft eines geistreichen, anregenden und sogar prominenten Künstlervölkchens (der Jurist, Freizeitmaler und Reformpädagoge Hartwich war nur einer davon). Von all diesen Getreuen wurde sie »die Herrin« genannt.¹¹ Fontane dagegen verpflanzt die noch blutjunge und dabei so verwöhnte wie phantasievoll-kapriziöse Effi Briest, die umgekehrt ihren Ehemann immerzu »den Herrn« nennt, in ein »halbsibirisches« (4, 28) Kessin unter schrullige Kleinbürger und weltfremden Uradel. Die Motivation der Frauen zum Ehebruch erweist sich somit als grundverschieden. – *Siebtens*: Die soziale Gleichrangigkeit des Liebhabers Hartwich mit dem Ehemann Ardenne ist in allen Berichten augenfällig.¹² Auch sie findet in Fontanes Roman keine Entsprechung mehr: Crampas ist ein »Damenmann« und »Halbpole«; er soll mit beidem als Außenseiter unter den seriösen, gesell-

schaftsfähigen Bürgern Kessins erscheinen. Er ist nur ein charmanter Verführer und Unterhalter, in allem weiteren eine gesellschaftliche quantité négligeable. – *Achtens*: Der verzweifelte und brutale Briefraub Ardennes (er erbricht in seiner Eifersucht eine verschlossene Schatulle seiner Frau) ist etwas ganz anderes als der Zufallsfund, mit dem nach Fontanes Regie Innstetten in den Besitz der Crampas-Briefe gelangt. Der Raub Ardennes signalisiert Wut und Leidenschaft, was Innstettens Reaktion – und seinem ganzen Charakter – gerade fehlt. – *Neuntens*: Das soziale ›setting‹ der Ardenne-Geschichte, nämlich die enge aber homogene Welt gebildeter und ungefähr gleichaltriger Erwachsener, höhere Beamtenschaft und Künstlervolk in einer großstädtischen, eleganten, von einem liberalen Lebensstil geprägten Atmosphäre – das alles wird von Fontanes Roman in das Gegenteil verkehrt: in ein so offenes wie komplexes gesamtgesellschaftliches Panorama. Fontane konstruiert um Effi herum ein denkbar buntes soziales Gefüge, das vom Machtzentrum Bismarck und dem hinterpommerschen Adel bis zum Gastwirt Golchowski reicht, von der großzügigen Ministergattin bis zum naiven, sozial gerade noch einmal davongekommenen katholischen Kindermädchen Roswitha, von der fürstlich protegierten Sängerin Trippelli bis zu einigen merkwürdig hilflos und isoliert dargestellten Studierten, zum Apotheker Gießhübler und zum altgewordenen Hausarzt Rummschüttel; auch einige Pastorenhaushalte werden dabei nicht vergessen. Die dem Ardenne-Stoff eigene enge Gebildetensphäre weitet sich im Roman also zum Gesellschaftsbild. – *Zehntens* (und *letztens*): alle in der ursprünglichen Dreiecksbeziehung der Ardenne-Geschichte anzutreffenden menschlichen Charaktere sind von Fontane wesentlich verändert worden. An die Stelle des knorrigen, charakterlich unbeugsamen Offiziers Armand von Ardenne (1848–1919), der 1905, noch in seinen besten Jahren, wegen eines pflichtgemäßen freien Worts von Kaiser Wilhelm II. zum vorzeitigen Abschied aus dem aktiven Dienst veranlaßt wurde,¹³ tritt mit dem Muster-schüler-Typ Innstetten ein ehrgeiziger und um der Karriere willen gesellschaftlich voll angepaßter, außengeleiteter Behördenchef. An die Stelle Emil Hartwicks, des schriftstellernden, musisch vielbegabten und so idealistisch wie extravagant gesinnten Juristen,¹⁴ tritt mit Crampas eine gescheiterte Existenz, eine Heine zitierende Spielernatur, ein Desperado. Am stärksten aber unterscheidet sich der Charakter der Frauen. Else von Ardenne: das war eine sich selbstbewußt durchsetzende, in allen gesellschaftlichen Rollen tüchtige Persönlichkeit, deren außerordentliche Vitalität sich trotz schon im Elternhaus gezeigt hatte und dann über katastrophale Lebensschicksale hinweg neunundneunzig Jahre vorhielt.¹⁵ Fontanes Effi Briest ist der volle Gegensatz dazu: gewiß nicht weniger lebensvoll, aber

mit ungleich geringerer Bodenhaftung; ein weiches, so verwöhntes wie launisches Mutterkind, eine »Tochter der Luft« (4, 8) mit unstillbarer Sehnsucht nach gesellschaftsenthobener Freiheit – eine Sehnsucht, die sie dann (mehr als alles andere) auch untüchtig macht zu der ihr viel zu früh abverlangten sozialen Rolle einer Landratsgattin und die sie schon in jungen Jahren unterliegen läßt. Wem aber unterliegen läßt? Ob – nur zufällig – dem von ihrem wenig durchdachten, eben ›kindischen‹ Fehltritt heraufbeschworenen Unglück oder – viel fundamentaler, ja schicksalshafter – dem über eine vitalitätsarme Kindfrau verhängten und ihrer Natur ganz inadäquaten Bürgerleben in der unsanften irdischen Erwachsenenwelt – das läßt der Roman dem Interpreten zur Beantwortung offen. Indes: mit der souveränen Else von Ardenne hätte die eine wie die andere Interpretation von Effis Scheitern nicht mehr das mindeste zu tun.

Nur wie eine bestätigende Gegenprobe zum Dargelegten wirkt dann, was Hans-Werner Seiffert an *positiven* Vergleichen zum Verhältnis des Ardenne-Skandals zum *Effi Briest*-Roman zusammengestellt hat.¹⁶ Einiges davon ist von vornherein unbeachtlich, weil es Romanstellen mit dem Wortlaut der autobiographischen Aufzeichnungen Elisabeth von Ardennes von 1935 parallelisiert, die Fontane nie zu Gesicht bekam (z. B. I, 1). Anderes bleibt als viel zu allgemein ohne Beweiswert. Etwa wenn hier wie dort von unliebenswürdigen Nachbarn berichtet wird (I, 13) oder vom Umgang mit Akademikern mit Dokortitel (I, 12), daß die Ehemänner hier wie dort etwas unaufmerksam zu ihren Frauen waren (I, 15), daß die Ehe der Verführer hier wie dort nicht glücklich war (I, 16), oder daß Verführer und Verführte sich bei Ausritten trafen (I, 18). Daß Ardenne ins Ministerium nach Berlin berufen wurde, hat Fontane hingegen für Innstetten tatsächlich übernommen (auch die neue Wohnung in der Nähe des Zoologischen Gartens). Eine solche Versetzung und die genannte Wohngegend rechnete der Realist Fontane aber offensichtlich zur preußischen Normalität im Leben eines karriereversessenen höheren Beamten, das er ja zu porträtieren trachtete (I, 19; I, 20; I, 26); so wie der Realist auch die verräterischen Briefe als ein von der Wirklichkeit selber approbiertes Motivationsmittel beibehielt (I, 21). Daß aber der Scheidungsrichter die Kinder in der Wirklichkeit wie im Roman dem Vater zuspricht, daß der Vater die Kinder von der Mutter fernzuhalten sucht, daß der Duellant bald die Festungshaft erlassen bekommt: das waren damals die völlig üblichen Duellfolgen, die dem Romancier Fontane nicht erst vom Ardenne-Skandal zur Verfügung gestellt werden mußten (I, 24). – Mager wie Seifferts Ernte sich mit solchem Ertrag ausnimmt, wird man also eher auf Horst Budjuhn hören, der im letzten Kapitel einer romanhaften

Biographie Elisabeth von Ardennes sich etwas gönnerhaft auch an den ganz anders vorgehenden Romancier Fontane und seine *Effi Briest* erinnert, »deren Lebensgeschichte er frei fabuliert, ganz allein aus seiner Imagination heraus«.17

3.

Fontanes Behauptung einer Übereinstimmung der Ardenne-Geschichte mit dem Inhalt seines Romans, seine Beteuerung, daß er nur Orte und Namen »transponiert« habe, zeigt sich mit alledem in einem Maße widerlegt, daß demjenigen, der Fontane hier beispringen will, noch ein anderer Gedanke kommen muß. Wieviel von der Ardenne-Geschichte war denn Fontane überhaupt zur Kenntnis gelangt und konnte von ihm als sein »Stoff« angesehen werden? Die Zeitungsmeldungen blieben ja bei solchen Duell-Affären mit den Einzelheiten lakonisch. Was wir genau wissen, ist soviel, daß Fontane den Ardenne-Skandal erst drei Jahre später erfuhr, bei einer Abendeinladung, von seiner Tischnachbarin Emma Lessing, der Gattin des Besitzers der *Vossischen Zeitung*. Dieses Tischgespräch war offenbar Fontanes Hauptquelle. Es stellt sich somit die Doktorfrage, wie ausführlich man bei solcher Gelegenheit eine Ehesache erzählt bekommen kann. Frau Lessing scheint jedenfalls den Anfang der Ehegeschichte sehr detailliert berichtet zu haben. Sie habe ihm – so schreibt Fontane am 2. März 1895 an Hans Hertz – »die ganze Effi-Briest-Geschichte« erzählt, »und als die Stelle kam, 2. Kapitel, wo die spielenden Mädchen durchs Weinlaub in den Saal rufen: »Effi komm«, stand mir fest: »Das mußt du schreiben«.

Über den Beginn der Ardenne-Ehe war Emma Lessing also erstaunlich gut informiert. Kein Wunder: das Ehepaar Ardenne gehörte in den ersten Ehejahren zu den Hausfreunden der Lessings. Wieviel aber konnte selbst eine Frau Lessing von der vollständigen Affäre wissen? Nämlich auch von Mitte und Ende der Ehegeschichte? Das Detail mit dem Übermut der Kinder ist so intim, daß nur das Ehepaar Ardenne selbst es bei einer Plauderei zum besten gegeben haben konnte. Aber daß Frau Lessing eine hübsche Geschichte wie diese erzählt bekam, bedeutet noch nicht, daß sie von den Ardennes in alles und jedes eingeweiht worden wäre. In einem Brief Fontanes an Spielhagen (vom 21. Feb. 1896) lesen wir, daß Frau Lessing bei besagtem Tischgespräch den Mädchennamen Else von Ardennes (oder ihren Vornamen?) »nicht genau« gewußt habe. Dies zum Maßstab ihrer Kenntnisse! Und mag diese Quelle Fontanes denn also bei den Umständen der Werbung und bei Dingen der noch intakten Ardenne-Ehe lebhaft gesprudelt haben, über die Ehekrise und die ihr folgenden Geschehnisse war Frau Lessing mit Bestimmtheit viel weniger gut infor-

miert. Hier im Wichtigsten der ganzen Geschichte muß im Bericht Emma Lessings und somit auch in der Stoffkenntnis Fontanes also eine große Lücke offengeblieben sein.

Und tatsächlich scheint Fontane eher wenig als viel von der Ardenne-Sache gekannt zu haben. Auch das hat die Forschung bisher doch wohl ungenügend beachtet.¹⁸ In dem Brief an Spielhagen, wo Fontane noch einmal auf den Bericht Emma Lessings zu sprechen kommt, schreibt er mit allem Freimut abschließend: »Das ist das wenige, was ich weiß«. Er wußte in der Tat wenig: nicht einmal, daß der Ehebruch sich in Düsseldorf und nicht in Bonn (wie er meinte, vgl. den Brief an eine Dame vom 12. Juni 1895) zutrug, und daß das Duell nicht am Rhein, sondern auf der Hasenheide bei Berlin stattfand. In dem bereits zitierten Brief an Spielhagen bekennt Fontane endlich sogar, daß der Bericht von Frau Lessing »weiter keinen großen Eindruck auf mich gemacht [hätte], wenn nicht die Szene bzw. Worte ›Effi komm‹ darin vorgekommen wären«.

4.

Eine solche eher eingeschränkte Kenntnis eines Stoffes, der ihn interessierte, bereitete Fontane in der Regel jedoch nur geringe Sorgen. Am 10. Juli 1887 konzidiert Fontane brieflich eine der seinigen überlegene Beherrschung der gesellschaftlichen Dinge in Paul Lindaus Roman *Arme Mädchen*. Dagegen sei er bloß ein Waisenknabe. »Aber«, setzt Fontane hinzu, »in diesem bloß halben Wissen und in dem Gezwungensein, dichterisch nachzuhelfen, stecken auch wieder meine Vorzüge«. Und daran gemessen läßt er schon am 10. August 1880, bei der Arbeit an dem in Wien und Ungarn spielenden *Graf Petöfy*, eine seiner doch wohl wichtigsten dichterischen Überzeugungen aus dem Sack: nur das Einleben in die Lokalität einer Geschichte bedeute »furchtbar viel«, aber »das andre findet sich schon, selbstverständlich wenn man einen Stoff als *Keim* des Ganzen hat«. Hier begegnet uns außerdem ersichtlich eine kapitale Verkürzung des Stoffbegriffs, die man sich gerade bei Fontanes *Effi Briest* eingepägt haben sollte: der Stoff wird von Fontane als bloßer ›Keim‹ aufgefaßt. Dieser befruchtet die dichterische Imagination, die dann jedoch das meiste in aller Unabhängigkeit selbst zu leisten und auszugestalten hat. Es ist das auch keine vereinzelt Äußerung Fontanes. Anderswo schreibt er: »Der eigentliche Keim zu einer Novelle kann in vier Zeilen stecken. Sogenannte ›interessante Geschichten‹, wenn es Einzelsvorkommnisse sind, sind gar nicht zu brauchen; es kommt immer auf zweierlei an: auf die Charaktere und auf ein nachweisbares oder poetisch zu mutmaßendes Verhältnis von Schuld und Strafe. Hat man *das*, so findet der, der sein Metier versteht, alles

andere von selbst. die Nebendinge lassen sich erfinden, aber die Hauptsache muß gegeben sein; diese Hauptsache ist aber in der Regel ganz kurz, während die Nebendinge in die Breite gehen« (Brief vom 15. Mai 1878).

Wie dieser ›Keim‹ bei *Effi Briest* ausgesehen hat, ist längst deutlich geworden. Lassen wir es uns nochmals von Fontane selber sagen: »Das Auftauchen der Mädchen an den mit Wein überwachsenen Fenstern, die Rotköpfe, der Zuruf und das Niederducken und Verschwinden machten *solchen* Eindruck auf mich, daß aus *dieser* Szene die ganze lange Geschichte entstanden ist« (21. Februar 1896). Und zutreffender als von ihm selber wohl gemeint, fügt Fontane noch hinzu: »An dieser *einen* Szene können auch Baron A. und die Dame erkennen, daß *ihre* Geschichte den Stoff gab«. Denn das stimmt wörtlich: in allem übrigen hat Fontane die Ardenne-Geschichte zur völligen Unkenntlichkeit verändert.¹⁹

Daß Fontane gerade von *dieser* Einzelheit in Emma Lessings Bericht so nachhaltig fasziniert wurde, ist aber höchst seltsam, wenn man sich bewußt macht, daß Fontane von diesem ›Keim‹ zur Beschreibung ausgerechnet einer Ehebruchs- und Duellgeschichte inspiriert wurde. Von einem Bild der Unschuld! Die hier im Kreis ihrer Spielkameradinnen evozierte Else von Plotho war ja noch anderthalb Jahrzehnte weit von ihrem späteren Ehebruch entfernt! Es ist vermutlich aber von eminenter Wichtigkeit für das richtige Begreifen des dichterischen Eigencharakters von *Effi Briest*, daß man sieht, wie sich Fontanes Imagination just an diesem Punkt des Berichts in produktive Bewegung gesetzt hatte. Denn Fontanes rezipierende Imagination hat offenbar sofort, als *conditio sine qua non* ihres Interesses, darauf bestanden, von Ehebruch, Duell und Scheidung des Ardenne-Skandals eine Brücke zurückzuschlagen zu dem Bild des noch ganz seine Natur und seine Jugend auslebenden, wohl gerade siebzehnjährigen Wildfangs Else von Plotho. Mit diesem Ausgangspunkt erst schien sich dann eine vielversprechende Motivationskette auf den zum öffentlichen Skandal gewordenen Endpunkt der Ehe Ardenne hinführen zu lassen. Warum aber war sich Fontane mit diesem Ausgangspunkt dann seiner Sache so spontan sicher?

Im Bisherigen war eine *negative* These zu demonstrieren: daß die Bedeutung des Ardenne-Stoffs für den uns vorliegenden Roman *Effi Briest* sich nur auf ein paar Äußerlichkeiten und eine inspirierende Episode beschränkt. Soll nun aber die inspirierende Kraft dieser Jungmädchen-Episode für Fontanes Imagination völlig begreiflich werden, so mag es gestattet sein, hierzu komplementär eine *positive* These zur Evidenz zu bringen. Der Stoff ist für den Dichter nur die eine, die von außen kommende Gestaltungsvorgabe.²⁰ Eine zweite Gestaltungsvorgabe, und unter Umständen

die wichtigere, ist bei vielen Dichtern ein Vorrat von hartnäckig festsitzenden und sich in den Werken immer aufs neue durchsetzenden Lieblingsmotiven, Lieblingsideen, Lieblingsfiguren ihrer Imagination. Zu den Dichtern mit dieser eigenmächtigen Imagination gehört auch Fontane. Darüber wurde natürlich schon früher gehandelt. So hat Peter Demetz bereits 1964 derlei Stereotype in Fontanes Metaphorik aufgesucht und an den Bildern von ›Flug‹ und ›Flocke‹ nachgewiesen.²¹ Ich selber habe im Schlußabschnitt meiner *Unwiederbringlich*-Interpretation von 1989 auf Fontanes sich charakteristisch durch viele seiner Werke durchhaltende Glücksphilosophie hingewiesen.²² Vor allem aber hat Sibylle Wirsing 1977 in einem Feuilleton der »Frankfurter Allgemeinen« auf eine Fontanesche Lieblingsfigur aufmerksam gemacht, die uns nun etwas ausführlicher beschäftigen muß: auf das stereotyp und bis zuletzt von Fontane glorifizierte junge, naturwüchsige, also eher wilde oder doch gesellschaftsabgewandte Mädchen von 8 bis 16 Jahren.²³ Man könnte dabei von Fontanes – allerdings auch wieder sehr eigen geprägtem – Lolita-Typus sprechen. Oder von seinen kleinen, so niedlichen wie eigensinnigen weiblichen Katzenwesen, die sich – wie alle Katzen – jeder Dressur unwillig zu entwinden suchen.

Es ist Sibylle Wirsing selbstverständlich nicht entgangen, daß auch die Effi Briest der ersten Romankapitel samt ihren Freundinnen (mit Abzug natürlich der Zierliese Hulda Niemeyer) zu diesen Fontane-Mädchen gerechnet werden muß. Und sie knüpft daran eine Reflexion, die man gerade im Hinblick auf Effi Briest nicht einfach von der Hand weisen wird: »Wie die kleinen Mädchen und grünen Dinger nicht so ganz von dieser Welt sind, wird es auch die junge Frau kaum sein können. Aber die Gesellschaft, in die sie eintritt, hat keinen Spielraum für Zwischenwesen. Daran gehen Fontanes geistreiche Romanheldinnen, die sich gerne in der Luft oder auf dem Wasser schaukeln und in Träumen und Einbildungen wiegen, zugrunde«. Wenn es aber erwiesen ist, daß Fontanes Imagination auf diesen Mädchentypus stärkstens fixiert war, so dürfte schon deutlicher sein, warum Fontane auch bei Emma Lessings Bericht sofort produktiv wurde, als er von den übermütig spielenden jungen Gören im Elternhaus Else von Ardennes hörte.

Indessen genügt auch das noch nicht zur völligen Erklärung. Schließlich ging es um die Inspiration zu einer Ehebruchs- und Duellgeschichte. Daß dem Mädchentyp Fontanes, wie Sibylle Wirsing betont, der Charakter eines ›Zwischenwesens‹ eignet, das »zwischen der alltäglichen und übersinnlichen Sphäre in der Schwebe« bleibe, ist bei Effi Briest von Anfang an doch nur ein sekundäres Moment. Das Fontanes Imagination faszinierende Hauptmoment muß noch ein anderes gewesen sein: nämlich die natürliche

Unschuld, die Unschuld der Natur bei diesem Mädchentyp. Ein weiteres Stereotyp in Fontanes dichterischer Welt! Schon bei Anlaß von *Irrungen, Wirrungen* philosophierte Fontane 1887 brieflich von einer »natürlichen Verwegenheit« und setzte verallgemeinernd hinzu: »alle Natur ist verwegen« (14. September 1887). Der Unschuld dieser Verwegenheit war er mit seinem Schaffen vielerorts auf der Spur.²⁴ Sie wollte er auch gern wieder mit einem neuen Roman darstellen. Von ihr also witterte er offenbar bereits etwas in dem von Emma Lessing leicht hinskizzierten Mädchen Elisabeth von Plotho, das später zum Mittelpunkt und Opfer eines Ehebruch-Skandals wurde. Als *Effi Briest* fertig war, hat Fontane dies alles ja selbst zur Erklärung seines Romans in einem Brief an Colmar Grünhagen vom 10. Oktober 1895 offengelegt: »Der natürliche Mensch will leben, will weder fromm noch keusch noch sittlich sein [...]. Dies Natürliche hat es mir seit lange angetan, ich lege nur *darauf* Gewicht, fühle mich nur *dadurch* angezogen, und dies ist wohl der Grund, warum meine Frauengestalten alle einen Knacks²⁵ weghaben. Gerade dadurch sind sie mir lieb, ich verliebe mich in sie, nicht um ihrer Tugenden, sondern um ihrer Menschlichkeiten, d. h. um ihrer Schwächen und Sünden willen. Sehr viel gilt mir auch die Ehrlichkeit, der man bei den Magdalenen mehr begegnet als bei den Genoveven. Dies alles, um Cécile und Effi ein wenig zu erklären«. Man versteht nach diesem Bekenntnis wohl ohne weiteres, wieviel gewichtiger für den *Effi Briest*-Autor die Gestaltungsvorgabe seines eigenen Natürlichkeitsideals gegenüber allen widerständigen Details des ihm von außen vorgegebenen Ardenne-Stoffs in die Waagschale fiel.

5.

Wieso es eigentlich Fontane allgemein (und dann wieder speziell bei *Effi Briest*) so unwiderstehlich zur Unschuld der ihrer Natur folgenden Sünderrinnen zog, das soll hier unerörtert bleiben. Ein dialektisches Verhältnis zwischen seinem alles Gesellschaftliche eher verdammenden Natürlichkeitsideal und der tiefen, wesenhaften Verwurzelung seiner Romankunst gerade in der Darstellung des Gesellschaftlichen in jedem Menschenleben wird wohl niemand übersehen wollen. Weit ergiebiger für eine Untersuchung der äußeren und der inneren Gestaltungsvorgaben bei Fontanes Arbeit an *Effi Briest*, also von Stoff und imaginativer Stereotypik (wie auch für die richtige Eintaxierung der Bedeutung dieser konträren Gestaltungsvorgaben für den Roman) ist der Wink, den die zuletzt zitierte Briefstelle gibt. Wie schrieb Fontane bei seinem brieflichen Bekenntnis zum natürlichen Menschen? »Dies alles um Cécile und Effi ein wenig zu erklären«. Man hat auch *diesen* Aspekt des Romans in der bisherigen *Effi Briest*-For-

schung zu stiefmütterlich behandelt: daß *Effi Briest* ja tatsächlich mit *Cécile* einiges gemeinsam hat, vor allem das wichtige Duellmotiv.²⁶ Und nach Fontanes eigener Einschätzung also sogar die Charakterart der Protagonistinnen. *Cécile* wurde schon im Herbst 1886 veröffentlicht. Sie datiert mit der Zeit ihrer Ausarbeitung also vor dem Ardenne-Skandal und erst recht vor der Konzeption von *Effi Briest*. Der Gedanke liegt daher nahe: Sollte es sich nicht lohnen, die an Verachtung grenzende Freizügigkeit Fontanes dem Ardenne-Stoff gegenüber in Abhängigkeit zu sehen von der fortdauernden Gebundenheit seiner Imagination an die Probleme und Figuren der bereits fertig zurückliegenden *Cécile*?

Eine ganze Reihe von Motiven hat *Effi Briest* von *Cécile* ja einfach übernommen, wenn nicht gar verstärkt und zugespitzt. Da ist die kindliche Ahnungslosigkeit, mit der sich ein unmündiges Mädchen, unter dem Druck der Mutter, in gehorsamer Passivität einem viel älteren Mann hingibt: in *Cécile* einem alten Fürsten bzw. einem alternden Oberst a. D., in *Effi Briest* einem zwanzig Jahre älteren Karrierebeamten. Daß beide Frauen sich in ihrer Ehe nicht wohl fühlen und sich zu unterhaltameren Männern hingezogen fühlen, ist eine so natürliche wie verständliche Folge. Aber gerade Natur und Vernunft, *sie* gelten vor den gesellschaftlichen Konventionen im allgemeinen eben nicht. Hier wie dort wird die junge Frau entsprechend schon am Anfang der Geschichte ein Opfer ihrer unschuldigen Kindlichkeit, am Ende aber ein Opfer der mit ihren Männerbräuchen jede natürliche Menschlichkeit vergewaltigenden Männergesellschaft. Deutlich hatte Fontane mit beiden Romanen also ganz gleicherweise die Absicht, die zur Opferrolle verdammt junge, natürliche Frau zu gestalten,²⁷ und zwar in der preußischen Gesellschaft der Bismarckzeit. Dazu eignete sich die Ardenne-Geschichte aber *a limine* nicht, weil Elisabeth von Ardenne zum Zeitpunkt ihres Skandals weder als jung noch als naiv, noch als demütig, noch als unschuldig gelten konnte. Elisabeth von Ardenne hatte nach Manfred Frankes Darstellung vermutlich vier Jahre lang mit Hartwich ein ehebrecherisches Verhältnis unterhalten, das immer leidenschaftlicher, intensiver und unvorsichtiger wurde.²⁸ Sie hinterging mit perfekter Verstellung ihren Mann, dämpfte sein Vertrauen mit ihrem Geliebten zusammen zuletzt sogar im Beisein argwöhnischer Dritter, und dies ohne viel Schuldgefühle.²⁹ Fontane aber wollte eine junge Frau gestalten, die trotz der verletzten Ehemoral inmitten einer weithin unmenschlichen Gesellschaft gerade als im höheren, nämlich menschlichen Sinne als unschuldig und als liebenswürdig dastehen sollte.

Er hatte dieses Projekt schon mit *Cécile* in Angriff genommen. *Cécile* von St. Arnaud ist dabei aber voll und ganz unschuldig geblieben; sie ver gibt sich dem charmanten Gordon gegenüber nach dem bürgerlichen Ver-

haltenskodex ja überhaupt nichts.³⁰ In *Effi Briest* geht Fontane sein Projekt kühner an. Effi wirkt auf uns alle *trotz* ihres Fehltritts menschlich unschuldig; und nicht nur weil sie noch liebenwürdiger als Cécile entworfen ist, sondern weil sie bei ihrem Ehebruch kaum mehr als achtzehn Jahre zählt, weil sie ihn bereut, weil sie kurz danach sich ein neues Leben vornimmt und dies auch fast sieben Jahre lang lebt. Fontane wollte mit dem neuen Roman dieses Mal also ein eindeutig schuldiges, aber verzeihlich schuldiges Naturkind darstellen. Entsprechend konnte von der Ardenne-Geschichte nur noch das wilde junge Mädchen übrigbleiben, das nun aber – abweichend vom Vorbild – in eben dieser Unreife, nur ein Jahr und ein halbes später, auch schon den Ehebruch begeht. Auch mit anderen Charakterzügen, die von Elisabeth von Ardenne so nicht überliefert sind, unterstreicht Fontane die unschuldige Menschlichkeit Effis: mit ihrer Gutherzigkeit Roswitha gegenüber, mit ihrer Demut vor sich selbst, ihrem Widerwillen gegen Unehrlichkeit und Verstellung, mit ihrer Beängstigung durch das über ihrem neuen Platz in einer fordernden Welt mahnend aufgehängte Cherubsschwert des Spuks und bald auch ihres schlechten Gewissens.

So dezidiert lag Fontane auch noch bei *Effi Briest* – wie vorher bei *Cécile* – an der Unschuld des weiblichen Opfers, daß der Roman seiner Intention nach (nicht seiner Wirkung nach!) den Ehebruch bloß in der Heimlichtuerei und einem wochenlangen, dabei Umarmung und Kuß gewiß nicht scheuenden zärtlichen Flirt mit Crampas verübt sehen will. Denn erstaunlicherweise liest man in einem Brief Fontanes an eine Leserin wortwörtlich diesen Entrüstungsruf über Innstetten: »Aber nun gar totschießen wegen einer 7 Jahre zurückliegenden Courmacherei – an die sich in der Regel ein anständiger Ehemann mit Vergnügen miterinnert« (am 12. Juni 1895).³¹ Eine ›Courmacherei‹ – das war Hartwichts Liaison mit Elisabeth von Ardenne ganz gewiß nicht gewesen.

Auch sonst ist *Effi Briest* viel eher als eine verbessernde Weiterführung des vorangegangenen Duellromans denn als eine Verarbeitung des Ardenne-Skandals anzusehen. Für *Effi Briest* lernte Fontane über *Cécile* hinaus vor allem hinzu, daß die gesellschaftliche Geschlechtmoral nicht bloß in den hochadligen Kreisen fragwürdig und das Duell nicht bloß ein brutaler Unfug hochmütiger Offiziere ist. So befreit er sich in *Effi Briest* von den Panoptikumsfiguren, die man *Cécile* zum Vorwurf machen könnte. Keine fremdländischen Namen aller drei Hauptpersonen mehr. Keine zweimal zurückgelassene Fürstengeliebte mehr, kein abgetakelter »Jeu-Oberst« von Ehemann, kein in der ganzen Welt seine Geschäfte treibender, nirgendwo gesellschaftlich festzumachender junger Kavalier. Viel-

mehr wird in *Effi Briest* eine gesellschaftlich ganz alltägliche Protagonistin zum Opfer von ganz alltäglichen gesellschaftlichen Figuren, Umständen und Usancen. Oder: Die banalen Hauptmotive eines verständlichen weiblichen Ehebruchs werden in *Cécile* zwar schon genannt (»Sind doch Einsamkeit und Langeweile so recht eigentlich die Gevatterinnen, die die Liebestorheit aus der Taufe heben«, – 2, 246), aber erst in *Effi Briest* wagt Fontane diese Einsicht zu gestalten. Es wäre eine Untersuchung für sich, wollte man die verbindenden Momente beider Romane alle vollzählig aufführen. Statt dessen mögen einige Zitate für sich selbst sprechen. Sollte das Folgende nicht von Effi Briest gesagt sein? »Einer träumerischen Stimmung hingegeben«; »Trotz allem eine Kinderseele«; »Eine Neigung mehr aus Schutzbedürfnis als aus Liebe. Mitunter auch aus bloßer Caprice«; »So leicht und graziös in die Luft zu steigen wie selber der Federball«; »Sie hat ein Verlangen, eine Sehnsucht«; »Sie ist lieb und gut... Gebe Gott, daß es ein gutes Ende nimmt«; »Jetzt sehne ich mich wieder zurück... nach Stille, nach Idyll und Frieden und, gönnen Sie mir, es auszusprechen, auch nach Unschuld« (2, 146; 2, 184; 2, 187; 2, 188; 2, 241; 2, 276; 2, 291). All das bezieht sich indessen auf *Cécile*.³² Und in ihrem Roman wird auch schon von dem »Moloch« adligen Liebesfreibeutertums gesprochen: »Aber was so von Jugend und Unschuld mit in die Brüche geht, was so gemütlich mit hingeopfert wird in dem ewigen Molochdienste« (2, 208). Einmal fällt auch schon das Wort von einem »Götzen- und Opferdienst« (2, 269) – wenn hier auch noch mit anderer Bedeutung als in *Effi Briest*. Und sogar die Utopie, »einen richtigen Naturmenschen zu erzielen, an dem nichts Falsches ist«, kommt bereits in *Cécile* vor (2, 301), so wie dem treuen Neufundländer Effi Briests – wie Roswitha eine Verkörperung unbeirrbar treuer Natur – hier auch schon ein ebenso treuer Hund mit dem sprechenden Namen Boncoeur vorangeht (2, 245).

Könnte man auf solche schwer- und leichtwiegenden Parallelen hin nicht fast versucht sein, den Roman *Cécile* als den eigentlichen »Stoff« von *Effi Briest* anzusehen? Der dann im zweiten Duellroman von der dichterischen Vorstellungskraft Fontanes einfach tiefsinniger fortgedacht und entsprechend – auch dem neuen Ausgangspunkt gemäß – umgestaltet wurde?

6.

Doch zurück zum Ardenne-Skandal. Wenn ich alles bisher Dargelegte zusammenfasse, so wäre wohl zu folgendem Ergebnis zu kommen. Selbst wenn Fontane alle Umstände der Ardenne-Geschichte so genau gekannt hätte, wie sie der Quellenforschung heute vorliegen, er hätte die wesentlichen Züge dieser Affäre zu seinen Zwecken doch nicht brauchen können.

Zu energisch und autonom strebte seine eigene dichterische Vorstellungswelt in eine andere Richtung. Eine dreiunddreißigjährige Ehebrecherin gab kein Vorbild für eine unschuldige Kindfrau her. Eine Gesellschaftsdame Elisabeth von Ardenne, die vier Jahre lang zu einem Hausfreund ein leidenschaftliches Verhältnis unterhielt, welches erst kurz vor ihrem Scheidungsbegehren entdeckt wurde und zu den absehbaren Folgen führte, taugte wenig zu einem sympathiefordernden Beispiel einer dem barbarischen Gesellschaftsgötzen brutal geopfert, menschlich-allzumenschlichen weiblichen Unschuld. Und selbst wenn im Fall Ardenne die von allen Beteiligten geteilte Liebe zur Kunst eine offensichtliche Gegenmacht zum Gesellschaftsgötzen darstellte: es war eben nicht die Gegenmacht der Natürlichkeit und Menschlichkeit, auf die Fontanes Imagination so starrsinnig eingeschworen war, daß sie beim ersten Entwurf zu *Effi Briest* nach Fontanes eigenem Bekunden (am 11. November 1895, an Paul Schlenther) wie ein »Psychograph« arbeitete, so zielstrebig leicht und sicher. Und sich dabei – notabene! – immer weiter vom Ardenne-Stoff entfernte.

So wurde Fontane bei *Effi Briest* – und offenbar mehr als bei anderen seiner Werke – zum »Mundstück« (ebda.) seiner eigenen Inspiration, seiner eigenen Vorstellungswelt, während ihm die stoffliche Vorgabe verblaßte. Von Armand von Ardenne führte eben kein Weg zum alten Stechlin weiter (vom alternden Innstetten schon eher). Von der »Herrin« Else von Ardenne auch kein Weg zu Melusine oder Agnes. Wohl aber von Effi Briests Charme und Natürlichkeit aus. Man könnte unser Thema also auf eine abschließende Formel bringen: Wenn Fontane sich selbst und seiner dichterischen Welt *treu* bleiben wollte, so mußte er bei der Arbeit an *Effi Briest* dem Ardenne-Stoff zwangsläufig *untreu* werden.

Anmerkungen

- 1 Fontanes Briefe werden nur mit ihrem Datum zitiert. Zahlen in Klammern, z. B. (4, 80), geben die Seitenzahlen von zitierten Romanstellen in den Bänden 2 oder 4 der von WALTER KEITEL und HELMUTH NÜRNBERGER seit 1971 besorgten 1. Abteilung der Hanser-Fontaneausgabe (HFA) an.
- 2 HANS WERNER SEIFFERT: *Fontanes »Effi Briest« und Spielhagens »Zum Zeitvertreib«*, in: H. W. S. (Hrsg.), *Studien zur neueren deutschen Literatur*. Berlin-Ost: Aufbau-Verlag 1964, S. 255–300. Außerdem: H. W. S., *Theodor Fontanes Effi Briest*, in: *Theodor Fontanes Werk in unserer Zeit*, Potsdam: Theodor-Fontane-Archiv 1966, S. 81–94.
- 3 Auch SEIFFERTS *Effi Briest*-Aufsatz (vgl. Anm. 2) schließt mit dem Satz, daß »man Fontanes Kunst als Spiegelung des tatsächlichen Vorfalles [...] nicht hoch genug bewerten« könne (S. 92).

- 4 ROLF HOCHHUTH: *Effis Nacht. Monolog*. Reinbek: Rowohlt Verlag 1996. 94 Seiten.
– Kurz nach Fontane hatte sich (unabhängig von ihm) schon FRIEDRICH SPIELHAGEN mit seinem Roman *Zum Zeitvertreib* vom Ardenne-Skandal inspirieren lassen.
- 5 Dazu jetzt die Biographie von MANFRED FRANKE: *Leben und Roman der Elisabeth von Ardenne*. Düsseldorf: Droste 1994. Franke bedankt sich in seinem Vorwort dafür, daß er das Familienarchiv Ardenne erneut benutzen durfte und daß er mit einem Mitglied von Elisabeth von Ardenne's Familie, mit Wolfgang Frhr. von Plotho, »ausführliche Gespräche« führen konnte.
- 6 CHRISTIAN GRAWE: *Effi Briest*, in: C. G. (Hrsg.), *Fontanes Novellen und Romane*. (Reclams U. B.; 8416), Stuttgart 1991, S. 217–242. Zitat: S. 226. – Am vollständigsten beschrieb die Unterschiede zwischen Ardenne-Stoff und Fontanes Roman bisher JEAN H. LEVENTHALS Aufsatz *Fact into Fiction. Effi Briest and the Ardenne Case*, in: *Colloquia Germanica* 24 (1991), S. 181–193. Trotz seiner Ergebnisse ist der so vorsichtig wie umsichtig gearbeitete Aufsatz verwunderlicherweise dennoch nicht bereit, die weitgehende Abwesenheit der Ardenne-Affäre in Fontanes Roman auch nur in Erwägung zu ziehen. Die Abweichungen von der Begebenheit werden vielmehr allesamt als Änderungen (changes) angesehen, die aus der bewußten Intention Fontanes resultierten, vom Ardenne-Stoff aus weiterzukommen zu dem Sittenporträt einer bürgerlichen Gesellschaft »with outmoded codes« (S. 190). Zu entgegen wäre, daß Fontane bei Gestaltung dieser Intention über bloße Abänderungen doch wohl weit hinausging: mit ganz neuen Charakteren, Milieus, Vorgängen und Motiven.
- 7 Wichtige Interpretationen von Fontanes Werk verlieren übrigens über die Ardenne-Affäre kein Wort, z. B. HANS-HEINRICH REUTER und FRITZ MARTINI in ihren Standardwerken zu Fontane bzw. zur Literatur des bürgerlichen Realismus. WALTER MÜLLER-SEIDEL bleibt in seinem Fontane-Buch, S. 357, unbestimmt: »Nicht wenige Details werden unbedenklich übernommen«. ANNA MARIE GILBERTS Aufsatz *A New Look at ›Effi Briest‹* in *DVjs* 53 (1979), S. 96–114, kritisiert die Fixierung der Forschung auf den Ardenne-Skandal, bietet mit ihren Hinweisen auf das *Aschenbrödel*-Drama von BENEDIX und auf KLEISTS *Käthchen von Heilbronn* dann aber nur Quellen von noch begrenzterer Bedeutung an.
- 8 So zu lesen bei FRANKE (vgl. Anm. 4), S. 142.
- 9 »Gehemmt«: nach Franke (vgl. Anm. 4), S. 27. »Schützling«: S. 74–79.
- 10 Else von Ardenne hat anfangs anscheinend über das »provinzielle« Düsseldorf geklagt, wie aus den zwischen 1877 und 1881 geschriebenen Briefen Spielhagens an sie hervorgeht (bei SEIFFERT, Anm. 2, S. 285 u. 289). Später ist dann allerdings von Elses »Triumph« im Düsseldorfer Künstlerkasino »Malkasten« die Rede (Seiffert, S. 290). Allgemein zum »beneidenswerten« Lebensstil eines Rittmeisters der Düsseldorfer Husaren in der Garnison Benrath: FRANKE (Anm. 4), S. 82, 88, 105, 113.

- 11 FRANKE (vgl. Anm. 4), S. 105.
- 12 Sicherlich trug dazu bei, daß der nachmals Kaiser gewordene Prinz Wilhelm begeistert die ihm von Hartwich zugeschickte Broschüre *Woran wir leiden* begrüßt hatte, vgl. Franke (Anm. 4), S. 95.
- 13 FRANKE (vgl. Anm. 4), S. 188 f.
- 14 Hartwich, 1843 in Danzig geboren, war nach Frankes Darstellung ein »antiintellektueller Sport- und Freiluftfanatiker«, der das Schulwesen für eine unzufriedene junge Generation verantwortlich machte und eine »frische, heitere und gesunde Lebensauffassung« forderte. Teilweise habe Hartwich »die Programmatik der Jugendbewegung« vorweggenommen. Sein Idol war der britische Afrika-Reisende Stanley. Leider scheint er auch für »Euthanasie«-Maßnahmen an »Entarteten« eingetreten zu sein. Andererseits war er musisch sehr aktiv. Er nahm Malunterricht mit erstaunlichen Ergebnissen, dichtete, schauspielerte und musizierte als Cellist mit dem Klavierspieler Ardenne zusammen. Außerdem war er als Gourmet und auch wieder als passionierter Dauerläufer – von seiner Wohnung zum Dienst und wieder zurück – bekannt. So FRANKE (vgl. Anm. 4), S. 94–99. »In vornehmer Gesellschaft erlaubte er sich oft [...], auf den Händen in die Festräume hineinzulaufen«: S. 99.
- 15 Nach der Scheidung suchte Else von Ardenne (nach nur kurzem Verbleiben bei ihrer Schwester Luise von Gersdorff) Kontakt zu dem württembergischen Pietisten Christoph Blumhardt jr., der sie moralisch wiederaufrichtete. Anschließend ließ sie sich zur Krankenpflegerin ausbilden und war 30 Jahre lang hauptsächlich bei Nervenkranken in Heilanstalten tätig, zu Beginn des Weltkrieges auch in einem Frontlazarett. Ab 1915 wurde sie Privatpflegerin und Hausdame einer sehr reichen Margarethe (Daisy) Weyersberg. Mit ihr bezog sie in den frühen 20er-Jahren eine Villa in Lindau am Bodensee. Sie brachte dort den Rest ihres 99 Jahre währenden Lebens zu, zuletzt versorgt und gepflegt von der sie überlebenden Daisy Weyersberg. Vgl. FRANKE (vgl. Anm. 4), S. 172; 177–179. Ihre beiden Kinder Margot und Egmont wurden 18 bzw. 25 Jahre lang von ihr ferngehalten; sie starben beide vor ihr, in relativ frühem Alter.
- 16 SEIFFERT (vgl. Anm. 2), S. 267–276. Seiffert hat unter römisch I insgesamt 26 Stellen parallelisiert. Ich kann davon bloß I, 10 (das wilde Kind) und I, 20 (Wohnung am Berliner Zoo) gelten lassen. Alle anderen Parallelen betreffen Übliches oder gehören zur Lokalfarbe der Altmark, oder sie haben einen zu vagen Vergleichspunkt.
- 17 HORST BUDJUH: *Fontane nannte sie »Effi Briest«*. *Das Leben der Elisabeth von Ardenne*. Berlin: Quadriga 1985, S. 230. – Eine indirekte Abhängigkeit des Romans von der Ardenne-Affäre muß wohl darin gesehen werden, daß Fontane die Berufe des Ehemanns und des Liebhabers, Offizier und Verwaltungsjurist, vertauscht hat. Eine direkte darin, daß der Liebhaber hier wie dort etwas älter

- als der Ehemann ist. Hinzu kommt noch, daß die Mütter der Protagonistinnen den Bewerber hier wie dort sympathischer finden, als es die Bräute tun.
- 18 Sowohl Fontane wie Spielhagen hielten sich mit öffentlichen Hinweisen auf den Anlaß ihrer Romane bewußt zurück. So scheint der Ardenne-Hintergrund überhaupt erst mit HELENE HERRMANN'S 1912 publizierter Studie über die Entstehung von *Effi Briest* die Forschung – etwa in CONRAD WANDREYS bedeutendem Fontane-Buch von 1919 – beschäftigt zu haben und der Fontane-Leserschaft bekanntgeworden zu sein. Denn in Fontanes 1905 und 1910 erschienenen Briefen fand man den Namen Ardenne nicht, allenfalls zu A. abgekürzt, z.B. im eben bereits zitierten Brief an Spielhagen vom 21. Feb. 1896. Aber noch bis 1945 scheint man von den Tatsachen der Ardenne-Affäre in der Öffentlichkeit nur ungern gesprochen zu haben. Wie schnell und gründlich der Skandal (und vor allem Person und Schicksal Else von Ardennes) etwa in den involvierten Adelsfamilien selber in Vergessenheit gebracht wurde, trotz Fontanes Roman, trotz der germanistischen Quellenforschung, macht MANFRED FRANKE (vgl. Anm. 4), S. 195, mit erstaunlichen Einzelheiten deutlich.
- 19 So liest man HORST BUDJUHNS Urteil (vgl. Anm. 16) auf S. 231 doch mit einigem Kopfschütteln: »In einer fast traumwandlerischen Symbiose verschmelzen Elisabeth und Effi zu einer Gestalt, ohne daß die Wirklichkeit um einen Deut beschädigt wird«.
- 20 Ich verwende den Begriff »Gestaltungsvorgabe« in Analogie zu seinem heute schon völlig gebräuchlichen Pendant »Rezeptionsvorgabe«. So wie dieser den Begriff der »Wirkung« zu differenzieren sucht, so jener den Begriff des »Stoffs«.
- 21 PETER DEMETZ: *Formen des Realismus: Theodor Fontane*. München: Hanser 1964, S. 204–216.
- 22 ROLF CHRISTIAN ZIMMERMANN: *Paradies und Verführung in Fontanes »Unwiederbringlich«*, in: J. F. FETZER, R. HOERMANN, W. MCCONNELL (Hrsg.): *In Search of the poetical Real* (Festschrift für Clifford A. Bernd) Stuttgart: Heinz 1989 (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik 220), S. 289–309.
- 23 SIBYLLE WIRSING: *Fontane und die kleinen Mädchen. Auf der Spur einer frühen und späten Neigung*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Wochenendbeilage vom 20. August 1977. – Streng genommen müßte Sibylle Wirsing bei dieser Vorliebe Fontanes zwischen einer nüchternen und einer verträumten Art des Jungmädchentyps unterscheiden. Gemeinsam ist beiden Arten allerdings die unverstellte Natürlichkeit.
- 24 In der großen Literatur scheint es zuweilen, als dränge sich das tragische Hauptthema eines Autors auch in komischer Verwandlung vor, etwa KLEISTS »Versehen und Verkennen« (Müller-Seidel) in *Der zerbrochene Krug*. So könnte man auch im Werk Fontanes sein tragisches Thema der dem Götzen des gesellschaftlichen *comme il faut* geopfertem jungen Frau sogar in *Frau Jenny Treibel*, nun

- komisch, wiederkehren sehen: mit dem gescheiterten Versuch Corinnas, allein mit ihrem Mutterwitz und natürlichen Charme in die reiche Bourgeoisie hineinzuheiraten. In *Stine* scheint die Thematik geradezu eine doppelte, eine tragische wie komische Version auszubilden. In Stines zarter und Frau Pittelkows derber Liebesbeziehung kollidiert doch wohl gleicherweise weibliche Natürlichkeit mit den Konventionen einer unnatürlichen Gesellschaft.
- 25 Zum ›Knacks‹ vgl. die berühmte Briefstelle von der Sitte, die gilt und gelten muß. »Aber daß sie's muß, ist mitunter hart. Und weil es so ist, wie es ist, ist es am besten, man bleibt davon und rührt nicht dran. Wer dies Stück Erb- und Lebensweisheit mißachtet – von Moral spreche ich nicht gern [...] – der hat einen Knacks fürs Leben weg« (am 16. Juli 1887 an Friedrich Stephany). Ein Antagonismus von etablierter Sitte und natürlichem Leben! Wichtig auch der Fortgang des Briefes: Fontane sieht in dieser seiner zwiespältigen Behandlung des geltenden Sittlichen, in der Bevorzugung – so könnte man interpretieren – der moralisch zugleich oppositionellen und resignativen ›Knacks‹-Thematik, geradezu seine Originalität als Schriftsteller. »So bin ich zum Schilderer der Demimondegesellschaft geworden, ich hab es durch Intuition, um nicht blasphemisch zu sagen ›von oben‹«. Was bedeutet bei Fontane aber, es durch ›Intuition‹ haben? Nichts geringeres als die Dichterqualität einer Schriftstellerexistenz! »Höheren Werth aber hat nur das, was man persönlich räthselhaft empfangen hat, und was kein anderer mit einem theilt« (an seine Tochter Mete, am 14. Sept. 1889). So wird Fontane um solcher rätselhafter dichterischer Empfängnis willen – davon soll am Schluß dieses Aufsatzes noch einmal gehandelt werden – auch gerade die an die konventionelle Sitte rührende und bei aller bleibenden Lebenswürdigkeit einen ›Knacks‹ davontragende Effi Briest besonders hochschätzen.
- 26 Zur Illustration sei nur – als willkürliches Beispiel – auf die sonst zu Recht gerühmte Fontane-Ausgabe des Aufbau-Verlages verwiesen. Im allgemeinen Teil des *Effi-Briest*-Kommentars wird *Cécile* kein einziges Mal erwähnt. Im *Cécile*-Kommentar gilt alles Interesse der Fürstengeliebten, aber fast überhaupt keines dem mit *Effi Briest* gemeinsamen Duell-Motiv. – Auch im *Effi-Briest*-Kommentar der Hanser-Ausgabe wird nur ein einziges und recht unbedeutendes Mal auf *Cécile* hingewiesen (4, 736).
- 27 Fontane meinte in *Cécile* den moralischen Satz gestaltet zu haben: »Sitzt man erst mal drin, gleichviel ob durch eigne Schuld oder unglückliche Constellation, so kommt man nicht mehr heraus. Es wird nichts vergessen« (an Mathilde von Rohr, 19. April 1887). Das hat er mit *Effi Briest* augenscheinlich wiederholt. Aber auch hierin wäre dann wieder keinerlei Bezug zum Ardenne-›Stoff‹ zu finden. (Die genannte ›Moral von der Geschichte‹ würde übrigens etwas abführen von dem Charakter seines gesellschaftskritischen Märtyrerinnenromans, den Fontanes Hauptabsicht doch wohl hier wie dort allein dem jungen

weiblichen Naturkind und seinen gesellschaftlichen Schicksalen zu widmen gedachte.) – Ziemlich unergiebig für unser Thema bleibt INGE STEPHANS Aufsatz *Zum Verhältnis von Frau und Natur in Fontanes Cécile*, in: REINHOLD GRIMM/JOST HERMAND (Hrsg.): *Natur und Natürlichkeit*. Königstein/Ts.: Athenäum 1981, S. 118–149. Die Verf. bemüht sich mit Hilfe von Romantext und Briefstellen mehr um eine Psychoanalyse des Autors Fontane, dessen »ambivalente Haltung zur Sexualität« (S. 126) gerügt wird, als (etwa anhand von Fontanes Natürlichkeitsideal) um eine Analyse von Sinn und Absicht seines Romans *Cécile*.

- 28 FRANKE (vgl. Anm. 4), S. 146 f.
- 29 FRANKE (vgl. Anm. 4), S. 115 oben und S. 146–148. – Das späte Zeugnis einer mit Else von Ardenne bekannten Krankenschwester, daß Armand von Ardenne nach Aussagen Elses bereits vor dem Eklat eine Geliebte gehabt und Else dies als Alibi ihres Fehltritts toleriert habe (so bei BUDJUHNS, Anm. 16, S. 231), erscheint wenig glaubwürdig. Warum hätte Else von Ardenne dieses Faktum dann nicht, schon wegen des Sorgerechts für ihre beiden Kinder, im Scheidungsprozeß zur Sprache gebracht? Ein anderes solcher offenbar zur Entlastung gedachter Gerüchte hatte Else von Ardenne eigene Tochter Margot zu bekämpfen: ihr Vater habe nicht schon vor der zweiten Ehe verbotene Beziehungen zur zukünftigen Frau gehabt; die Mutter solle diese schwere Anschuldigung zurücknehmen (so bei FRANKE, vgl. Anm. 4, S. 184).
- 30 Ich kann mich der Meinung Gerhard Friedrichs nicht anschließen, nach der Cécile sich durch das Hinnehmen von Gordons Handkuß und durch ihr sympathisierendes Drücken seiner Hand (auf dem Heimweg von Altenbrak) auch ein wenig mitschuldig gemacht hätte. Vgl. dazu GERHARD FRIEDRICHS Aufsatz *Die Schuldfrage in Fontanes Cécile*, in: *Jahrbuch der dt. Schiller-Gesellschaft* 14 (1970), S. 520–545.
- 31 Nach Fontanes aus dieser Briefstelle hervorgehender Intention handelt Innstetten mit seinen Konsequenzen beim Eklat also *de facto* noch grausamer, wenn vielleicht auch vom Wortlaut der Crampas-Briefe irreführt. Hat Fontane ihn deshalb mit allen Mitteln kompensatorisch positiv zeichnen wollen? Gewiß eine vergebliche Mühe! Viele Leser nehmen Innstetten damals wie heute, und wohl auch in Zukunft, übel, daß er bei Entdeckung der Briefe den lange zurückliegenden Fehltritt einer kindlich törichten Achtzehnjährigen nicht spontan zu ignorieren und vertuschen sucht, sondern ihn selber erst zur Affäre macht. Ein Konstruktionsfehler Fontanes also: er hat Effi in so weitgehender, Nachsicht heischender Nahezu-Unschuld dargestellt, daß Innstetten – wie schon die ersten Leserinnen urteilten – rettungslos als »Ekel« dastehen muß.
- 32 Noch eine kleinere Parallele zur Ähnlichkeit Effi Briests mit Cécile von Anfang an. In *Cécile* fragt die nur wenig gebildete schöne Frau bei Unterhaltungen (2, 169): »Ist es etwas, das man wissen muß?« Und gleich im ersten Entwurf zu *Effi Briest* finden wir die Notiz (4, 691): »Er erzählt immer und sie sagt am Schlusse regelmäßig: muß ich das wissen?«

Effi Briest und die Duellfrage. Zu einem Brief Fontanes an Maximilian Harden

ROLAND KÖHNE

Am 19. April 1896 schrieb Fontane an Maximilian Harden: »Seien Sie für diese schmeichelhafteste Form einer Effi Briest-Besprechung schönstens bedankt, desgleichen für den ganzen Artikel. Mit allem, was sich gegen den geschäftigen Müßiggang in der höfischen Sphäre richtet, bin ich einverstanden, aber mit der Duellfrage werden wir sobald nicht fertig werden; es wird jetzt immer auf England hinverwiesen, dessen alles mit Moneten begleichende Zustände mir auch keineswegs als ein Ideal erscheinen.«¹

Es war bisher nicht bekannt, auf welche Effi-Briest-Besprechung und welchen Artikel sich der Brief bezieht.² Es handelt sich aber um Hardens Artikel *Ceremonienmeister* in seiner eigenen Zeitschrift *Die Zukunft* vom 18. April 1896, für dessen Zusendung sich Fontane schon am folgenden Tage bedankt hat. Harden schreibt anlässlich eines Pistolenduells, das am 10. April auf dem Brauhausberg bei Potsdam zwischen zwei Kammerherren und Zeremonienmeistern am königlichen Hofe, Lebrecht von Kotze und Karl Freiherrn von Schrader, stattgefunden hatte, in dem der zweite so schwer verwundet worden war, daß er am folgenden Tage starb.³ Um die von keinen Skrupeln angefochtene Selbstgerechtigkeit des Herausforderers und Siegers e contrario deutlich zu machen, beginnt er den Artikel mit einer kurzen Rekapitulation der »seltsam fremden Gedanken«, die dem Ministerialrat von Innstetten nach dem Duell mit Major von Crampas auf der Rückfahrt von Kessin nach Berlin »durch den glattgescheitelten Kopf« summen:

»Er hat den Mann niedergeschossen, der ihm die Frau vom engen Pflichtenpfad abgeloct hatte. Das war sein gutes Recht, war eine Nothwendigkeit, an der ein Mann seines Standes im Ernst nicht zweifeln durfte; auf einer gewissen Stufe der Bildung und des Besitzes ziemt es sich für den christlichen Ehemann, den Verführer seines Weibes zum Zweikampf zu fordern, und es macht einen üblen Eindruck, wenn von den Kämpfern dann nicht Einer tot auf dem Platze bleibt. Das war nun einmal so, daran durfte ein gottesfürchtiger Edelmann

nicht respektlos rütteln. Und doch [...]: Herr Geert von Innstetten wurde die seltsam fremden Gedanken nicht los, während der Eisenbahnzug ihn durch den Sommersonnenschein ins alte, entheimelte Haus zurücktrug. War das Verbrechen, das er eben mit der Waffe gerächt hatte, am Ende nicht schon verjährt gewesen? [...] Mußte er mit dem Glück auch noch die Ruhe opfern und immer den fragenden, anklagenden Blick vor sich sehen? Es war gut, daß die Reise rasch zu Ende ging und der Einsame aus dem Eisenbahnwagen erlöst wurde; sonst hätte er dem Dogma noch länger nachgegrübelt und schließlich gemerkt, daß, sind nur erst ein paar Stiche aufgetrennt, das Ganze wie Maschinennäherei reißt. Draußen, unter den Menschen, im vertrauten Kreise der Standesgenossen, wird der einullende Dogmenglaube dem Ministerialrath wiederkehren und ihn lehren, daß es nun einmal nicht anders ist, nicht anders sein kann.«⁴

Im folgenden polemisiert Harden, für den das Duell zwischen Kotze und Schrader mitsamt der undelikatsten Vorgeschichte⁵ ein politischer Skandal ist, dann sehr bissig gegen das Duell überhaupt als ein außerhalb der allgemeinen Rechtsnormen stehendes und deshalb unbedingt aufzuhebendes Privileg des Adels und des Offizierskorps. Dabei nimmt er auch die Volksferne »der müßig einherschleudernden Hofgesellschaft« aufs Korn und sieht deren »Götterdämmerung« voraus.

Fontane war über die Vorgeschichte des Duells im Bilde. Am 2. 7. 1894 heißt es in einem Brief an Friedrich Stephani: »Kotze und Carnot⁶ [...] bündeln einem schon was auf. Schrecklich zu sagen, daß mich der Skandalfall mehr beschäftigt als der erschütternde Mord, der noch nebenher ein großes politisches Ereignis ist. Aber der Tod schließt alles ab, während ein hinter Schloß und Riegel gesetzter Hofmann, mit einem ganzen Waschzettel schöner lüderlicher Weiber in der Hand, merkwürdige Perspektiven eröffnet. Die Details sind mir ganz gleichgültig – Liebesgeschichten, in ihrer schauerösen Ähnlichkeit, haben was Langweiliges –, aber der Gesellschaftszustand, das Sittenbildliche, das versteckt und gefährlich Politische, das (speziell hier) beständig an die Verschwörung Grenzende, das ist es, was mich so sehr daran interessiert.«⁷ Und am 12. 4. 1895 an Paula Schlenker-Conrad:

»Hier geht alles seinen alten Gang. [...] Dagegen hat der famose Prozeß Kotze endlich sein Ende erreicht. Der zu Unrecht verdächtige »Leberecht« ist freigesprochen und kann, wenn er will, nachträglich ein halbes Dutzend Duelle mit denen haben, die ihm dies eingebrockt. Ich denke aber, er wird drauf verzichten. Erst verdächtigt und eingesteckt und dann vielleicht auch totgeschossen, das ist zu viel auf einmal.«⁸

Nachdem aber das Duell mit v. Schrader stattgefunden hatte, schreibt Fontane am 16. 4. 1896 an James Morris: »Wir haben jetzt hier lauter Duellgeschichten, die wohl dahin führen werden, daß die Sache ganz außer Mode kommt.«⁹ Und zuletzt noch am 2. II. 96 an Georg Friedlaender: »Von der Frau v. K. [Kotze] nur so viel, daß es heißt, sie hätte gehofft, er werde totgeschossen werden. *Ich* glaub es. [...].«¹⁰

Daß Fontane in der heftig diskutierten »Duellfrage«, die sogar mehr als einmal den Reichstag beschäftigt hat, einen entschieden liberalen, also das Duell perhorreszierenden Standpunkt vertrat, wird etwa auch deutlich in dem Brief vom 4. II. 1896 an Paul Schlenther, wo er bezüglich der Tötung des Mechanikers Siepman durch den Premierleutnant v. Brüsewitz am 12. 10. 96 in Karlsruhe¹¹ schreibt: »Man wird später, politisch und dramatisch, von einem Brüsewitzwinter sprechen. Übrigens wird es kulturell und »fortschrittlich« zu gar nichts führen. Es wird ruhig weiter geknallt werden. Und bei der beständig wachsenden Rüpelhaftigkeit der freien deutschen Mannesseele weiß ich kaum, ob ich die Knallerei groß bedauern soll. Es wird nur für alle Welt Mode werden, einen Revolver oder ein Bowie-Messer mit sich zu führen.«¹² In *Effi Briest* selber gibt er seine Meinung deutlich genug durch die Geheimrätin Zwicker, typische Berlinerin mit dem Herzen auf dem rechten Fleck, zu erkennen, die nach Effis plötzlicher Abreise aus Bad Ems an die Freundin in Reichenhall schreibt: »Wer mag nur der Crampas sein? Es ist unglaublich – erst selber Zettel und Briefe schreiben und dann auch noch die des anderen aufbewahren! Wozu gibt es Öfen und Kamine? Solange wenigstens, wie dieser Duellunsinn noch existiert, darf dergleichen nicht vorkommen; einem kommenden Geschlechte kann diese Briefschreibepassion (weil dann gefahrlos geworden) vielleicht freigegeben werden. Aber soweit sind wir noch lange nicht.« (Kap. 31.)¹³

War also Fontane mit Harden hinsichtlich der Duellfrage im Grundsätzlichen zweifellos völlig einig, so könnte man doch aus seiner Danksagung »für diese schmeichelhafteste Form einer Effi Briest-Besprechung« nicht auf sein Einverständnis mit dem sarkastischen Porträt Innstettens schließen, – um so weniger, als wir wissen, wie bewußt Fontane vom ersten Entwurf bis zur Endfassung des Romans an der charakterlichen Veredlung Innstettens gearbeitet hat.¹⁴ Man fragt sich deshalb, worin denn das Schmeichelhafte der Besprechung Hardens zu sehen sei. In dessen Sicht ist Innstetten zwar besser als der Herr von Kotze, weil er sich immerhin noch Gedanken macht; aber das ändert nichts daran, daß auch er eine Ausgeburt desselben Kastengeistes ist wie jener unerfreuliche Zeitgenosse. Er entspricht gewissermaßen dem Bilde des »Ekels«, das viele LeserInnen des Romans von ihm gewonnen hatten, während ihn Fontane selber gegen diese Disqualifi-

zierung immer in Schutz genommen hatte: »Denn eigentlich ist er doch in jedem Anbetracht ein ganz ausgezeichnetes Menschenexemplar, dem es an dem, was man lieben muß, durchaus nicht fehlt.« (An Clara Kühnast, 27.10.1895.)¹⁵ Deshalb dürfte es den Verfasser auch wohl kaum besonders schmeichelhaft berührt haben, daß Harden den Roman *Effi Briest* als Aufhänger für seine Kritik an Kotze & Co. benutzt hat. Aber Harden hatte früher schon in einem (nicht überlieferten) Brief seiner »Bewunderung für dieses einzige Buch Ausdruck zu geben versucht«,¹⁶ und Fontane hatte ihm am 1. 12. 95 »für Ihre freundlichen Zeilen und das Schmeichelhafte über Effi Briest« seinen ergebensten Dank ausgesprochen. Die Steigerung des Schmeichelhaften zum Schmeichelhaftesten ist hier offenbar nur die gesteigerte Verbindlichkeit des Ausdrucks gegenüber einem persönlich geschätzten Empfänger,¹⁷ dem er gleichwohl auch widersprechen wird.

Natürlich hatte Fontane verstanden, daß Harden ihn als seinen Bundesgenossen ansah, wenn dieser meinte, Innstetten als typischen Vertreter eines überspitzten, intransigenten Ehrbegriffes vorführen zu dürfen; und er hätte dem anderen das Recht dazu auch nicht bestreiten können. Statt dessen scheint er seinen Widerspruch in die merkwürdige Skepsis hinsichtlich einer baldigen Lösung der Duellfrage legen zu wollen. Dabei hatte er noch wenige Tage vorher an Morris die Zuversicht geäußert, »daß die Sache ganz außer Mode kommt.« Sein Brief an Harden geht auf das Duell der beiden Zeremonienmeister gar nicht ein, obwohl er an Kotzes Sache früher ein so lebhaftes Interesse bekundet hatte, und beschränkt sich auf die allgemeine Bemerkung, daß sie mit der Duellfrage so bald nicht fertig werden würden. Diese Bemerkung kann man so verstehen wie das, was er ein halbes Jahr später voller Resignation über die Folgenlosigkeit des Falles Brüsewitz, die zunehmende Rüpelhaftigkeit der freien deutschen Mannesseele usw. an Schlenther schreibt. Aber der letzte Satz: »es wird jetzt immer auf England hinverwiesen, ...«, deutet in eine andere Richtung. Der Einwand gegen die englische Lösung mit »Moneten« sollte doch sicher nicht Leuten wie Kotze etc.¹⁸ zugute kommen. Wem also mehr als *Innstetten*, dessen sich Harden für seine Polemik gegen das Duellunwesen bemächtigt hatte! So käme Fontanes Brief faktisch der Weigerung gleich, *Innstetten* an die Adelskritik Hardens auszuliefern. Fontane hatte ja das Duell zwischen *Innstetten* und *Crampas* nicht erfunden; er hatte aber alles getan, *Innstetten* als gebildeten, kultivierten Menschen erscheinen zu lassen, dem man es glaubt, wenn er sagt, er möge kein Blut an den Händen haben. (Daß er für Effi nicht der Richtige ist und sein kann, steht auf einem anderen Blatt.) Als Person hat er mit Kotze und seinesgleichen nichts gemein. Daß er es wegen seiner Abhängigkeit vom Urteil der Ge-

sellschaft für unausweichlich hält, Crampas zu fordern, stellt im Roman nicht ein politisches, sondern ein menschliches Problem dar. »Daß er nicht imstande ist, die praktischen Konsequenzen aus seiner Einsicht [sc. in die Tyrannei des ›Ehregötzen‹] zu ziehen, das macht ihn zur tragischen Gestalt.«¹⁹ Jedenfalls will *Effi Briest* trotz Fontanes eigener Kritik am Ehrengötzen, an der »Knallerei«, am »Duellunsinn« kein Beitrag zur aktuellen Duelldiskussion sein, an der er selber ja auch nur am Rande teilgenommen hat.

Andererseits zeigt der Artikel Hardens aber auch, daß Fontane nicht erwarten konnte, daß man Innstetten – außerhalb des literarischen Feuilletons – wesentlich anders beurteilen werde als die Protagonisten der zeitgenössischen Duellszene. Das Duell zwischen Innstetten und Crampas ist, gesellschaftspolitisch gesehen, genau so anachronistisch wie das zwischen Kotze und Schrader. Wie gesagt, fällt ja auch im Sinne Fontanes selber dieser Zweikampf unter das Zwickersche Verdikt »Duellunsinn«. Nur weiß die Dame nichts Genaueres über das, was zu dem Duell geführt hat, und gar nichts über Effis Gemahl Innstetten. So wäre nun doch zu prüfen, ob ihr Urteil den vorliegenden Fall wirklich trifft. In Bezug auf Innstetten hat Peter Demetz von der »Ambivalenz des Charakters« gesprochen.²⁰ An dieser Ambivalenz hat auch sein Verhalten in der Duellfrage teil. Der Mann, der meint, eher ohne Liebe als ohne jene »Ehre« leben zu können, welche ihm die Forderung an Crampas befiehlt, kommt auf dem letzten Stück Weges zum Kampfplatz an einer Stelle vorbei, wo Immortellen und ein paar blutrote Nelken stehen; und er steckt sich eine der Nelken ins Knopfloch: »Die Immortellen nachher.« (Kap. 28.) Innstetten setzt auf Blutrot, die Farbe des Lebens, die ihm den Sieg bringen wird; doch weiß er auch, daß sein Leben »nachher« von der blassen Farbe der Immortellen bestimmt sein wird, die bei Fontane immer auf Einsamkeit und Sterben verweist.

Die Ambivalenz wird aber zum Widerspruch, wenn man daran festhält, daß das Duell ein Unsinn bleibt, auch wenn Innstetten seine Notwendigkeit mit dem Opfer seines Lebensglückes zu beglaubigen bereit ist. Dieser Widerspruch war, da Fontane nun einmal jene »Geschichte nach dem Leben« (in dem es der Rittmeister Armand von Ardenne war, der seinen Nebenbuhler im Duell niederschob) erzählen wollte, unaufhebbar.

Anmerkungen

- 1 Briefzitate nach UFA. Briefe IV. Bd. 54. 1987, hier S. 155, Nr. 603.
- 2 Vgl. HBV Nr. 96/89. – Auch aus dem im selben Jahr erschienenen Register zur Hanser-Ausgabe der Briefe Fontanes (Bd. 5, 1) wird dieser Bezug nicht ersichtlich.

- 3 Lt. *Berliner Tageblatt* Nr. 182 vom 10. 4. 1896 und Nr. 183 vom 11. 4.; *Kreuzzeitung* Nr. 170 vom 11. 4. 96; s. auch *Gothaisches Genealog. Taschenbuch: Freiherrliche Häuser* 1897, S. 919 (v. Schrader); *Adelige Häuser (Uradel)* 1905, S. 399 (v. Kotze).
- 4 *Die Zukunft*, Bd. 15, 1896, S. 97 f.
- 5 Vgl. MAXIMILIAN HARDEN: *Hofskandal*. In: *Die Zukunft*, Bd. 8, 1894, S. 1–9; vgl. M. H.: *Das Geheimnis des Ceremonienmeisters*. Bd. 16, 1896, S. 323–328.
- 6 Der frz. Staatspräsident Sadi Carnot war am 24. 6. 1894 beim Besuch der Gewerbeausstellung in Lyon von dem ital. Anarchisten Caserio erstochen worden. (Nach GOTTHARD ERLER, *Fontanes Briefe*, Bd. 2, S. 473.)
- 7 UFA, Bd. 54, S. 370, Nr. 373.
- 8 Ebd., S. 444, Nr. 462.
- 9 Ebd., S. 554, Nr. 601. – Auch der Kommentar zur Hanser-Ausgabe der Briefe Fontanes (Bd. 5, 2) bezieht den Satz auf »das Duell zwischen den Herren von Kotze und von Schrader«, das in diesen Tagen für besonderes Aufsehen gesorgt habe (S. 944).
- 10 *Briefe an Georg Friedlaender*. Hrsg. u. erl. von KURT SCHREINERT. Heidelberg 1954, S. 306, Nr. 255. Schreinert weist S. 388 bezüglich des Falles Kotze auch auf die Anspielungen im *Stechlin* (Kap. 24) hin.
- 11 Brüsewitz hatte Siepmann wegen tätlicher Beleidigung erstochen. Zur Reaktion der Presse auf den Fall s. SCHULTHESS' *Europäischen Geschichtskalender* 1896, S. III.
- 12 UFA, Bd. 54, S. 607, Nr. 668.
- 13 Textzitate aus *Effi Briest* nach UFA, Bd. 17 (1976).
- 14 Vgl. FRITZ BEHREND: *Aus Theodor Fontanes Werkstatt* (Zu Effi Briest). Berlin 1924, S. 16 f. (9. Bertholddruck)
- 15 UFA, Bd. 54, S. 494, Nr. 517.
- 16 Vgl. MAXIMILIAN HARDEN: *Fontane*. – In: *Die Zukunft*, Bd. 25, 1898, S. 6; auch in MAXIMILIAN HARDEN: *Kaiserpanorama. Literarische und politische Publizistik*. Hrsg. von RUTH GREUNER. Berlin 1983, S. 217.
- 17 Zu der Beziehung Hardens zu Fontane s. PETER GOLDAMMER (Hrsg.): *Begegnungen und Würdigungen. Literarische Porträts*. Rostock 1984, S. 297–300.
- 18 Bei Harden namentlich auch v. Kiderlen-Wächter und v. Stumm.
- 19 HANS-HEINRICH REUTER: *Fontane*. Bd. 2. Darmstadt 1970, S. 683.
- 20 PETER DEMETZ: *Kitsch, Belletristik, Kunst: Theodor Fontane*. Berlin 1970, S. 18. (Anmerkungen zur Zeit, hrsg. von der Akademie der Künste Berlin, H. 14.)

Aischa auf der Schaukel. Zu einer möglichen literarischen Anregung für Fontanes *Effi Briest*

HERMANN PATSCH

Mit Recht hat man den Anfang von Fontanes *Effi Briest* als besonders meisterlich in seiner klugen Verknüpfung von Motiven und Andeutungen empfunden, ja man hat den Beginn als verdinglichtes »tableau vivant« bewundert¹. Man kann angesichts der einleitenden Kapitel von diesem Roman sagen, was für das analytische Drama gilt: es sind alle Fäden geknüpft, alle Muster begonnen, so daß die Handlung nur noch »herausgewickelt« (Schiller) werden muß. In den ersten beiden Kapiteln sind die Personen und ihre Charaktere vorgestellt, deren Schicksale das Romangeschehen bestimmen werden: das Ehepaar Briest einerseits, dann Effi, die durch das Motiv der Schaukel als »Tochter der Luft« charakterisierte, zwischen Kindlichkeit und früherwachsener Klugheit oszillierende 17jährige Braut, schließlich Geert von Innstetten, der mehr als doppelt so alte Bräutigam »von Charakter, Stand und guten Sitten«. Der genaue Leser kann alles vorausahnen, ist eigentlich nie wirklich überrascht; und nicht zuletzt, wenn er den vielen ganz unbedeutend erscheinenden Fäden des Anfangs am Schluß wieder begegnet, wird ihm die kluge Disposition der zirkularen Komposition bewußt. Effi kehrt dorthin zurück, woher sie zu Anfang kam, springt wie in Jungmädchentagen wieder auf die Schaukel, noch immer Tochter der Luft, findet endlich ihr Grab in dem längst bekannten Rondell, und der letzte Satz antwortet ausweichend und selbstkritisch auf die von Anfang an verborgen lebendige Frage, ob sie denn, gewiß auch angesichts des großen Altersunterschieds zu ihrem Gatten, für die Ehe nicht zu jung gewesen sei.

Fontane hat sich häufig zur Entstehung seines Romans *Effi Briest* geäußert². Es ist bekannt, daß er sich von einem wahren Ereignis aus der ferneren Bekanntschaft hat anregen lassen, nämlich von der Ehebruch- und Duell-Affäre, die mit den Namen Rittmeister Armand von Ardenne, seiner Ehefrau Elisabeth geb. von Plotho und dem Düsseldorfer Amtsrichter

Emil Hartwich verbunden sind. Er hat dies in seinen Briefen selbst mehrfach gestanden, auch erläutert, wie er zu dem »Keimentschluß« (Schleiermacher) seines Werkes kam. An Friedrich Spielhagen – der in seinem Roman *Zum Zeitvertreib* 1896 das gleiche Sujet behandelt hatte – schreibt er im gleichen Jahr:

»Mir wurde die Geschichte vor etwa 7 Jahren durch meine Freundin und Gönnerin [Emma] Lessing (Vossische Zeitung) bei Tisch erzählt. [...] Die ganze Geschichte ist eine Ehebruchsgeschichte wie hundert andre mehr und hätte, als mir Frau L. davon erzählte, weiter keinen großen Eindruck auf mich gemacht, wenn nicht (vergl. das kurze 2. Kapitel) die Szene bez. die Worte: »Effi komm« darin vorgekommen wären. Das Auftauchen der Mädchen an den mit Wein überwachsenen Fenstern, die Rotköpfe, der Zuruf und dann das Niederducken und Verschwinden machten *solchen* Eindruck auf mich, daß aus dieser Szene die ganze lange Geschichte entstanden ist. An dieser *einen* Szene können auch Baron A. und die Dame erkennen, daß *ihre* Geschichte den Stoff gab.«³ Ganz so hieß es auch schon ein Jahr früher in einem Brief an Hans Hertz:

»Meine Gönnerin Lessing [...] erzählte mir [...] die ganze Effi-Briest-Geschichte, und als die Stelle kam, 2. Kapitel, wo die spielenden Mädchen durchs Weinlaub in den Saal hineinrufen: »Effi komm«, stand mir fest: »Das mußt du schreiben.«⁴

Emma Lessing hat offenbar sehr lebendig erzählt, wobei wohl der Satz »Else komm, der junge Ardenne spielt Klavier!« gelautet haben muß.⁵ Auf diesen Satz – in der leichten Umformung – mußte die dichterische Nachgestaltung sich als einem frühen Wendepunkt hinentwickeln, und von diesem Satz aus mußte die weitere Handlung sich fortzeugen, bis zu der Wiederholung des »Effi komm« im Telegramm des alten Briest, mit dem der Schluß der Geschichte eingeleitet wird. Spielhagen hat mit Recht auf das Wunder der dichterischen Inspiration hingewiesen: »Daß *eine* Ihnen mitgeteilte Szene die Keimzelle zu Ihrer ganzen Geschichte wurde, ist mir keineswegs überraschend, aber ein interessanter Beitrag zu dem geheimnisvollen Kapitel der Genesis von Dichtungen.«⁶ Die äußeren Angaben des anregenden Vorbilds für den Beginn des Romans hat Fontane in der Weise selektiv aufgenommen, daß er Effi Briest bei der Eheschließung 17 Jahre alt sein läßt, wie Elisabeth von Ardenne bei ihrer Verlobung war, die anderen Einzelheiten aber grundlegend veränderte.⁷ Die prosaischen Anfänge der »Ehebruchsgeschichte« konnte der Schriftsteller nur in der Weise gebrauchen, die er an anderem Ort Redigieren nannte: »Auf die Wahl des Stoffes kommt es an [...] wer seine Sache versteht, braucht nicht zu produzieren, sondern nur zu redigieren. Das Produzieren stört nur die Freiheit des

Gestaltens im höheren Sinne⁸. Wie weit das Redigieren geht und wovon das Produzieren anfangt, ist allerdings nur festzustellen, wenn die »Vorlage« bekannt ist.

Die Übernahme, das bloße »Redigieren« kann – im Sinne des gerne genutzten Detailrealismus – bis in die einzelne äußere Anregung gehen, wie Fontane gerade für den Anfang gestanden hat. In dem schon zitierten Brief an Hans Hertz heißt es: »Auch die äußere Erscheinung Effis wurde mir durch einen glücklichen Zufall an die Hand gegeben«. Er berichtet von zwei Dissenterkindern, Methodisten, wobei das etwa 15 Jahre alte Mädchen so gekleidet gewesen sei, wie er Effi in den allerersten und dann wieder in den allerletzten Kapiteln geschildert habe, und resümiert: »[...] wenn es nicht anmaßend wäre, das Schicksal als etwas einem für jeden Kleinkram zu Diensten stehendes Etwas anzusehen, so möchte ich beinahe sagen: das Schicksal schickte mir die kl. Methodistin.«⁹

Diese Selbstzeugnisse zeigen in der gewünschten Deutlichkeit, wie sehr der Schriftsteller Fontane mit großartiger Aufnahmebereitschaft für Anregungen und Signale offen war, wie er sie in seine dichterische Phantasie aufnahm und lebendig verarbeitete, wie er sie bruchlos »redigierte«. Ohne seine biographischen Angaben würde kein Leser wahrnehmen, welche Einzelzüge der Autor seinem »Schicksal« verdankte! Was aber für die selbst gern eingeräumten akustischen und optischen Wahrnehmungen gilt, kann für literarische Anregungen genau so gelten. Fontane hat eine solche Befruchtung selbst gern eingeräumt: »Jeder nimmt die Beispiele aus dem, was ihm zunächst liegt, ich also aus der literarischen Welt.«¹⁰ Bedenkt man die Änderungen der Ausgangssituation gegenüber der historischen Vorlage im einzelnen wie im ganzen, kann deshalb durchaus die Frage erlaubt sein, ob nicht Fontane in der anfänglichen Konstruktion seines Plots sich auch von literarischen Vorbildern hat beeinflussen lassen, um sich vom bloßen »Produzieren« nicht die »Freiheit des Gestaltens im höheren Sinne« stören zu lassen.

Im folgenden soll eine mögliche »Quelle« angeführt werden, die auf den ersten Blick allzu abseitig erscheinen mag, die beim näheren Hinsehen aber eine so frappierende Einzel-Ähnlichkeit aufweist, daß ihre Diskussion fruchtbar erscheint. Ich zitiere nach einer Ausgabe, die ein Jahrzehnt vor dem Erscheinen des Romans gedruckt wurde und also theoretisch Fontane hat vor Augen kommen können, nämlich aus LUDOLF KREHLS Monographie *Das Leben des Muhammed* (Leipzig 1884). Es geht an der angeführten Stelle um die Eheschließung des bereits über fünfzigjährigen Propheten mit der – für unsere neuzeitlichen Vorstellungen allzu kindlichen – Aischa in Medina, die nach der Traditionsüberlieferung selbst so darüber berichtet haben soll:

»Der Prophet verlobte sich mit mir [in Mekka] als ich sechs Jahre alt war. Als wir nach Medina gekommen waren [522], stiegen wir in einer Wohnung bei den Chazradshiten ab. [...] Da kam eines Tages meine Mutter Umm Ruman zu mir, während ich gerade auf der Schaukel saß und einige Freundinnen bei mir waren, und rief mich. Ich wußte nicht, was sie von mir wollte. Sie ergriff meine Hand, führte mich schnell bis zur Haustür, so daß ich ganz außer Athem kam. Als ich mich wieder etwas erholt hatte, nahm sie etwas Wasser und wusch mir das Gesicht und den Kopf, führte mich dann in das Haus, in dem eine Anzahl von medinensischen Frauen waren, die mir zuriefen: ›Zum Heil und Segen und Glück!‹ Denen übergab mich meine Mutter. Sie schmückten mich ein wenig, dann trat zu meinem größten Schrecken, ohne daß ich es wußte, der Gesandte Gottes ein, dem die Frauen mich dann übergaben.«¹¹

Der Eindruck dieser Szene auf den europäischen Leser – also etwa Fontane – und damit die psychologisch zu erklärende Haftung im Gedächtnis beruht ohne Zweifel auf der Vorstellung, daß hier ein sehr junges Mädchen (Aischa muß zwischen sechs und acht Jahren alt gewesen sein) einem sehr viel älteren Manne zur Eheschließung zugeführt wird. Uns interessiert aber an dieser Stelle nur der literarische Aspekt. Das Motiv des großen Altersunterschiedes zwischen Aischa und Mohammed würde allein noch nicht auf den Altersabstand zwischen Effi und Innstetten hinweisen, da dieser nicht ganz so extrem ist. Aber unabweisbar erscheint die Parallelität der Ausgangssituation: Das »Kind« (ich zitiere im folgenden stets Fontane), die »Tochter«, wird von der »Mutter« von der – beziehungsweise bereits im ersten Absatz des Romans eingeführten – »Schaukel« fortgerufen, wo sie mit den »Freundinnen« spielt. Die Mutter will zunächst, daß Effi ihr Matrosenkostüm (die Dissenter-Kleidung des 15jährigen Vorbilds!) gegen eine sie erwachsener erscheinende Kleidung austauscht, bemerkt aber dann durchaus berechnend das »jugendlich reizende Geschöpf, das, noch erhitzt von der Aufregung des Spiels, wie ein Bild frischesten Lebens« vor ihr steht und »so unvorbereitet«, »so gar nicht zurechtgemacht« dem »freilich älteren« Mann nur umso besser gefallen kann. So formuliert Fontane in dem zweiten Kapitel, auf das er wegen seiner doppelten Anregung selbst hingewiesen hat, und malt eine Szene, die der von Aischa erzählten aus der Prophetenüberlieferung beeindruckend ähnlich ist: von der kuppelnden Mutter, die die junge Tochter von der Schaukel ruft und lebensfrisch dem älteren Mann zuführt (der vom Alter eher zu ihr selbst gepaßt hätte)¹². Die Behauptung eines literarisch faßbaren Einflusses könnte überzeugender sein, wenn sich nachweisen ließe, daß sich Fontane mit der Vita des islamischen Propheten befaßt, ja gar das angeführte – oder ein ähnliches – Buch

gelesen hätte. Das fällt schwer, da es nur minimale Spuren gibt. Aber die geistesgeschichtliche Situation wäre dem Dichter zweifelsohne entgegengekommen. Nachdem das Thema »Mohammed« natürlich schon seit den Kreuzzügen des Mittelalters eine theologisch-apologetische und literarische Rolle gespielt hat¹³ – man denke etwa an VOLTAIRES einflußreiches Drama *Mahomet* (1742), das kein geringerer als Goethe 1800 übersetzt hat, ja an dessen berühmten *Mahomets Gesang* von 1774 oder das Mohammed-Kapitel in seinen *Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des West-Östlichen Divan* von 1819 – hat sich das 19. Jahrhundert verdienstlicherweise auch wissenschaftlich seiner angenommen. Die bis heute bestimmende Ausgabe des arabischen Textes der Prophetenbiographie erschien, herausgegeben von F. WÜSTENFELD, in zwei Bänden Göttingen 1858–1860; sie wurde Vorbild für die Übersetzung von GUSTAV WEIL: *Das Leben Mohammed's nach Mohammed Ibn Ishak bearbeitet von Abd el-Malik Ibn Hisham*, Stuttgart 1864. Diese Ausgabe und diese Übersetzung, die natürlich auch der oben zitierte Biograph Krehl anführt, müssen seither als die – direkten oder indirekten – Quellen des Wissens intellektueller Beschäftigung mit dem Leben Mohammeds gelten, eben möglicherweise auch Fontanes. Hinzufügen wäre, Krehl vorausliegend, aus dieser Zeit noch das Mohammed gegenüber sehr kritische Werk von ALOYS SPRENGER: *Das Leben und die Lehre des Mohammad*, Band I–III, Berlin 1861–1865, der das obige Zitat in eigener Übersetzung gleichfalls anführt¹⁴. Fontane hat diese Bücher in seiner Bibliothek aller Wahrscheinlichkeit nach nicht besessen¹⁵. Auch rezensiert oder in seinem Briefwechsel bzw. im Tagebuch erwähnt hat er sie, soweit ich sehen kann, nicht.

Das sagt aber nicht zugleich, daß dem Dichter die Gestalt Mohammeds unbekannt und uninteressant gewesen wäre. Immerhin erwähnt er ihn anekdotenhaft, freilich ohne daß auf quasi-wissenschaftliche Beschäftigung rückgeschlossen werden dürfte. So kann man eine flapsige Briefbemerkung an seine Frau vom 2. September 1874 anführen, in der er über seine »Hetzjagd« klagt, die ihm »Zartheiten und Aufmerksamkeiten« nicht erlaube: »Nun giebt es ja einzelne Gottbegnadete, die es dann *doch* leisten und nicht bloß große Feldherrn und Staatsmänner sondern auch große Gatten und Väter sind, aber sie sind rar, müssen *sehr* gute Nerven und wie Muhamed, die Kraft von 30 Männern haben.«¹⁶ Das Bild ist ihm so lieb, daß er es im Dezember 1882, also acht Jahre später, in seiner Besprechung von ERNST VON WILDENBRUCHS *Opfer um Opfer* wiederholt.¹⁷ Die Herkunft dieser Hyperbel könnte die Mohammed-Biographie von Sprenger sein, der diese traditionelle und ganz arglos auf die »Propheten« David und Salomo verweisende Ansicht, die sexuelle Komponente im Unterschied zu der

die vornehmen Ausdrucksweise Fontanes kräftig unterstreichend, mit Behagen referiert¹⁸. Aus dem Bereich des Legendarischen stammt schließlich auch das letzte Zeugnis aus dem Jahr 1898, aus *Von Zwanzig bis Dreißig*, also in mittelbarem Schaffenszusammenhang mit *Effi Briest*: »Wenn ich nicht irre, heißt es von Mohammeds Sarge, daß er durch vier Magnete, die von allen Seiten her auf ihn einwirken, in der Schwebel gehalten werde.«¹⁹ Das ist Bildungsgut welcher Art auch immer, nicht gerade wissenschaftlicher Qualität, aber doch ein Interesse des Dichters für die Gestalt Mohammeds bezeugend.

Dieses Interesse kann zu näherer Beschäftigung mit der Traditionsliteratur in einer gängigen Übersetzung – in deutscher oder englischer Sprache – geführt haben. Auch der Traditionsweg des Gespräches im Freundeskreis über den islamischen Propheten ist denkbar. Ein Beweis im Sinne historisch-philologischer Herleitung kann nicht angetreten werden, da es kein direktes biographisches Zeugnis gibt. Daß der dichterischen Phantasie eine solche »Urszene« wie Aischa auf der Schaukel, die dem (mehr als) eine Generation älteren Gatten zugeführt wird, im »redigierenden« Gedächtnis haften blieb und zu Effi als »Tochter der Luft«²⁰ führte, mag zu der von Spielhagen beschworenen geheimnisvollen Genesis von Dichtung gehören. Diese Szene käme zu der historischen Konstellation der »Ehebruchsgeschichte« und zu den von Fontane selbst erwähnten akustischen und optischen Anregungen, die alleine die psychologisch raffiniert geknüpften Ausgangssituation nicht erzeugen können, als eine literarische Quellidee hinzu. Was dem entzückten Leser als einheitliche, völlig ohne Brüche erscheinende, ganz ohne überflüssiges Beiwerk geformte Komposition vor Augen steht, könnte so als bewundernswerter Beleg für die »Freiheit des Gestaltens« aus vorgefundenen Einzelzügen seine Erklärung finden.

Anmerkungen

- 1 ERDMANN WANIEK: *Beim zweiten Lesen: der Beginn von Fontanes Effi Briest als verdinglichtes tableau vivant*. In: *The German Quarterly* 55, 1982, S. 164–174, mit Diskussion weiterer wissenschaftlicher Literatur, die hier nicht mehr angeführt werden muß. Nicht genannt ist GERTRUDE TAX-SHULTZ: *Andeutung und Leitmotiv in Fontanes »Effi Briest«*. *Fontane Blätter* 3, H. 7, 1976, S. 507–522.
- 2 Diese Äußerungen sind zusammengestellt bei THEODOR FONTANE: *Der Dichter über sein Werk*. Hrsg. von RICHARD BRINKMANN in Zusammenarbeit mit WALTRAUD WIETHÖLTER, dtv 6073, München 1977, Bd. 2, S. 441–463. Ich übernehme die folgenden Zitate von dort, gehe aber auf die angegebenen Quellen zurück. Vgl. auch *Erläuterungen und Dokumente. Theodor Fontane Effi Briest*. Hrsg. von WALTER SCHAFARSCHIK. Stuttgart 1972.

- 3 Brief vom 21. Februar 1896 (*Der Dichter über sein Werk* Bd. 2, S. 460; *Fontanes Briefe in zwei Bänden*. Ausg. u. erl. von GOTTHARD ERLER. Berlin/Weimar 1968, Bd. 2, S. 394 f)
- 4 Brief vom 2. März 1895 (*Der Dichter über sein Werk* Bd. 2, S. 449; THEODOR FONTANE, *Briefe an Wilhelm und Hans Hertz*, 1859–1898. Hrsg. von KURT SCHREINERT, vollendet u. mit einer Einführung versehen von GERHARD HAY. Veröffentlichungen der Deutschen Schillergesellschaft Band 29. Stuttgart 1972, S. 356 f = HFA IV/4, 1982, S. 430)
- 5 Nach HANS WERNER SEIFFERT, unter Mitarbeit von CHRISTEL LAUFER: *Fontanes »Effi Briest« und Spielhagens »Zum Zeitvertreib«*. *Zeugnisse und Materialien*. In: *Studien zur neueren deutschen Literatur*. Hrsg. v. H. W. SEIFFERT (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Band 29). Berlin 1964, S. 255–300, hier S. 260.
- 6 Zitiert bei SCHAFARSCHIK, (vgl. Anm. 3), S. 94.
- 7 Ardenne war bei der Verlobung 22 Jahre alt; die Hochzeit fand zwei Jahre später statt (SEIFFERT S. 262). Das Alter spielte für das Zerbrechen dieser Ehe keine maßgebende Rolle.
- 8 Das Votum wird zitiert von WALTER MÜLLER-SEIDEL: *Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland*. 2. Aufl. Stuttgart 1980, S. 352.
- 9 Vgl. Anm. 3.
- 10 Brief an Georg Friedlaender vom 11. November 1889 (HFA IV/3, 1980, S. 734).
- 11 *Das Leben des Muhammed*. Dargestellt von LUDOLF KREHL. Leipzig 1884, S. 156 f.
- 12 Mohammed war älter als sein Schwiegervater (und Nachfolger) Abu Bekr. Weitere Motivparallelen – etwa daß Aischa als heiter und leichtlebig galt, Mohammed als ernst und eher melancholisch (jedenfalls nach Krehl), daß Mohammeds Adoptivsohn Ali vom Alter her eher zur Generation Aischas paßte, daß auch in der Ehe zwischen Mohammed und Aischa der Verdacht des Ehebruchs der Frau aufkam – wird man nicht pressen dürfen.
- 13 Vgl. ELISABETH FRENZEL: *Stoffe der Weltliteratur*. 3. Aufl. Stuttgart 1970, S. 500–504.
- 14 ALOYS SPRENGER: *Das Leben und die Lehre des Mohammad*. *Nach bisher grösstentheils unbenutzten Quellen bearbeitet*, Band III, Berlin 1865, S. 62. Sprenger wie Krehl geben als Quelle nicht Ibn Ishak an, wo diese Tradition fehlt, sondern Buchari.
- 15 JOACHIM SCHOBESS: *Die Bibliothek Theodor Fontanes*. *Fontane Blätter* 2, H. 8, 1973, S. 537–563, hier S. 549–563.
- 16 Zentralbibliothek Zürich, abgedruckt bei THEODOR FONTANE, *Der Dichter über sein Werk* Bd. 2, S. 634.
- 17 NFA XXII/2: *Causerien über Theater*. Zweiter Teil. 1964, S. 185.
- 18 SPRENGER: *Das Leben und die Lehre des Mohammad*, a. a. O., Bd. III, S. 87. Im Kommentar der NFA XXII/3, S. 566 heißt es, leider ohne weiteren Beleg:

»[D]iese Kraft wird im Volksmund nicht Mohammed zugeschrieben, sondern seinem Neffen und Schwiegersohn Imam Ali, einem Priester [sic!] des Islam, auf den die Gründung des Schiitismus zurückgeht.«

- 19 NFA XV, 1967, S. 109. Im Kommentar heißt es dazu, leider wieder ohne Beleg: »[D]iese Sage erzählt zuerst der Athener des 15. Jahrhunderts Laonicus Chalcondylas in seiner Türkischen Geschichte; nach ihm soll der Leichnam des Mohammed in einem eisernen Sarge ruhen, der durch ein Gewölbe von Magnetsteinen in der Schwebe gehalten wird.« (S. 500)
- 20 Das Motiv der »Tochter der Luft« – von Frau von Briest bereits als Topos zitiert – hat eine längere Vorgeschichte. BETTINA PLETT: *Die Kunst der Allusion. Formen literarischer Anspielungen in den Romanen Theodor Fontanes* (Kölner Germanistische Studien Bd. 23). Köln/Wien 1986, S. 403 verweist mit Recht auf das 10. Kapitel von FONTANES *Mathilde Möhring*, dazu auf CALDERONS Drama *Die Tochter der Luft* (La hija del aire 1650, dt. 1821) und die Novelle *Die Töchter der Luft* von G. H. VON PUTLITZ sowie H. CHR. ANDERSENS Märchen *Die kleine Meerjungfrau* (dt. 1839). Es hätten auch ERNST RAUPACHS Drama *Die Tochter der Luft* (1829), das Calderon nachgedichtet ist, sowie das – in der NFA XII, 1969, S. 403 ohne weiteren Hinweis angegebene, von mir nicht verifizierbare – Schauspiel von ERNST VON WILDENBRUCH *Tochter der Luft* angeführt werden können, Autoren, mit denen Fontane vertraut war. (Diese Werke erwähnt er allerdings nie.) Schließlich hat auch ein Roman von JOH. SCHERR (1855) diesen Titel. Allerdings ist hier aber (natürlich nicht bei Calderon und Andersen) zumeist – auch in Frau von Briests Worten, aus denen das Bild erwächst – von einem Trapez die Rede, nicht von einer Schaukel, was zur symbolischen Umdeutung und Erweiterung gehört. Zur symbolischen Deutung vgl. das Kapitel *Flug und Flocke* bei PETER DEMETZ: *Formen des Realismus: Theodor Fontane*. München 1964.

Geheimrat Zwickers Affären. Zur Funktion einer Nebenfigur in Fontanes *Effi Briest*

STEFAN NEUHAUS

Vorbemerkung

Fontane verharret mit Bedacht in der Welt des individuellen Meinens und Fühlens seiner Romanfiguren [...]", hat Margret Walter-Schneider festgestellt¹ und damit noch einmal betont, daß sich nur im Wechselspiel der Figurenrede das erschließen läßt, was man, auch dann natürlich nur mit den üblichen Vorbehalten, als Intention bezeichnen könnte. Stets muß bei Fontane »[...] mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß die Sprechenden sich irren.« Umso wichtiger ist es, auf dem Wege zu einer umfassenden, auch gegensätzliche Auffassungen nicht aussparenden Interpretation möglichst viele der Romanfiguren zu untersuchen. Sie sind freilich so zahlreich, daß noch lange nicht alle ausreichend gewürdigt worden sind.²

Margret Walter-Schneider hat sich bereits der Geheimrätin Sophie Zwicker in *Effi Briest* angenommen,³ allerdings ist sie nicht auf deren mindestens ebenso interessanten Gatten eingegangen. Das ist verständlich, denn: Geheimrat Zwicker ist im Roman nur posthum präsent; seine Frau ist bereits Witwe, als sie sich zusammen mit Effi einer Kur unterzieht. Dennoch hat gerade diese Figur, trotz ihrer nur mittelbaren Präsenz, eine ganz wichtige Funktion. Das soll der vorliegende kleine Aufsatz zeigen.

Ein Ehepaar mit Vergangenheit. Geheimrat Zwicker und seine Frau

Der Leser wird im 30. Kapitel nach Ems geführt, dort bewohnen Effi und die Geheimrätin bereits »[...] seit fast drei Wochen [...] das Erdgeschoß einer reizenden kleinen Villa« (S. 253).⁴ Effi wird an diesem Morgen den Brief von ihrer Mutter erhalten, der ihr die Entdeckung der Crampas'schen Liebesbriefe und ihre Verstoßung aus dem eigenen, aber auch aus dem elterlichen Haus mitteilt. Erst zu diesem späten Zeitpunkt, sozusagen als retardierendes Moment vor der Zustellung des Briefes und dem Zusammenbruch Effis, läßt der Erzähler die Geheimrätin zu Wort kommen und von ihrem verstorbenen Gatten berichten.

Zuvor bereitet der Roman aber bereits, in Gesprächen und in einem Brief, das Terrain vor. Dieses erzähltechnische Verfahren beginnt am Ende des 25. Kapitels. Effi wird auf eine sechswöchige Bäderreise geschickt, um ihre »katarrhalischen Affektionen« und möglichen Lungenprobleme zu kurieren, vor allem aber, weil sie innerhalb der letzten sechs Jahre kein Kind mehr bekommen hat. Für Innstetten schafft die Nachwuchsfrage eine »Verlegenheit«, wenn, z. B. bei den Briests, die Sprache darauf kommt, daß das »[...] Haus Innstetten [...] mutmaßlich auf dem Aussterbeetat [...]« steht (S. 227). Denn nur ein Junge kann zum Zeitpunkt der Romanhandlung (ausgehendes 19. Jhd.) den Namen für die Zukunft sichern, ein Mädchen zählt nicht halb so viel.

Hausarzt Rummschüttel plant, daß Effi zunächst ohne Mann drei Wochen in Schwalbach verbringen, Innstetten aber »bei der Emser Kur zugegen« sein sollte (ebd.). Effis Alleinsein noch in der fünften Woche der Kur, als sie (am Anfang des 26. Kapitels) Geert brieflich von deren Verlauf unterrichtet, illustriert einmal mehr, daß Innstetten im Zweifelsfall Karriere vor Familie geht. Wobei man ihm zugute halten muß, daß er »mit Sehnsucht« an die Rückkehr seiner Frau denkt (S. 230).

Die Einführung der Geheimrätin am Ende des 25. Kapitels

Bei der Planung der Reise vermerkt der Erzähler, es sei außerdem folgendes beschlossen worden: Effi solle »[...] die Reise mit einer Geheimrätin Zwicker zusammen machen, wie Briest sagte »zum Schutze dieser letzteren«, worin er nicht ganz unrecht hatte, da die Zwicker, trotz guter Vierzig, eines Schutzes erheblich bedürftiger war als Effi« (S. 228). Diese Stelle ist besonders bemerkenswert, weil der Erzähler Stellung bezieht und Effi bescheinigt, daß sie nicht mehr ehebruchsgefährdet ist. Das ist als einer der Hinweise auf die Ungerechtigkeit ihrer späteren Verstoßung zu bewerten. Im Gegenzug wird dem Leser die Geheimrätin als in dieser Hinsicht wenig verlässliche Person vorgestellt, denn »Schutz« kann im Kontext nur als Schutz vor erotischen Abenteuern verstanden werden. Offenbar ist die Geheimrätin eine Bekannte Vater Briests, der im Roman ja auch in ein entsprechendes, wenngleich bei weitem nicht so zweideutiges Licht getaucht wird.⁵

Effis Brief zu Beginn des 26. Kapitels

In einem Brief Effis aus Ems an ihren Mann wird dann noch einmal der Charakter der Geheimrätin bestätigt bzw. genauer umrissen: »[...] die Zwicker sei reizend, etwas frei, wahrscheinlich sogar mit einer Vergangen-

heit, aber höchst amüsan, und man könne viel, sehr viel von ihr lernen [...]« Beispielsweise habe sie Zolas Skandalroman »Nana« mit den Worten kommentiert:

»Ach, meine liebe Baronin, was heißt schrecklich? Da gibt es noch ganz anderes.« – »Sie schien mich auch«, so schloß Effi ihren Brief, »mit diesem »anderen« bekannt machen zu wollen. Ich habe es aber abgelehnt, weil ich weiß, daß Du die Unsitte unserer Zeit aus diesem und ähnlichem herleitest, und wohl mit Recht. Leicht ist es mir aber nicht geworden« (S. 229).

Da Effi ihrem Gatten gegenüber so offen ist, geht es bei dem »anderen« hier wohl nicht um Seitensprünge, sondern um die Beschäftigung mit skandalösen Geschichten, sei es als Literatur, sei es in der Beobachtung der Außenwelt, wie die Zwicker sie später mit Effi praktizieren wird. Der sprechende Name der Geheimrätin verrät ja bereits ihre Neugierde. Effi hätte sich, auch das sollte man nicht überlesen, gerne, schon aus Langeweile, von ihrer Reisegefährtin in der *chronique scandaleuse* unterweisen lassen. Doch verzichtet sie aus Rücksicht auf ihren Mann darauf.

Innsetzen liest den Brief, wie von Effi vermutet, denn auch mit gemischten Gefühlen. »Die Zwicker war keine Frau für Effi, der nun mal ein Zug innewohnte, sich nach links hin treiben zu lassen [...]« (S. 230), wobei die Ortsbezeichnung »links« klar auf außereheliche Beziehungen verweist – man denke an die deutschen Herrscher, die sich ihre Mätressen »zur linken Hand« antrauen ließen.

Bis hierher ist bemerkenswert, daß die Geheimrätin trotz ihrer »Vergangenheit« und Vorliebe für Frivolitäten nicht von der Gesellschaft ausgestoßen worden ist. Der Grund liegt auf der Hand: Es handelt sich nur um Vermutungen ihrer Umwelt, Beweise für ihre Untreue gibt es nicht. Aufgrund des vorläufigen Befundes kann man also vermuten, daß es offenbar ausreicht, wenn man seine Verstöße gegen gesellschaftliche Moralvorstellungen geschickt verbirgt. Ähnliches findet sich ja noch heute – man denke an die rigide Stellung der katholischen Kirche zum Zölibat auf der einen, ihre Duldung von geheimen Liebesbeziehungen der Priester auf der anderen Seite, solange sie nur geheim bleiben. (Diese Inkonsequenz soll bekanntlich sogar bis zur Zahlung von Alimenten für uneheliche Kinder der Priester gehen.)

Die Zweideutigkeiten der Zwickers. Das 30. Kapitel

Effi und die Geheimrätin unterhalten sich über Afra, das »[...] von Bonn stammende Hausmädchen, das sich von Jugend an daran gewöhnt hatte, die mannigfachsten Erscheinungen des Lebens an Bonner Studenten und

Bonner Husaren zu messen« (S. 254). Dieser Erzählerkommentar rückt Afra, die den Namen einer Märtyrerin zu Unrecht trägt, in ein sehr zweideutiges Licht. Sie hat, das wird hier konnotiert, Liebschaften mit Soldaten; Affären, die von ihrem sozialen Umfeld aber nicht negativ sanktioniert werden. Man könnte vermuten, daß die niedrige soziale Stufe des Hausmädchens ihm solche vorehelichen Beziehungen gestattet. Andererseits ist die Parallele zur Geheimrätin evident; so freuen sich beide auf die bevorstehenden Manöver, weil daran die »Bonner Husaren« teilnehmen (S. 261). Wie bei der Geheimrätin handelt es sich auch bei Afras Affären um keine allgemein bekannten Verstöße gegen die Moralnorm. Daher sind keine Sanktionen notwendig.

Von Afra kommt die Rede auf Johanna und dann auf den Geheimrat Zwicker, der, nach Andeutungen seiner Frau, eine erotische Vorliebe für Hausmädchen gehabt hat. Bestätigt wird die Leservermutung durch die »geteilten Empfindungen«, mit denen Effi zuhört (S. 255). Abgesehen von dieser ersten Konnotation kommt der Aussage der Zwicker Bedeutung zu, daß ihr Mann eine Vorliebe für das Wort »Remedur« hatte. Das lateinische »Remedur« bedeutet laut Duden-Fremdwörterbuch »(gerichtliche) Abhilfe, Abstellung eines Mißbrauchs«.

Deutet man die zweite Konnotation aus, dann erscheint das Entlassen einer Hausangestellten – weil man mit ihr ein Verhältnis hatte und einen Skandal befürchtet – als ganz normale, ja sogar im Wortsinne rechte Handlung. Wie sehr damit die ganze offizielle gehobene gesellschaftliche Sphäre in ein zweideutiges Licht getaucht wird, zeigt die folgende Verallgemeinerung der erfahrenen Frau Zwicker: »[...] alle Geheimräte haben solche Lieblingsworte« (S. 255).

Jetzt wird, und zwar von Effi, die sich für die Anzüglichkeiten ihrer Gesprächspartnerin rächen möchte, der Geheimrat mit Innstetten verglichen, der sich »auch dergleichen angewöhnt« habe. »Ihr Herr Gemahl war freilich schon länger im Dienst und überhaupt wohl älter...« (S. 256). Eine Bemerkung, die der eitlen Zwicker natürlich nicht gefällt.

Bereits hier läßt sich feststellen: Der eher prinzipienlose Geheimrat fungiert als Kontrastfigur zu Innstetten, dem »Mann von Prinzipien« (S. 35), der sich nicht von Hausmädchen Johannas Vorliebe für ihn beeindrucken läßt – vgl. sein hartes Urteil über Johannas »Sich-in-Szene-Setzen« (S. 291). Lediglich die humoristische Anspielung auf identischen Gebrauch von Lieblingswörtern webt ein Band zwischen den beiden Trägern gesellschaftlicher Funktionen. Dieser Opposition entspricht der Gegensatz zwischen einer gewandelten, weniger anfechtbaren Effi und der für alles Zweideutige viel anfälligeren Geheimrätin.

Indem die ältere ›Dame‹ mehr über ihren Mann erzählt, wird die Persönlichkeit Zwickers und somit der Spiegelcharakter der Zwicker'schen Ehe zu Effis und Geerts Zweisamkeit noch deutlicher. Zwar verweist die »Sünde« der außerehelichen Liebesbeziehungen zu Hausangestellten (so hat Effi berechtigterweise die Erklärungen ihrer Gefährtin verstanden, und die nun folgenden Relativierungen der Zwicker klingen eher bestätigend; S. 256) auf das unerlaubte Verhältnis Effis mit Major von Crampas. Doch gehen die Gepflogenheiten des Geheimrats, deshalb ist Effi so entsetzt, weit über ihre eigene Verführungsgeschichte hinaus: »[...] es ist doch ein Unterschied, ob man so hineingerät in allerlei schlechte Gedanken oder ob einem derlei Dinge zur halben oder auch wohl zur ganzen Lebensgewohnheit werden. Und nun gar noch im eigenen Hause [...]« (S. 256). Die konnotative Bedeutung dieser Aussage auf Textebene liegt auf der Hand: Zwickers Handeln ist unmoralisch, weil gewissenlos. Für ihn ist der Ehebruch Gewohnheit, und er vollzieht ihn zuhause, was eine zusätzliche Rücksichtslosigkeit gegenüber seiner Frau darstellt.

Es kommt aber noch schlimmer. Geheimrätin Zwicker spricht nun über »Landpartien« (S. 256) ihres Mannes. Vermittels der Bezeichnungen der genannten und angeprangerten »Vergnügungsorter« (»Namen von geradezu brutalem Charakter«; S. 257) wird auf typisch Fontane'sche Andeutungsweise dem Leser mitgeteilt, was sich der Geheimrat alles hat zuschulden kommen lassen. Das geht sogar so weit, daß seine Witwe sensationslüstern (sie scheint die Eskapaden ihres Mannes im Nachhinein als gute Skandalgeschichten zu schätzen) von einer »sozialen Revolution« spricht, für die hier die »Keime« gelegt worden seien.

Man darf nicht vergessen, daß die Zwicker – ihr Name deutet es bereits an – auch eine humoristische Figur ist, und zwar an der Grenze zur Karikatur. Das zeigt sich zum Beispiel, wenn sie ihrem Mann trotz seiner »Mängel und Gebrechen« nachträglich bescheinigt, daß er »ein natürliches Gefühl für historische Entwicklung« gehabt habe (ebd.). Darauf könnte man antworten, daß seine natürlichen Gefühle offensichtlich etwas zu weit gegangen sind. Eine weitere wichtige Schlußfolgerung ist aber, daß es Geheimrat Zwicker stets perfekt verstanden hat, seine Amouren zwar vor der Nase der Gesellschaft, aber nicht unter ihren Augen auszuführen.

Hier wird die Funktion der Zwickers im Roman abschließend deutlich. Sie sind unmoralischer als Effi, aber sie werden dafür von der Gesellschaft nicht zur Rechenschaft gezogen – im Gegenteil. Somit strafen sie Innstettens und Wüllersdorfs Vermutung Lügen, daß dem »Götzen« (S. 242) Gesellschaft Menschenopfer zu bringen sind, und sie bestätigen Innstettens Überlegun-

gen nach dem Duell, daß die alte Liebesgeschichte zwischen Crampas und Effi nicht hätte ans Tageslicht kommen müssen – wenn nur Innstetten besonnener gehandelt hätte (S. 247 f.). »Der Götze gilt« (S. 242) also nur für jene, die dumm oder pflichtbewußt genug sind, sich ihm nicht nur zum Schein, sondern in ungewöhnlicher Konsequenz zu unterwerfen.

Erst jetzt erhält Effi den Brief von ihrer Mutter und erfährt das, was der Leser bereits weiß (S. 258).

Mehr Schein als Sein. Schlußbemerkung

Eine weitere Bestätigung erfährt meine Deutung durch den Brief, den die Geheimrätin nach Effis Abreise schreibt. Zwar lassen sich auch hier für Margret Walter-Schneiders Feststellung Belege finden, die Zwicker sei sensationslüstern.⁶ Doch ist die Figur nicht eindimensional, sie wird von Fontane nicht nur negativ gezeichnet. Das »Mitleid« der Geheimrätin mit Effi ist durchaus aufrichtig gemeint (S. 263).

Noch wichtiger ist es aber, daß die Zwicker nicht die Affäre Effis »unglaublich« findet, sondern das Aufbewahren der Briefe:

»Wozu gibt es Öfen und Kamine? Solange wenigstens, wie dieser Duellunsinn noch existiert, darf dergleichen nicht vorkommen; einem kommenden Geschlechte kann diese Briefschreibepassion (weil dann gefahrlos geworden) vielleicht freigegeben werden. Aber so weit sind wir noch lange nicht« (ebd.).⁷

Lediglich der gesellschaftliche Schein zählt, dem man Folge zu leisten hat. Doch auch der ist brüchig, wird ihm hier doch sein zwangsläufiges Ende vorhergesagt. Ähnliche Überlegungen haben schon Innstetten und Wüllersdorf angestellt: »[...] unser Ehrenkultus ist ein Götzendienst, aber wir müssen uns ihm unterwerfen, solange der Götze gilt.« Innstetten nickte« (S. 242).⁸ Die Gegenwart ist düster, aber für die Zukunft gibt es Hoffnung. Man könnte nun vermuten, daß Fontane durch den tragischen Tod der Effi Briest dieser Entwicklung Vorschub leisten wollte.⁹

Seine gesellschaftskritische Absicht hat Fontane ja in einem Brief an Friedrich Spielhagen vom 25. August 1896 – indirekt, aber deutlich – bekannt. Spielhagen wird dafür gerügt, daß er in seiner Verarbeitung des Ardenne-Stoffes, in dem Roman *Zum Zeitvertreib*, die Gesellschaft »nicht scharf genug« verurteilt habe.¹⁰ Ebenfalls ins Feld führen kann man Fontanes Brief an Colmar Grünhagen vom 10. Oktober 1895, in dem der Autor seine Abneigung gegen »Tugendmeier« und seine Vorliebe für »Magdalenen« formuliert – m.E. eines der aufschlußreichsten Zitate in Fontanes Briefen überhaupt, auf das man nicht oft genug hinweisen kann: »Der natürliche Mensch will leben, will weder fromm noch keusch noch sittlich sein, lauter

Kunstprodukte von einem gewissen, aber immer zweifelhaft bleibenden Wert, weil es an Echtheit und Natürlichkeit fehlt.« Deshalb würden »[...] meine Frauengestalten alle einen Knacks weghaben. Gerade dadurch sind sie mir lieb [...]. Dies alles, um Cécile und Effi ein wenig zu erklären.«¹¹

Anmerkungen

1. Vgl. MARGRET WALTER-SCHNEIDER: *Randfiguren im Roman Fontanes. Bemerkungen zu Irrungen, Wirrungen und Effi Briest*. In: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 27. Jg. (1983), S. 303.
2. »Von vielen Nebenfiguren in Fontanes Romanen lassen sich Wege ins Zentrum des Werkes eröffnen [...]«, hat beispielsweise Gerhard Friedrich festgestellt und gleich eindrucksvoll demonstriert (vgl. GERHARD FRIEDRICH: *Die Witwe Schmolke. Ein Beitrag zur Interpretation von Fontanes Roman »Frau Jenny Treibel«*. In: *Fontane-Blätter* 52 (1991), S. 29). Eine größere Zahl von Nebenfiguren ist bereits untersucht worden (z. B. bei *Effi Briest*: Crampas, Wüllersdorf und Annie von Innstetten), auf die einzelnen Interpretationen muß an dieser Stelle sicher nicht extra hingewiesen werden. Die wichtigsten sind bibliographisch in CHARLOTTE JOLLES' Fontane-Buch in der Reihe Sammlung Metzler (letzte Auflage: Stuttgart 1993), S. 83–88, erfaßt worden. Besonders verbunden fühlt sich vorliegender kleiner Aufsatz allerdings einer Untersuchung von Wolfram Seibt, der vorgeführt hat, wie aussagekräftig selbst ein Blick auf eine Figur sein kann, die zum Zeitpunkt der Romanhandlung bereits verstorben ist und nur einmal kurz genannt wird. Vgl. WOLFRAM SEIBT: *Kruses Grab. Die versteckten Nicht-Ehen in Fontanes Gesellschaftsroman »Unwiederbringlich«*. In: *Fontane-Blätter* 45 (1988), S. 45–70.
3. Vgl. S. 319 f. Hinweise auf die Geheimrätin finden sich auch bei anderen Interpreten. Karla Bindokat meint: »Frau Zwickers Angst und Sorge gilt einer sich anbahnenden strukturellen Veränderung der preußischen Gesellschaft, deren Ursache sie in dem Zerfall der sittlichen Werte sieht«; vgl. KARLA BINDOKAT: *Effi Briest: Erzählstoff und Erzählinhalt*. Frankfurt/M. u. a. 1984 (=Europäische Hochschulschriften, Reihe I: Deutsche Sprache und Literatur, Band 540), S. 25. Vorliegender Aufsatz wird indes zu einer anderen Schlußfolgerung kommen. Uneingeschränkt zuzustimmen ist dagegen aus meiner Sicht Elsbeth Hamann. Sie hat die Rolle der Zwicker aus erzähltheoretischer Sicht beleuchtet, mit dem Ergebnis, daß die Figur mit ihrer Frage, warum Effi die kompromittierenden Briefe nicht verbrannt habe, das von Fontane selbst als trivial bezeichnete Motiv des Auffindens der Briefe glaubwürdiger mache. Außerdem diene das Gespräch Effi – Zwicker als »retardierendes Moment«. Vgl. ELISABETH HAMANN: *Theodor Fontanes Effi Briest aus erzähltheoretischer Sicht*. Bonn 1984 (=Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwiss., Band 353), S. 197 f. und 376. Zu Sophie Zwicker und ihrer Funktion vgl. auch den kurzen Lebenslauf, den CHRISTIAN

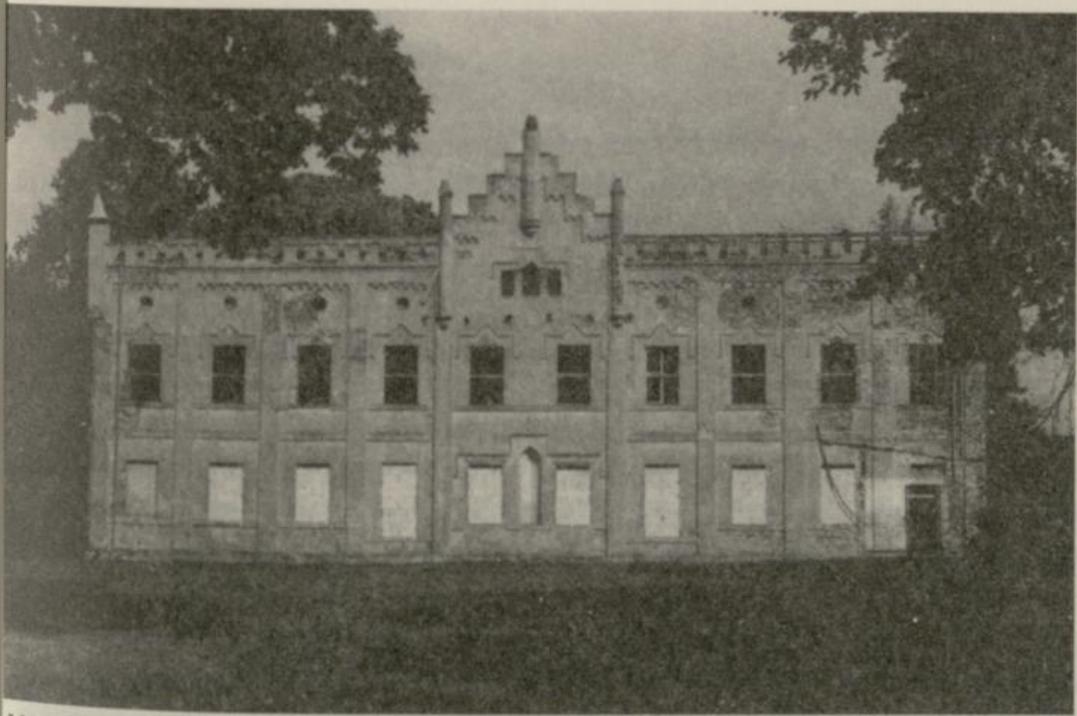
GRAWE zusammengetragen hat, und zwar in seinem nützlichen Nachschlagewerk: *Führer durch Fontanes Romane. Ein Lexikon der Personen, Schauplätze und Kunstwerke*. Stuttgart 1996 (= RUB 9439), S. 351.

4. Die folgende Ausgabe wird lediglich unter Angabe der Seitenzahlen im Text zitiert: THEODOR FONTANE: *Effi Briest*. Roman. *Die Poggenpuhls*. Roman. München 1969 (= Nymphenburger Taschenbuch-Ausgabe in 15 Bänden, Band 12).
5. Er hat »einen kleinen frivolen Zug« (S. 19), für den er auch von seiner Frau des öfteren gerügt wird.
6. Vgl. WALTER-SCHNEIDER (vgl. Anm. 1), S. 320.
7. Auf diese Stelle hat bereits hingewiesen: ERNST NEF: *Notizen zum Schluß von Effi Briest*. In: ARMIN ARNOLD u. C. STEPHEN JAEGER (Hrsg.): *Der gesunde Gelehrte. Literatur-, Sprach- und Rezeptionsanalysen. Festschrift zum 70. Geburtstag von Hans Bänziger*. Herisau 1987, S. 70–77. Nefs Schlußfolgerung, die Figur der Geheimrätin lasse das Duell und die Verstoßung Effis als »grotesk« und »ein leeres Theater« erscheinen, kann ich nur zustimmen.
8. Innstetens Charakter hat Michael Minden auf eindrucksvolle Weise kurz und bündig so zusammengefaßt: »Innsetten is in the end as sad a figure as Effi herself, since he has been driven by a principle of honour he no longer believes, but by which he feels bound, to kill a man he does not hate, and to forget the company of a wife he loves. Fontane does not portray him unsympathetically.« Vgl. MICHAEL MINDEN: *Realism versus Poetry. Theodor Fontane, Effi Briest*. In: DAVID MIDGLEY: *The German Novel in the Twentieth Century. Beyond Realism*. Edinburgh 1993, S. 19. Das Wesen des im Roman gezeichneten »Götzendienstes« hat Minden damit viel differenzierter erfaßt als andere Interpreten, z.B. als Glenn A. Guidry, der meint, das »Gesellschafts-Etwas« sei »inaccessible« und würde jedesmal auftauchen, wenn die Bewahrung der sozialen Ordnung gefährdet sei (vgl. GLENN A. GUIDRY: *Myth and Ritual in Fontane's Effi Briest*. In: *The Germanic Review* 59 (1984), S. 22). In die gleiche Richtung zielt Ingrid Schusters Feststellung: »Im Netz der gesellschaftlichen Konventionen – und dazu gehört die Institution der Ehe – ist weder für leidenschaftliche Liebe noch für Affären Raum« (INGRID SCHUSTER: *Exotik als Chiffre: Zum Chinesen in Effi Briest*. In: *Wirkendes Wort* 33 (1983), S. 123). Guidrys und Schusters These wird z.B. durch das Auftauchen des Ehepaars Zwicker widerlegt.
9. Deshalb kann ich auch Bernd W. Seilers Ansichten nicht teilen, der eine eindrucksvolle Fülle von historischen Parametern benutzt, um die Unwahrscheinlichkeit der Handlung nachzuweisen und Effis Charakter neu, d.h. ungewöhnlich negativ zu bewerten. Seiler, dessen Aufsatz höchst interessant und natürlich weiterhin sehr diskussionswürdig ist, verstößt m.E. gegen das Gesetz der Autonomie des sprachlichen Kunstwerks, wenn er Fontane nicht das Recht

- zugesteht, in einem exemplarischen Fall Gegensätze stärker herauszustellen, um die gesellschaftliche Scheinmoral deutlicher anzuprangern. Vgl. BERND W. SEILER: »Effi, du bist verloren!« *Vom fragwürdigen Reiz der Fontaneschen Effi Briest*. In: *Diskussion Deutsch* 19 (1988), S. 586–605. Christian Grawe hat die Hauptfigur Effi und ihre Rolle vor dem zeitgeschichtlichen Hintergrund viel nüchterner und m. E. richtig charakterisiert, so hat er u. a. von der »doppelte(n) Sicht der Frau als triebhaft-gesundes Naturwesen und seelisch verkrüppeltes Gesellschaftswesen« gesprochen. Vgl. CHRISTIAN GRAWE: *Effi Briest. Geducktes Vögelchen in Schneelandschaft: Effi von Innstetten, geborene von Briest*. In: ders. (Hrsg.): *Interpretationen. Fontanes Novellen und Romane*. Stuttgart 1991 (=Reclams Universal-Bibliothek Nr. 8416), S. 217–242, Zitat S. 223.
10. Vgl. *Theodor Fontane. Der Dichter über sein Werk*. Hrsg. von RICHARD BRINKMANN in Zusammenarbeit mit WALTRAUD WIETHÖLTER. Band 2. München 1977 (= dtv-bibliothek literatur, philosophie, wissenschaft), S. 461 f.
11. Ebd., S. 357 f.

en, um
SEILER:
in: Dis
ffi und
E. rich
ebhaft
ochen.
aft: Effi
nes No
8416),

KMANN
= dtv



Nennhausen, Parkseite, 1997. Foto: Schneider

Besitzer des Schlosses war von 1677–1822 die Familie von Briest, zuletzt Caroline, geb. Briest und Friedrich de la Motte-Fouqué, die hier einen romantischen Salon unterhielten, danach häufiger Besitzerwechsel, zuletzt 1911–1945 von Westerhold und Gysenberg. Nach dem Krieg wurde das Schloß als Schweinestall, Kinderkrippe, Jugendclub und Kegelbahn genutzt.

»Au fond sind Bäume besser als Häuser«. Über Theodor Fontanes Naturdarstellung

KURT WEBER

Nach Hankels Ablage nimmt man den Görlitzer Zug, jedenfalls zu Fontanes Zeiten. Der bringt einen in eine Abgeschiedenheit an der Spree – nichts wie Wasser und Uferdickicht und Wiese und Wald; darin steht ein schilfgedeckter Landgasthof, und das ist Hankels Ablage. Dorthin fahren die Liebenden aus *Irrungen, Wirrungen*, die sich allerdings beim Aussteigen vergewissern, ob sie nicht die Idylle mit anderen Ausflüglern teilen müssen.

Zu den »landschaftlichen Schätzen« in der Umgebung Berlins, so preist sie van der Straaten einem auswärtigen Besucher an¹, zu den landschaftlichen Schätzen also gelangt man mit der Bahn. Und die fährt selbst in die Stille des Stechlin-Sees, man muß lediglich an der Station Gransee aussteigen und für den Rest der Strecke einen Wagen nehmen, wie das die Personen aus dem Roman tun.

Der Zug fährt nicht nur hinein in die landschaftliche Natur, er ist, wie selbstverständlich, Teil von ihr geworden, mitsamt den Schranken, den Wärterhäuschen und den Stellwerken. Gleich einer von der Natur gezogenen Linie durchläuft der Schienenstrang eine Ansicht und gibt dem Blick eine Ordnung vor.

»Der Abhang, an dem sie saßen, lief, in allmählicher Schrägung, bis an die durch Wärterbuden und Schlagbäume markierte Bahn, an deren anderer Seite die roten Dächer des Dorfes auftauchten, nur hier und da von hohen Pappeln überragt. Aber noch anmutiger war das, was diesseits lag: eine Doppelreihe blühender Hagerosenbüsche, die zwischen einem unmittelbar vor ihnen sich ausdehnenden Kleefeld und zwei nach links und rechts hin gelegenen Kornbreiten die Grenze zogen. Von dem Treiben in der Dorfgasse sah man nichts, aber die Brise trug jeden Ton herüber, und so hörte man denn abwechselnd die Wagen, die die Bodebrücke passierten, und dann wieder das Stampfen einer benachbarten Schneidemühle.«² Ein anderer Ausblick wird folgendermaßen vorbereitet: »Die Pferde wollten in gleicher Pace vorwärts, aber ihre Reiter, überrascht von dem Bilde, das sich ihnen auftat, strafften unwillkürlich die Zügel.«

Wer nun, von Jean Paul oder Stifter kommend, glaubt, die Reiter seien gebannt von einem grandiosen Naturschauspiel, sieht sich getäuscht, denn es heißt weiter:

»Unten im Tal, von Quedlinburg und der Teufelsmauer her, kam im selben Augenblicke klappernd und rasselnd der letzte Zug heran, und das Mondlicht durchleuchtete die weiße Rauchwolke, während vorn zwei Feueraugen blitzten und die Funken der Maschine weithin ins Feld flogen.«³

Spürbar ist ein bedrohlicher Unterton in der Schilderung enthalten. Auch an der ersten vorhin wiedergegebenen Stelle durchbricht der »Pfiff der Lokomotive« und deren »Keuchen und Prusten« die Stille und reißt die Hauptfigur, Cécile, aus ihren Träumen. Die Bahn ist hier der Bote einer anderen Welt, die in die heitere und gelöste Atmosphäre einer Sommerfrische eindringt, und deren Gesetze die Protagonisten schließlich zerstören werden.

Aber Fontane ist weit davon entfernt, die Eisenbahn zu dämonisieren, wie das noch Gerhart Hauptmann tut, in dessen *Bahnwärter Thiel* sie zu einem Unheil bringenden Ungetüm wird. Mehrschichtig ist das Zugmotiv im Roman *Effi Briest*. Es ist verbunden mit dem Gefühl der Sehnsucht und des Heimwehs und auch mit dem Wunsch nach Erlösung aus einer bedrückenden schuldbeladenen Existenz. Effi möchte heraus aus der Enge der Pommerschen Kleinstadt. Nicht ohne Erregung verfolgt sie, wie der Zug durch die winterliche Landschaft auf sie zukommt, und wehmütig sieht sie ihm nach, sieht, wie der letzte Wagen verschwindet in der Weite. Innstetten, ihr Mann, spricht nur aus, was sie bewegt, wenn er sagt, der Zug sei »sechs Uhr fünfzig« in Berlin und eine Stunde später käme er an ihrem Heimatort vorbei.

Und dann ist Effi verlassen; aus dem Fenster ihrer Wohnung in Berlin hat sie einen Blick auf die Geleise und die vorbeifahrenden Züge, und in diesem Bild wird ihre Verbannung aus der Gesellschaft sinnfällig. Am Ende ist sie in ihr Elternhaus zurückgekehrt. Man sieht sie eine ländliche Chaussee heruntergehen. Was sie anzieht, ist der Bahnhof. Dort schaut sie auf die Züge, die kommen und gehen und in eine Welt fahren, die ihr verschlossen ist und der sie entsagen mußte. Das Zugmotiv ist in *Effi Briest* eine Metapher für das Abseitsstehen, das ist dessen Grundbedeutung. Wie viele dieser bildhaften Elemente bei Fontane hat es aber durchaus verschiedene Valenzen.⁴

Sonst war das kleine Glück verbunden mit einem Ort, der fern vom Getriebe lag. Ruhe und Beschaulichkeit schien allenfalls eine ländliche Umgebung zu gewähren: die Idylle liegt in der Natur, weitgehend unberührt von

der Hektik der städtischen Zentren. Bei Fontane jedoch kommt eine vor, die umtost ist vom Lärm der Lokomotiven; nur kurz wird die Hast unterbrochen, und einzig die grünen Ranken erinnern noch an das Refugium von ehemals. Davon träumt Hugo Großmann aus *Mathilde Möhring*:

»Und wenn er auf der Posener Bahn fuhr ... und an den kleinen Stationen vorüberkam, wo das Bahnhofsgebäude halb in wildem Wein lag und der Bahnhofsinspektor in seiner roten Mütze den Zug abschrift, während eine junge Frau mit einem Blondschoopf neben sich halb neugierig und halb gelangweilt aus dem Fenster der kleinen Beletage sah, Gott, da war ihm schon manch liebes Mal der Gedanke gekommen: ja, warum nicht Bahnhofsinspektor.«⁵

In Fontanes Topographie sind die Bahnhöfe markante Bezugspunkte. Sie verbinden mit der Welt, und die Namen der Berliner werden geradezu zu Synonymen für die Himmelsrichtungen, so ist der Anhalter Bahnhof verknüpft mit der barocken Schönheit Dresdens, ist eine Verheißung auf Italien und den Süden. Dahin geht die Hochzeitsreise des jungen Stechlin. Bahnhöfe bedeuten Aufbruch und Ankunft, aber einen Aufbruch, der in ein neues Leben führen kann, wie für Melanie aus *L'Adultera*, die aus ihrer Ehe flieht. Und angekommen ist der alte Dubslav von Stechlin, als er, nun schon sein Ende spürend, aussteigt in Gransee und zurückkehrt an seinen See.

Der Zug sorgt für Mobilität. Immerzu verreisen Fontanes Figuren. Sie setzen sich auf die Bahn, um ein Ausflugsziel zu erreichen, wie in *Frau Jenny Treibel*; sie fahren hinein nach Berlin, weil sie sich angezogen fühlen von der Turbulenz großstädtischen Lebens, zu ihnen gehört der Onkel in den *Poggenpuhls*; sie begeben sich, Erholung suchend, an einen Badeort, das macht die junge Baronin in *Irrungen, Wirrungen*; Effis Mann besteigt das Coupé mit dem Vorsatz, einen Nebenbuhler zu erschießen, und *Stine* fährt zur Beerdigung ihres Liebsten.

Es ist eine durch die Eisenbahn erschlossene und geprägte Welt, die Fontane beschreibt. Und die Eisenbahn ist ja nur die auffallendste Verkörperung des neuen Maschinenzeitalters. Die Orte sind zusammengerückt; was vormals weitab lag und entlegen war, ist schnell und bequem zu erreichen. Die bis dahin unbekannte Geschwindigkeit und die Zuverlässigkeit des Verkehrs verändern die Vorstellungen von Raum und Zeit. Was letztere betrifft, so wird aus einer ungefähren Angabe eine genaue Bestimmung. Der Zug fährt pünktlich ab und kommt auf die Minute an. Innstetens oben wiedergegebene Bemerkung, die, daß der Zug »6 Uhr fünfzig« in Berlin sei, ist keineswegs nebensächlich. Sie zeigt, wie das Leben unter das Diktat der Uhr gerät. Die Bahnhofsuhr, wiederholt erwähnt sie Fontane, gibt den Rhythmus der neuen Zeit an. Umgestellt ist auch die Erfahrung

des Raumes. Der Maßstab für die Entfernung hat sich verschoben, und die forcierte Geschwindigkeit bringt es mit sich, daß der Raum anders erlebt wird.

Es sind diese Bedingungen, unter denen Fontanes Gestalten leben und unter denen sie ihre Umwelt wahrnehmen. Nicht unberührt davon ist auch ihr Verhältnis zur Natur. Fontanes Landschaftsdarstellung muß man unter dieser Voraussetzung sehen, anders versteht man deren Eigenart und deren Wert nicht. Auch das Naturverständnis und das Naturempfinden haben ihre Geschichte. Und die Behauptung ist die, daß Fontane nur eine bestimmte Sicht wiedergibt, nämlich die seiner Epoche.⁶ Um das Verständnis dafür zu eröffnen, muß erst einmal etwas Generelles über die Bahnreise ausgeführt werden.

Das vorindustrielle Zeitalter kannte nur vergleichsweise langsame Arten der Fortbewegung, deren Normalmaß der Fußmarsch war. Das begründete ein enges Verhältnis zum Landschaftsraum. Der Blick konnte verweilen bei den Dingen: die in der Nähe zeigten sich ihm klar konturiert, und sie waren abgehoben gegen einen Hintergrund. Das änderte sich mit der Eisenbahn. Nun gleiten die Gegenstände vorüber; es gelingt nicht mehr, sie festzuhalten. Das Sehen ist dergestalt eingeschränkt, daß das, was in der kurzen Distanz liegt, nur verzerrt oder schemenhaft wahrzunehmen ist. Diese Erfahrung wirkte äußerst verwirrend, wie den Berichten der ersten Zugreisenden zu entnehmen ist. Sie hatten Mühe, überhaupt noch etwas zu erkennen. Die Irritation resultiert aus der Auflösung des Vordergrundes. Die Anschauung versagt, weil sie das Sichtbare nicht mehr in der gewohnten Weise zu arrangieren vermag. Die neuen Erfahrungen beschreibt der Maler Ludwig Richter: »... ich riß mich vom geliebten Nürnberg los und setzte mich um vier Uhr auf den Dampfwagen. Bäume und Felder sausten wie ein Wassersturz vorbei. Nahe Gegenstände konnte man nicht erkennen, der fernere Hintergrund allein verschob sich langsamer, so daß man daran doch die Form ins Auge fassen konnte.«⁷ Es kommt zu einem »Verlust der Landschaft«, jedenfalls der im herkömmlichen Sinne.⁸

Die Zugfahrt ist schnell. Sie verlangt eine Umstellung der Sehgewohnheiten. Diese müssen sich den geänderten Konditionen anpassen. Der Blick aus dem Abteifenster bekommt nur etwas zu fassen, wenn er sich auf das Entferntere richtet. Das Schwinden des Nahbereichs macht, daß das Aufgenommene flächenhaft wirkt, ihm fehlt eine Dimension, die der Tiefe. Dies im Verein mit der rasch wechselnden Szenenfolge erinnert an eine Blickweise, die eine im 19. Jahrhundert sehr beliebte Einrichtung herausgebildet hatte, nämlich an die des Panoramas. Wie dieses verschafft das Reisen eine Übersicht, freilich eine, die aus völlig verschiedenartigen Ein-

drücken zusammengesetzt ist. Die Geschwindigkeit erzeugt einen raschen Wechsel immer andersartiger Ausblicke. Diese werden aber zusammengehalten, eben durch das Tempo, und daraus geht eine Synthese hervor. Die Aufmerksamkeit wird nicht von einzelnen Gegenständen gefesselt, sie wird hingelenkt auf das Ganze. Auf diese Weise empfängt der Bahnfahrer eine Vorstellung von der Natur eines Landes.

Das ist deutlich abgehoben von der vorindustriellen Aufnahme einer Gegend. Da gehörte das Wahrgenommene und der Reisende zu einem Raum, dieser befand sich in einer Landschaft, war Teil von ihr und mußte eine Beziehung herstellen zwischen sich, der näheren Umgebung und dem, was sich im Hintergrund zeigte. Und so ist auch der traditionelle Bildaufbau angelegt. Die forcierte Art der Fortbewegung dagegen legt zwischen den Betrachter und das Angeschaute eine unsichtbare Schranke. Die Geschwindigkeit läßt vor den Augen eine Bilderfolge ablaufen, die sich draußen befindet, sich befindet in einem anderen Raum als in dem, den der Beobachter einnimmt. Dieser sieht durch eine Apparatur, nämlich durch die das Tempo produzierende Maschine. Deren Bewegung ist eingegangen in die Wahrnehmung.

Die Eisenbahn vollbringt nicht weniger als die »Inszenierung« einer neuen Landschaft⁹, jedoch nur für denjenigen, der sich auf die veränderten Bedingungen einläßt und deren Möglichkeiten erkennt. Vormalig war es die Aufgabe der Landschaftsmalerei, die wesentlichen Eigenheiten und Charakterzüge einer Landesnatur im Bilde zu versammeln. Dafür sorgt jetzt die Geschwindigkeit. Der Reisende früherer Zeiten blieb befangen in einem Hier und Jetzt, und daran, vom ersten abgesetzt, wurde ein anderes Hier und Jetzt gereiht. Die *Dampffahrt* dagegen reißt unterschiedslos alles hinein in ihr Fortstürmen. Aber daraus entsteht die Schau eines Ganzen, das Charakteristische tritt hervor. Allerdings hat sich, wie bemerkt, die Bildqualität geändert: der Prospekt hat die Plastizität eingebüßt.

Einem, dessen Kindheit und Jugend ins Zeitalter der Postkutsche fällt, müssen auf der Eisenbahn buchstäblich Hören und Sehen vergangen sein. Wenig davon ist bei Fontane zu spüren. Er registriert genau, was in ihm und um ihn geschieht. Anders als manche seiner Zeitgenossen, Eichendorff gehört zu ihnen und Victor Hugo und Ruskin, verschließt er sich nicht einer durch die Dampfkraft revolutionierten Sicht der Realität. In seinen Reisebüchern berichtet er ausführlich von seinen langen Zugfahrten. Er hält die Schnelligkeit der englischen Eisenbahnen für bemerkenswert; es sind 40 englische Meilen, was bei ungefähr 65 Stundenkilometern liegt; ein nicht unbedenkliches Unternehmen, wie ihm scheint. Die Zugfahrt nennt

er einen »Flug« – eine Erfahrung, die sich zur damaligen Zeit auch anderen aufdrängte. Dabei handelt es sich um mehr als einen Vergleich. Nicht nur das Dahinsausen ist damit gemeint, sondern auch die vom Schienenweg ermöglichte Gleichförmigkeit und Leichtigkeit des Fortkommens, etwas, das sich sehr vom gewohnten Holpern der Pferdewagen unterschied.¹⁰ Er empfindet auch das Ausgesperrtsein des modernen Reisenden; er hat keinen Anteil am Leben, das draußen stattfindet. Die Kirchenglocken werden übertönt vom Lärm des Zuges, und von der Festtagsstimmung dringt nichts hinein in das Coupé.¹¹ Auch darin liegt ein Unterschied zum früheren Unterwegssein. Daran waren alle Sinne beteiligt, Hören und Riechen ebenso wie das Sehen. Davon bleibt nur das Optische. Ein Aperçu wirft ein Schlaglicht auf die neue Wirklichkeit: »Statt des Doms ein Bahnhof«.¹²

Aber nun die Ausblicke. Vom Abteifenster aus erschließen sich Fontane ganze Partien Frankreichs: die Mitte, der Westen, der Nordosten. Man kann verfolgen, wie aus der Wiederkehr ganz ähnlicher Bildungen sich die typischen Konturen einer Landschaft ausformen. Weite Prospekte tun sich auf mit klarer Linienführung. Und dann, unvermittelt, ändert sich das Bild. Jetzt gerät die Landschaft selbst in Bewegung. Die Gestalten in ihr, die Berge, die Bäume, die Häuser werden lebendig. Die Eigenbewegung überträgt sich auf die Gegenstände, so daß diese mobil zu werden scheinen. Und das nimmt Fontanes Sprache auf, in der die Objekte zu Subjekten werden. Sie sind es nun, die sich zum Bild formieren – nicht der Blick des Betrachters macht das.

»Alle Landschaft, die ich bis dahin in Frankreich gesehen hatte, in Lothringen, Champagne, Franche Comté, war durch wenige Linien wiederzugeben: weite Höhenzüge und weite Täler dazwischen. Eine Landschaft derart entbehrt nicht eines gewissen großen Stils, aber immer wiederkehrend, immer in derselben Weise mit Wein oder Laubholz besetzt, wirkt sie zuletzt monoton und gibt sich – weil alles große Fläche bietet, selbst die Berghänge – um vieles öder, trister als sie in Wahrheit ist. Hier plötzlich nun traten wir in ein Gebiet ein, das sich vorgesetzt zu haben schien, die bisherigen Eindrücke alle auf einen Schlag zu balancieren. Die Hügel schoben und drängten sich so dicht aneinander, als wären sie aus einer Riesenspielzeugschachtel genommen, während sie in Zahl und Form mich beständig an die endlosen Kuppen und Kegel des historischen Dreiecks zwischen Main und Tauber erinnerten. Aber diese »Gedrängtheit« der Landschaft war nur eine Seite derselben; schöner und charakteristischer noch berührte mich der tiefe, flußdurchschlängelte Wiesengrund, der sich um jeden Hügel sorglich herumlegte und diesen,

wie mit Bewußtsein, zu einer kleinen Berginsel gestaltete. Dazu hatte alles einen satten, *braungrünen* Ton, der mich mehr als einmal an Ruysdael erinnerte.«¹³

Man bemerkt hier, wie der Vordergrund ausgeblendet wird; das Auge stellt sich auf das Entferntere ein. Im Passieren zeigt sich ihm etwas, das dem Wanderer verborgen geblieben wäre, nämlich die Ausgeräumtheit einer Landschaft oder deren Fülle. Es gewahrt die großen Strukturen, Muster kann es erkennen. Der Hinweis auf die Malerei – an anderer Stelle glaubt sich Fontane in eine Gemäldegalerie versetzt – kommt nicht von ungefähr. Diese wollte, jedenfalls in ihrer großen Zeit, nicht eine zufällige Ansicht festhalten. Das Bild ist nicht Wiedergabe eines realen Naturausschnitts, sondern eine Komposition, und das bedeutet, daß es die einzelnen, durchaus wirklichkeitsgetreu festgehaltenen Figuren so zusammenfügt, daß dadurch eine Idee, eine Stimmung oder eben das Typische einer Landesnatur ausgedrückt wird. Hier, auf der Eisenbahn, ist es offensichtlich das Dahineilen selbst, das die Bilder einrichtet. So entstehen die »Panoramen«, denen Fontanes Aufmerksamkeit gilt. Sie festzuhalten bedarf es allerdings der Kraft des Betrachters. Fontane kennt auch die Zustände der Erschöpfung, die dann eintreten, wenn das Auge die andrängende Fülle nicht mehr zu fassen vermag.

In der Bewegung erkennt Fontane eine Verfahrensweise, durch die bis dahin verborgene Seiten der Wirklichkeit offengelegt werden. Diese Einsicht verdankt sich der technischen Entwicklung; sie ist vermittelt durch die die Geschwindigkeit produzierende Maschine. Von ihr läßt sich der Blick anleiten – in der Weise, daß das Dahinziehen in ihn selbst eingegangen ist. Es ist die Technik und ihre Möglichkeiten, die eine neue Sicht der Wirklichkeit begründen. Bezeichnenderweise ist Fontane dieses Prinzip an Darstellungen der bildenden Kunst aufgegangen. Er schreibt:

»Was mir aber zur Zeit jener Ausstellung am meisten gefallen hatte, waren einige farbenblasse, halb hingehauchte Bildchen, langgestreckte Inselprofile, die mit ihrem phantastischen Felsengezack in umschleierter Morgenbeleuchtung vom Bord des Schiffes her, also in ziemlich beträchtlichem Abstand aufgenommen worden waren. Nur vorübergefahren war der Künstler an diesen Inseln, ohne den Boden derselben auch nur einen Augenblick zu berühren, und doch hatten wir in seinen Skizzen das Wesentliche von der Sache, die Gesamtphysiognomie. Das sollte mir jetzt Beispiel, Vorbild sein.«¹⁴

Ein Roman ist etwas anderes als eine Reisebeschreibung, und eine theoretische Einsicht muß sich nicht notwendig in der künstlerischen Produktion niederschlagen. Die Frage ist also, inwiefern Fontanes Reise-

erfahrungen und seine Reflexionen eingegangen sind in sein Romanwerk. Um das beurteilen zu können, muß man zunächst beachten, welchen Stellenwert er selbst Naturschilderungen einräumt.

Er meint dazu, daß sie das Erzählen nicht aufhalten sollen, sie haben nur der Menschendarstellung zu dienen. Und spöttisch spricht er über weitschweifige Naturbetrachtungen; die überschlüge der Leser ohnehin.¹⁵ Entsprechend sind Fontanes Naturbilder relativ knapp gehalten, und sie haben immer einen Bezug zu den Romanfiguren. Deren Sichtweise geben sie wieder und deren Art, sich auf ihre Umgebung einzulassen.¹⁶ Solche Beschreibungen sind demnach nicht Selbstzweck, wie in der Reiseschriftstellerei, sie sind eingefügt ins epische Konzept und nach den daraus sich ergebenden Erfordernissen gestaltet.

Eine zweite Frage ist die, ob sich der flüchtige Blick, derjenige, der die Dinge im Passieren fixiert, auch den Helden mitgeteilt hat. Die Antwort ist die, daß er nicht nur immer wiederkehrt in den Romanen, sondern daß er auch einen Typus Fontanescher Ortsbeschreibungen begründet. Da ist zunächst eine der wenigen Stellen in der deutschen Prosa, die die Eindrücke einer Bahnfahrt wiedergibt. Frisch wirkt der Text, weil ihm noch die Verwunderung über die ungewohnte Perspektive anzumerken ist.

»Es hatte die Nacht vorher geregnet, und der am Fluß hin gelegene Stadtteil, den der Zug eben passierte, lag in einem dünnen Morgennebel, gerade dünn genug, um unseren Reisenden einen Einblick in die Rückfronten der Häuser und ihre meist offenstehenden Schlafstubenfenster zu gönnen. Merkwürdige Dinge wurden da sichtbar, am merkwürdigsten aber waren die hier und da zu Füßen der hohen Bahnbögen gelegenen Sommergärten und Vergnügungslokale. Zwischen rauchgeschwärzten Seitenflügeln erhoben sich etliche Kugelakazien, sechs oder acht, um die herum ebensoviel grüngestrichene Tische samt angelehnten Gartenstühlen standen. Ein Handwagen, mit eingeschrirtem Hund, hielt vor einem Kellerhals, und man sah deutlich, wie Körbe und Flaschen hinein- und mit ebensoviel leeren Flaschen wieder hinausgetragen wurden. In einer Ecke stand ein Kellner und gähnte. Bald aber war man aus dieser Straßenge heraus, und statt ihrer erschienen weite Bassins und Plätze...«¹⁷

Man gewahrt die von der Öffentlichkeit abgekehrte Seite des Lebens, hinter die Häuser schaut man und in allerlei Intimes. Wichtiger jedoch ist, daß sich nur Fragmente zeigen, vereinzelte Dinge, Personen und Handlungen, die befremdlich wirken, weil sie aus ihrem Zusammenhang herausgerissen sind. Man nimmt nur mit, was der Augenblick darbietet, ohne die Fortsetzung zu sehen, so wie man den Kellner in der Geste des Gähnens erstarren sieht. Und dann wechselt plötzlich die Szenerie, ganz anderes tut sich auf.

Häufig sind diese Ansichten, die im Vorüberfahren aufgenommen sind. Die Romangestalten befinden sich an Deck eines Dampfers oder in einer Kutsche, sie sitzen im Schlitten oder eben in der Eisenbahn. Oft sind sie in Begleitung und die sich darbietende Szenerie wird Gegenstand eines Gesprächs; dann wieder ist die Aufmerksamkeit nur kurz auf so etwas gerichtet, denn sie wird in Anspruch genommen von der Unterhaltung oder von einem anderen Eindruck, der sich an die Stelle des ersten schiebt.

»Holk war entzückt von dem Bilde, das sich ihm darbot; unmittelbar links die Reihe schmucker Landhäuser mit ihren jetzt herbstlichen, aber noch immer in Blumen stehenden Gärten und nach rechts hin die breite wenig bewegte Wasserfläche mit der schwedischen Küste drüben und dazwischen Segel- und Dampfboote, die nach Klampenborg und Skodsborg und bis hinauf nach Helsingör führen. Holk würde sich diesem Anblick noch voller hingeeben haben, wenn nicht das Leben auf der Chaussee, drauf sie hinführen, ihn von dem Landschaftlichen immer wieder abgezogen hätte.«¹⁸

Wie eine Momentaufnahme wirkt das: nur ein kurzer Blick ist gestattet, dann drängt sich gleich wieder anderes auf. Überall in den Romanen herrscht das Prinzip des Dahineilens, das schon die Reiseberichte kennzeichnete. Immer ist es prägend auch für die Wahrnehmung der Romanfiguren. Das Verschwinden des Vordergrunds ist zu bemerken, das Flächenhafte ebenso wie der Wechsel der Eindrücke.

Der Blick, einmal an die Flüchtigkeit der Erscheinungen gewöhnt, bemerkt überall Veränderungen, erkennt in ihnen einen tragenden Aspekt der Wirklichkeit. Nicht allein der Standpunkt des Betrachters ist hineingezogen ins Vergehen, auch die Dinge halten nicht still. Fühlbar wird das aber in einem bestimmten Umfeld, in dem der modernen Großstadt.

Sie ist ein Produkt der Industrialisierung, und die Fortschritte der Technik führen zu einer alles ergreifenden Dynamisierung. Darin liegt eine bis dahin unbekannte Qualität, sie macht das eigentliche Wesen der sich rasant entwickelnden urbanen Zentren aus, weniger deren bloße Größe. Diese Dynamisierung setzt sich auf allen Gebieten durch, im Wachstum der Städte selbst, deren Einwohnerzahl schnell zunimmt und die sich immer weiter ins Umland ausdehnen, in den vielen, den Alltag verändernden Erfindungen, in der Mechanisierung der Arbeit, in der Revolutionierung der Verkehrssysteme, im Wechsel der Moden. Dieser Prozeß erfaßt auch die Psyche des Einzelnen. Es kommt zu einer »Steigerung des Nervenlebens, die aus dem raschen und ununterbrochenen Wechsel äußerer und innerer Eindrücke hervorgeht«.¹⁹

Allein der Gang über eine Straße bedeutet eine Überflutung mit Reizen, auf die unterschiedlichsten Signale muß eingegangen und reagiert werden. Und es entsteht ein Bewußtsein, das adaptiert ist an die unaufhörlichen Übergänge, ans Momentane, an die plötzliche Veränderung, eines, das nichts Ruhendes erträgt, dem die anhaltende Schau unleidlich geworden ist, das Bewußtsein gewissermaßen nervös geworden und ständig begierig aufs Neue. Diese Seelenlage unterscheidet sich gründlich von der des Landbewohners und des Kleinstädters, welche eher aufs Gleichförmige eingestellt ist und angepaßt an einen Mangel an Ereignissen.

Als Typus des modernen Städters erscheint in der Literatur der Flaneur, der entzückt ist von den immerzu sich verändernden Szenerien der Straße, von der Bewegung der Gestalten, der Farben und Töne – und als Flaneur bezeichnet sich Fontane selbst.²⁰ Städter sind auch seine Figuren, und mit den Augen des Städters betrachten sie die Welt und die Natur, und wie er zeigen sie sich immer wieder entzückt von der Buntheit städtischen Lebens.²¹ Vorbei ist es mit dem Wandern, das in der idealistisch-romantischen Epoche, selbst noch im poetischen Realismus eine Form der Weltaneignung war, nicht nur eine Art der Fortbewegung. Ihm gemäß war ein meditatives Verhältnis zu den Dingen, die innehaltende Schau. Ganz anders unterwegs sind Fontanes Gestalten. Ihr Blick geht nicht mehr in die Tiefe, er heftet sich an die Oberfläche und fängt das Unstet-Augenblickliche ein. Gewandert wird bei Fontane nicht oder doch nur im übertragenen Sinne, so wie in seinen *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*; da nimmt er, wenn es geht, die Kutsche oder den Dampfer; und so beschreibt er das im Roman:

»Der Dampfer, gleich nachdem er das Brückenjoch passiert hatte, setzte sich in ein rascheres Tempo, dabei die linke Flußseite haltend, so daß immer nur eine geringe Entfernung zwischen dem Schiff und den dicht am Ufer hinziehenden Stadtbahnbögen war. Jeder Bogen schuf den Rahmen für ein dahinter gelegenes Bild, das natürlich die Form einer Lunette hatte. Mauerwerk jeglicher Art, Schuppen, Zäune zogen in buntem Wechsel vorüber, aber in Front aller dieser Alltäglichkeit und der Arbeit dienenden Dinge zeigte sich immer wieder ein Stück Gartenland, darin ein paar verspätete Malven oder Sonnenblumen blühten. Erst als man die zweitfolgende Brücke passiert hatte, traten die Stadtbahnbögen so weit zurück, daß von einer Uferböschung nicht mehr die Rede sein konnte; statt ihrer wurden jetzt Wiesen und pappelbesetzte Wege sichtbar, und wo das Ufer kaiartig abfiel, lagen mit Sand beladene Kähne, große Zillen, aus deren Innerem eine baggerartige Vorrichtung die Kies- und Sandmassen in die dicht am Ufer hin etablierten Kalkgruben schüttete. Es waren die Berliner Mörtelwerke, die hier die Herrschaft behaupteten und das Uferbild bestimmten.«²²

Die angeführten Tendenzen der Moderne werden aufgenommen von einer Kunstrichtung, von der des Impressionismus. Fontanes Nähe zu ihm hat man durchaus bemerkt.²³ Es geht aber nicht darum, Fontane zum Impressionisten zu machen, sondern allein um den Nachweis, daß Gemeinsamkeiten vorliegen. Da sind zunächst die Motive der Bilder. Es ist das Umfeld der Großstadt, das dargestellt wird: die Ausflugslokale und deren sonntägliche Vergnügungen; stadtnahe Ruder- und Segelreviere, belebt mit Booten, Sportlern und Zuschauern; da wird eine Frau in Toilette in eine bunte Wiese gestellt, fast selbst schon eine Blume; eine städtische Silhouette taucht auf im diffusen Licht; der Qualm von Lokomotiven und Fabriken durchzieht die Bilder; Straßenszenen zeigen das Gewimmel von Passanten und Fahrzeugen, diese ganze Farbigkeit eines hektischen Betriebes. Alles das erregte auch das Interesse Fontanes und kehrt wieder in seinen Schilderungen.

Was aber auf den Grund der Gemeinsamkeit führt, ist die Tendenz zur Verzeitlichung. Die Impressionisten versuchen das Augenblickhafte zu erfassen. Das Einmalige, das Vorübergehende wird Gegenstand der Bilder. So wird ein Motiv unter bestimmten Lichtverhältnissen abgebildet, unter Bedingungen, die nur zu diesem Zeitpunkt herrschten. Wie etwas erscheint im gegenwärtigen Moment, darauf ist die Aufmerksamkeit des Künstlers gerichtet. Nicht das Sein, das Werden ist Inhalt seiner Kunst, das Flüchtige und der Wechsel²⁴; das fasziniert ihn – und Fontane auch. Der registriert aufmerksam das Spiel der Farben und Lichter, und es gelingen ihm nur hingetupfte, zarte Bilder.

»Dünne Nebel lagen über den Strom hin, sogen aber den Lichterglanz nicht ganz auf, der von rechts und links her auf die breite Wasserfläche fiel, während die Mondsichel oben im Blauen stand, keine zwei Handbreit von dem etwas schwerfälligen Parochialkirchturm entfernt, dessen Schattenriß am anderen Ufer in aller Klarheit aufragte.«²⁵

Wie sehr eine derartige Sicht der Dinge inspiriert ist von der Erfahrung der Geschwindigkeit, die die Technik ermöglicht, kann man bei Fontane verfolgen. Und das auch, wie nämlich aus der Erschütterung der Sehergewohnheiten eine Irritation entsteht, die zu einer Reflexion auf das eigene Sehenkönnen zwingt. Genau das geschieht im Impressionismus: die Reflexion auf das eigene Sehenkönnen.²⁶ Ihm liegt eine Theorie zugrunde, die im wesentlichen sagt, daß die alltägliche Wahrnehmung auf einer Vereinfachung beruht. Sie reduziert die Objekte auf die Einheitlichkeit einer Farb- und Formkonstanz. Aber es gibt sie nicht, diese gleichförmig über ein Ding gebreitete Lokalfarbe. Es gibt nur die changierenden Farbnuancen, und die erscheinen im Bild als farbige Punkte und Tupfer. Und die Dinge

sehen sich an, als hätten sie ihre Gestalt aufgegeben und verschwammen in ihrer Farbigkeit. Daß Derartiges auch hervorgerufen sein kann durch das Tempo, mit dem sich ein Betrachter bewegt, zeigt eine Briefstelle von Victor Hugo. Wie von selbst entsteht beim Blick aus dem Eisenbahnabteil ein »impressionistisches« Bild:

»Die Blumen am Feldrain sind keine Blumen mehr, sondern Farbflecken, oder vielmehr rote oder weiße Streifen, es gibt keinen Punkt mehr, alles wird Streifen; die Getreidefelder werden zu langen gelben Strähnen, die Kleefelder erscheinen wie lange grüne Zöpfe; die Städte, die Kirchtürme und die Bäume führen einen Tanz auf und vermischen sich auf verrückte Weise mit dem Horizont.«²⁷

Die Beschränkung auf das Sichtbare hat aber zur Folge, daß nicht das Wesen erfaßt wird, sondern nur die Erscheinung. Wenn man denkt, daß die ältere Kunst vordringen will zum Kern des Geschauten, daß sie das zeigen will, was in der Flucht der Erscheinungen beharrt, so wird jetzt der geistige Akt der Wesensschau annulliert, und es zählen allein die Notate der Sinne. Bei Fontane, der dem Reiz dieser Manier erlegen ist, hält sich die Erinnerung an das frühere Verfahren. Er gewahrt, daß die Konzentration auf die farbige Oberfläche etwas aufdeckt von den Dingen, aber zugleich wird ihm die Relativität der so gewonnenen Erkenntnisse bewußt; er macht nämlich an der oben wiedergegebenen Stelle die bezeichnende Einschränkung, von der Eisenbahn aus gebe sich die Landschaft »um vieles öder, trister als sie in Wahrheit ist«.

Wenn die Kunst ihre Impulse aus dem Reiz des Augenblicks empfängt, dann erhält sie nur Bruchstücke. In den impressionistischen Landschaften findet sich das wieder; ausschnitthaft erscheint die Natur – in einem See-rosenteich, in einer Uferpartie, in einem vereinzelt aus dem Meer ragenden Fels. Wie willkürlich abgetrennt von seiner Umgebung wirkt der Bildinhalt, so als habe er keine Verbindung zu den ihn umschließenden Elementen. Darin besteht ein weiterer Unterschied zur früheren Landschaftsmalerei. Diese leitete den Betrachter auf etwas, das das Bild transzendiert, verwies ihn darauf, daß das Dargestellte einer umfassenderen Ordnung angehört. Er bekam etwas zu spüren von der Unendlichkeit der Natur, von den in ihr wirkenden gewaltigen Kräften oder gar von der Offenbarung des Göttlichen und Metaphysischen in ihr. Das Sehen wird dann aber über sich hinausgetrieben, es wird zu einem geistigen Akt, in dem sich das Bewußtsein die großen Zusammenhänge vergegenwärtigt. Schon in der Bildanlage wird das erkennbar: die Übersicht herrscht vor, der Blick von einer hohen Warte, der sich im Unendlichen verliert. Dem gegenüber bedeutet die impressionistische Auffassung den bewußten Verzicht auf alles, was jenseits

der gegenwärtigen Wahrnehmung läge. Sie bescheidet sich mit dem Sichtbaren, und aus ihm ist der metaphysische oder symbolische Verweis eliminiert. So erscheinen nur Realitätssplitter, berücksichtigend in ihrer Farbigkeit und Leuchtkraft, aber nicht dazu gemacht, den Geist zur Kontemplation anzuhalten. Gemessen am Hergebrachten ist es berechtigt zu sagen: »Die Landschaft hört im Impressionismus auf, Landschaft zu sein.«²⁹

Ganz ähnlich fällt der Befund in bezug auf Fontane aus, und es ist wahr: bei ihm gibt es allenfalls »Landschaftsfragmente«.³⁰ Schon früh hat er dafür einen eigenen Begriff geprägt, es ist der des »landschaftlichen Aperçus«, worunter im Gegensatz zur »breiten Schilderung« eine »Skizze« zu verstehen ist.³¹ Und ein Bekenntnis zu derlei Bestrebungen wird ihm zur ironisch-witzigen Pointe, wenn er eine seiner Romanfiguren sagen läßt: »...während meiner italienischen Tage hab' ich vor so vielen Himmelfahrten gestanden, daß ich jetzt für Stiefeletten im Sonnenschein bin.«³²

Um noch einmal zusammenzufassen, das teilt Fontane mit dem Impressionismus: die Vorliebe für bestimmte Motive, die Dynamisierung des Lebensgefühls, die Reflexion auf das eigene Sehenkönnen, die Reduktion aufs Sichtbare und die Beschränkung auf das Detail. Ein direkter Einfluß des Impressionismus auf ihn ist nicht nachweisbar. Aber er nimmt nur auf, was im Impressionismus nach Ausdruck drängte, in ihm und in anderen Richtungen auch, im Realismus und im Naturalismus. Es sind die vom zivilisatorischen Fortschritt geschaffenen Existenzbedingungen, es sind die vom wissenschaftlichen Geist und von der Technisierung hervorbrachten Seh- und Erlebnisweisen, die in der Kunst Gestalt annehmen. Es ist aber so, als hätten der Impressionismus und Fontane einen geschichtlichen Moment festgehalten, in dem es so aussah, als seien Natur, Technik und Kunst keine Gegensätze. Die Konstruktion des Ingenieurs erschien ebenso malerisch wie ein Naturgebilde, und im künstlerischen Blick vereinigten sich beide in einer ganz diesseitig empfundenen Anmut und Schönheit.

Fontane empfängt Anregungen von den zeitgenössischen Bestrebungen, davon zeugt seine Auseinandersetzung mit Emile Zola. Was nun die bildende Kunst betrifft, so ist er ein eifriger Ausstellungsbesucher. Über Turner schreibt er, von dem sich bekanntlich Monet inspirieren ließ. Er kennt die Landschaftsmaler seiner Zeit, die der Düsseldorfer Malerschule, Oswald und vor allem Andreas Achenbach, dessen Bild von der Erftmühle er ungewöhnlich emphatisch feiert. An den Berliner Genremalern findet er Gefallen, an Knaus und Skarbina. Er hat angedeutet, was ihn daran anzog: nicht die großen Themen sind es, sondern die Behandlung von »Ton und

Farbe«. Man darf schließen, daß die Schulung an den Bildern seine Orts- und Naturdarstellungen beeinflußt haben, daß die Aufmerksamkeit auf Licht und Farben ihm daher kamen und daß er sich für den Bildaufbau einiges davon abmerkte.³³

Vom Ausschnitthaften der Bilder Fontanes wurde gesprochen. Das ist nicht allein darauf zurückzuführen, daß sie aus der Bewegung heraus entstanden sind. Auch dann, wenn die Figuren innehalten und sich ganz der Landschaft zuwenden, weisen sie dieses Merkmal auf. Es entstehen dann aber Ansichten eines anderen Typus, als es die waren, die vorher angeführt wurden.

»Auf diese Mauer setzten sie sich und sahen in die Landschaft hinaus. Zu Füßen hatten sie den breiten Strom und die schmale Tanager, die spitzwinklig in den Strom einmündete, drüben aber, am andern Ufer, dehnten sich die Wiesen, und dahinter lag ein Schattenstrich, aus dessen Lichtungen hier und dort eine vom Abendrot übergoldete Kirchturmspitze hervorblickte. Der Himmel blau, die Luft frisch; Sommerfäden zogen, und in das Geläut der ersten heimwärts ziehenden Herden mischte sich von weit her das Anschlagen der Abendglocke.«³⁴

Auffallend zunächst ist der klare Aufbau, die Gliederung nach Vorder-, Mittel- und Hintergrund. Sie wird betont durch den horizontal das Bild durchlaufenden Strom. Die Darstellung wirkt eigentümlich statisch. Das liegt daran, daß die Gestalten in der Nähe und die in der Ferne nicht von sich aus eine Verbindung eingehen; die organisiert der Betrachter, dessen Standpunkt angegeben wird. Er vermittelt die Gründe durch seine Ortsbestimmungen: »zu Füßen«, »drüben«, »dahinter«. Unterstützt wird dies allein durch das alles überspannende Blau des Himmels. Die Ansicht überschreitet aber nicht das, was im Gesichtsfeld des Betrachters liegt. Auffällig ist ein weiteres Moment, dies, daß die optischen Eindrücke ergänzt werden durch akustische. Letztere erst geben dem Bild das Atmosphärisch-Stimmungshafte. Die Töne evozieren Abendfrieden, Heimkehr, Geborgenheit. Und da ist noch eine Kleinigkeit, nämlich die »Sommerfäden«. In ihnen ist etwas von Herbst und Melancholie. Um die Güte des Bildes richtig zu beurteilen, müßte man berücksichtigen, daß es in einem genau kalkulierten Verhältnis zu den Liebenden steht, denen es sich darbietet. Ihre Lebensumstände kontrastieren scharf mit der hier hervorgerufenen Stimmung; sie werden nicht zur Ruhe kommen – aber darum soll es hier nicht gehen.

»Cécile [...] sprach kein Wort von Ermüdung, weil das Bild, das die Dorfstraße gewährte, sie beständig interessierte. Links hin lagen die Häuser und Hütten in der malerischen Einfassung ihrer Gärten, während nach rechts hin,

am jenseitigen Ufer der Bode, der Hochwald anstieg, auf dessen Lichtung das Vieh weidete. Das Geläut der Glocken tönte herüber, und dazwischen klang das Rauschen des über Kieselgeröll hinschäumenden Flusses.«³⁵

Nichts zu merken ist von dem Walten der großen Natur. Da ist nur diese begrenzte Ansicht. Was das Interesse der Dame erweckt, ist das Malerische der Szenerie, mehr nicht. Auffälliger noch als im ersten Bild sind hier die Ordnungsbegriffe – »links«, »rechts«, »jenseitig« –, die dem Subjekt angehören, nicht der Landschaft. Und ebenfalls wiederholt sich das Zugleich optischer und akustischer Wahrnehmungen.³⁶

Nicht als frei erscheint Natur bei Fontane, sie ist immer hergerichtet durch subjektive Schemata; erst dadurch erlangt ihr Anblick die Qualität eines Bildes. So steht es auch mit einem Motiv, das überaus häufig wiederkehrt, es begegnet dem Leser rund sechzig Mal in den Romanen, das ist der Blick aus dem Fenster. Geschildert werden Momente, in denen die Romanpersonen ganz bei sich sind. Sie sind abgesondert von der Gesellschaft und halten Einkehr; Zeiten der Bewußtwerdung und der Besinnung sind das. Was sich draußen zeigt, spiegelt die Gedanken und Gefühle der Personen wider. So schaut Lene in *Irrungen, Wirrungen* auf eine mondbeschienene Flußlandschaft, und es ist, als würde der Lauf der Ereignisse für eine Weile innehalten, es ist, als dränge sich in den Anblick der stillen Gegend Lenes kurzes Glück zusammen.³⁷ Als Effi begreift, was der Brief Innstettens, der ihr die Entdeckung ihres Fehltritts mitteilt, für sie bedeutet, sieht sie, wie draußen auf dem Boden sich das Fenstergitter abzeichnet, und sie muß erkennen, daß sie die Gefangene ist, die ausgeschlossen ist von der Gesellschaft. Und später, als sie wieder in ihrem Elternhaus wohnt, schaut sie hinaus auf die Bäume des Parks und dann hinauf zu den Sternen; und darin drückt sich eine Todesahnung aus und auch der Wunsch nach Erlösung.³⁸ Melanie aus *L'Adultera* sieht den Schneeflocken vor ihrem Fenster zu, und sie verspürt in sich den Wunsch zu fliegen. Frei sein möchte sie, das beginnt sie zu verstehen.³⁹

In Fontanes Fensterblicken hält sich die Reminiszenz an ein Motiv aus der Romantik. Zu denken ist an Bilder von Carl Gustav Carus und von Caspar David Friedrich: ein mondbeschienener Garten zeigt sich da vor einem geöffneten Fenster oder die Rückenansicht einer Frau, die sich leicht hinausbeugt und man ahnt nur, was sie sieht, an den bruchstückhaft erscheinenden Schiffsmasten. Sehnsucht spricht aus diesen Bildern – wie auch aus den Versen Eichendorffs: »Es schienen so golden die Sterne, / Am Fenster ich einsam stand / Und hörte aus weiter Ferne / Ein Posthorn im stillen Land.« Fontane hat eine ähnliche Szene gestaltet, nur, daß an die Stelle des Posthorns »der Pfiff eines Dampfers« getreten ist.⁴⁰

Das Fenstermotiv ist eine Figuration der Innerlichkeit. Anders aber als in der Romantik, der damit das schmerzliche Bewußtsein der Trennung von der Natur und der Wunsch nach Vereinigung mit ihr verbunden war, reflektiert sich in diesem Motiv bei Fontane die Lage eines Menschen, der – vielleicht nur zeitweilig – aus der Gesellschaft herausgetreten ist.

Der Blick aus dem Fenster hat jedoch auch eine bildkompositorische Funktion. Die Welt erscheint im Rahmen. Zwischen die Natur und den Betrachter schiebt sich eine künstliche Vorrichtung. Ganz bewußt wird dieses Verfahren eingesetzt, um einen bestimmten malerischen Effekt zu erzielen. So hält die Prinzessin in *Unwiederbringlich* die Besucher ihres Schlosses davon ab, einen anderen als den von ihr angewiesenen Platz einzunehmen, mit der Begründung, sie verstehe sich auf Landschaft und könne versichern, »daß gerade so, wie's jetzt sei, das Bild am schönsten wäre.« Was man sieht, ist dies: Die Diener hatten »die nach Ost und West hin einander gegenüberliegenden Balkonfenster geöffnet, so daß die ganze landschaftliche Herrlichkeit wie durch zwei große Bildrahmen bewundert werden konnte. Freilich die das Schloß unmittelbar und nach allen Seiten umgebende Wiesenplaine war, weil zu nahe, wie in der Tiefe verschwunden, dafür aber zeigte sich alles Fernergelegene klar und deutlich, und während, nach links hinüber, die Wipfel eines weiten Waldzuges in der niedergehenden Sonne blinkten, sah man nach rechts hin die blauflimmernde Fläche des Meeres.«⁴¹

Durch die Vorhaltung eines Rahmens werden die Gegenstände arrangiert. Im vorliegenden Fall dadurch, daß der Vordergrund abgeschnitten wird; die entfernteren Partien können so stärker hervortreten.

Eine vergleichbare Wirkung hat eine Übung Lewins.⁴² Der haucht ein Loch in die Eisblumen am Fenster, das »nicht größer als eine Glaslinse« ist, und sieht nun die Wintersonne prächtig neben der Dorfkirche aufgehen. So wie im Fensterrahmen sieht auch die Welt im Spiegel anders aus als in der gewohnten Sichtweise. In *Stine* wird ein »Dreh- und Straßenspiegel« beschrieben, der draußen am Fenster angebracht ist. Über ihn sagt die Besitzerin: »... un wenn ich in den Spiegel kucke und all die Menschen und Pferde drin sehe, dann denk' ich, es is doch woll anders als so mit bloßen Augen. Un ein bißchen anders is es auch. Ich glaube, der Spiegel verkleinert, un verkleinern is fast ebensogut wie verhübschen.«⁴³

Gleiches empfindet Botho von Rienäcker, dem plötzlich aufgeht, wie schön sich eine Straßenszene ausnimmt unter dem Grün der Kastanien, aber das geschieht, weil sich »wie auf einem Camera obscura-Glase, die Menschen und Fuhrwerke geräuschlos hin und her bewegten.«⁴⁴ Im eben

angeführten Zitat wird das Stichwort gegeben: »anders als mit bloßen Augen«, das ist der Blickwinkel, aus dem hier etwas wahrgenommen wird. Zwischen das Auge und die Objekte hat sich eine Apparatur geschoben – oder vielmehr etwas, das einer solchen gleichkommt, etwas wie eine »Linse«, und selbst die simple Einrahmung macht einen ähnlichen Effekt. Was schon bei der Eisenbahnfahrt festgestellt wurde, kehrt hier wieder: die technische Vorrichtung ist in die Sichtweise eingegangen.

Ästhetische Qualität erreichen die Gestalten der Wirklichkeit erst durch die Operationen des Betrachters. Das ist ein Zusammenhang, auf den auch die Verwendung von Ordnungsbegriffen verwies. Es handelt sich hierbei um einen Vorgang der Subjektivierung. Damit ist freilich wenig gesagt, denn der setzte schon ein in der Renaissance und zwar mit der Einführung der Zentralperspektive. Es gibt aber in diesem Prozeß Stufen und Grade. Im Falle Fontanes zeichnet sich ab, was auch sonst in der Moderne, beispielsweise im Impressionismus, zu beobachten ist. Ein Gegenstand wird aus dem gewohnten Zusammenhang herausgelöst. Er erscheint neu, gewinnt ein überraschendes Ansehen, hat eine vordem unbekannte Attraktion. Es ist nicht etwa so, daß der Gegenstand willkürlich verändert würde; die Realität wird nicht eigentlich überhöht oder verschönert. Die durch den Spiegel oder durch das Fenster aufgenommene Szenerie existiert tatsächlich, von ihr wird nichts weggelassen und ihr wird nichts hinzugefügt. Und doch hat sie sich verwandelt. Das macht die Umstellung der Sichtweise, das ist eine, die sich auf die Optik der Apparate einläßt. Dergleichen läuft auf die – auch von den Impressionisten geteilte – Überzeugung hinaus, daß nicht das Sujet oder der Inhalt als solcher darstellungswürdig ist. Entscheidend ist allein die Art der Wiedergabe. Deshalb kann auch das Banale und Alltägliche Gegenstand der Kunst werden. Nichts ist banaler als das von Fontane angeführte Paar Stiefeletten im Sonnenschein.

Für sich genommen haben die Dinge nichts zu sagen, auch die Naturerscheinungen nicht. Diese sind längst hineingenommen in einen Benutzungs- und Verwertungszusammenhang und so sind sie Teil der vollkommen angeeigneten und beherrschten Welt. Nirgends bei Fontane ist der Drang zu spüren, sich einer vom Menschen unberührten oder ihm doch gegenüberüberstehenden Natur zu nähern. Neben die Naturerscheinungen treten als gleichberechtigt die Einrichtungen der Technik. In eine Uferpartie haben sich Industriebauten geschoben, landschaftliche Attraktionen werden eingenebelt vom Qualm der Fabrikschornsteine, und Bahndämme durchziehen das Land. Natur ist eine der Landpartien, die gibt es in Portionen vor dem Rehbraten. Sie ist das Terrain für Turnübungen und Sportveranstaltungen, und dort, wo sie am schönsten ist, hallt sie wider vom

Lärm der Ausflügler. Daß es da auch Momente der Einkehr gibt, ändert nichts am grundlegenden Sachverhalt. So stellt es sich nicht nur in den Romanen dar. Fontane selbst teilt diese Auffassung, und er ist darin nur Zeitgenosse seiner Figuren. Über eine Lokalität in Jütland schreibt er:

»Überall bei uns, auch an stillsten Stellen, weiß man sich inmitten der Zivilisation; man glaubt ihr Mühlenrauschen, ihren hämmernden Takt zu hören, und wenn das Ohr nichts vernimmt, so glaubt es doch noch unser Auge der Luft und dem Lichte abzufühlen: sie sind über keine Einsamkeit hingegangen. Anders hier. Alles trägt das Kleid, den Farbenton der Öde.«⁴⁵

Obsolet geworden ist auch der Begriff der Landschaft. Ist diese in der idealistischen Tradition – in der Auffassung Goethes oder Jean Pauls – Ausdruck der unendlichen Natur, die vorgestellt wird als das allumfassende Leben, so ist Landschaft für Fontane nur ein unkultivierter Erdstrich. Er trifft folgende Unterscheidung: »Ich nehme ... ›Land‹ als Ganzes und ›Landschaft‹ als Teil. Die ›reine Gegend‹ ist das, was ich Landschaft nenne, Land hingegen umfaßt Landschaft samt Städten und Dörfern.«⁴⁶ Erstere bleibt ihm fremd, sie sagt ihm nichts. Nur wenn in ihr Spuren menschlichen Lebens und Handelns anzutreffen sind, wird sie für ihn interessant. Aber der Begriff der Landschaft ist im Grunde nicht scharf gefaßt. Mit ihm kann einfach ein Stück Natur gemeint sein, ein »Blumenkaree« z.B., das hinter großstädtischen Häuserzeilen liegt und ausdrücklich als »landschaftliche Schönheit Berlins« gefeiert wird.⁴⁷ Dazu paßt die nonchalante Bemerkung einer Romanfigur: »au fond sind Bäume besser als Häuser.«⁴⁸

Bei Fontane hat die Natur kein eigenständiges Wesen. Sie erscheint als zivilisatorisch vereinnahmt. Und auch in der ästhetischen Darstellung untersteht sie menschlicher Verfügbarkeit. Ihre Teile sind verrückbar und können vom Subjekt unterschiedlich angeordnet werden. Das zeigte sich in den verschiedenen Modalitäten des Sehens und in der Verwendung subjektiver Schemata. Die Ausrichtung nach rechts, links und dergleichen ist weniger selbstverständlich, als man zunächst glaubt. Dahinter steht ein bestimmter Naturbegriff. Das belegt ein Vergleich mit den Landschaftsdarstellungen Stifters, der immerhin auch dem Realismus zugerechnet wird. Bei diesem gehen von den Naturerscheinungen Aktivitäten aus. »Der Wald hatte sich auseinandergerissen«, »die hohen Bergwände schauten herein«, heißt es da.⁴⁹ Die natürlichen Gegebenheiten selbst gruppieren sich zu einer Einheit. Die sichtbare Natur ist die Offenbarung einer transzendenten Ordnung. Diese spürt die Darstellung auf und zeichnet sie nach. Der Mensch ist eingebunden in diese Ordnung. Die natürlichen Formationen werden deshalb als bedeutungsvoll erfahren. Anders steht es bei Fontane. Hier sind die Erscheinungen bloße Dinge und als solche bilden

sie keinen Zusammenhang, den stellt erst der Betrachter her, er richtet die Ordnung der Dinge ein. Das ist auch der Grund für die »bühnenhafte« Wirkung, die man an Fontanes Landschaften festgestellt hat.⁵⁰ Die jeweiligen Konstellationen sind nur relativ und ändern sich mit der Betrachtungsweise. Eine Bedeutung, eine Qualität hat das naturhaft Seiende von sich aus nicht; die muß ihm erst zugesprochen werden. Der Naturbegriff, der dieser Auffassung zugrunde liegt, ist der der mechanistischen Wissenschaft. Ihn teilt Fontane, ohne daß dies an irgendeiner Stelle seines Werkes ausdrücklich vermerkt würde.

Sinn empfangen die Naturerscheinungen dadurch, daß sie eine Beziehung zum Leben einer Romanfigur eingehen. Das Beiläufige und Unscheinbare bekommt so unvermutet einen Symbolgehalt. Oder besser: es wird förmlich aufgeladen mit Bedeutung. Ein Rondell ist ein Stück eingefasste Natur. Daß dies in Front eines märkischen Herrenhauses erscheint, gehört zu solchen Anlagen. Folglich ist es auch in der Ortsbeschreibung am Anfang von *Effi Briest* zu finden. Erst am Ende des Romans, wenn man erfährt, daß Effi hier ihr Grab findet, erlangt es seinen vollen Sinngehalt, den, daß ein Kreis sich schließt, ein Schicksal sich erfüllt hat.⁵¹ So verfährt Fontane auch mit anderen, ganz gewöhnlichen Gegebenheiten, mit Naturdingen oder mit Gebrauchsgegenständen. Indem sie in Berührung kommen mit den Wendepunkten des Daseins, erhalten der Rhabarber, der Heliotrop, die Schneeflocke eine bestimmte Bedeutung.⁵² Die nicht weiter erwähnenswerte Einrichtung einer Schaukel wird zum vollkommenen Sinnbild. In ihm materialisiert sich das Naturell und das Schicksal Effis, sie »immer Tochter der Luft« und begierig auf das Wagnis.

Öde erscheint Fontane eine vom Menschen unberührte Natur auch deshalb, weil er daran etwas vermißt, was ihm eine Gegend erst anziehend macht, und das sind die Spuren der Geschichte. Dem historisch Bewanderten eröffnet sich in der Betrachtung der Landschaft eine vierte Dimension. Sie wird ihm zum Schauplatz großer Ereignisse, und er sieht mehr als der Unwissende. Er beschaut eine Lokalität mit den Augen eines Feldherrn oder eines Dichters oder mit denen eines Verbannten. Selbst unauffällige Plätze sieht er »plötzlich wie in wunderbarer Beleuchtung«.⁵³ Sie sind verknüpft mit dem Schicksal bekannter Personen oder mit dem von Familien und Völkern. Es sind aber die Namen, die das historische Gedächtnis wachrufen, und es ergibt sich eine Art Wiedererkennungseffekt: Hier war das also. So ist die Landschaft voller Hinweise auf die Geschehnisse der Bewohner. Und für Fontane wird eine Szenerie zum Anlaß, Geschichten und Geschichte zu erzählen. Es entsteht etwas für Fontane sehr Typisches, ganz Eigenständiges, etwas, das man als historische Landschaft bezeichnen könnte.

»Während eines Gesprächs hatten die beiden Freunde den Punkt erreicht, wo der am diesseitigen Abhang sich hinziehende Weg scharf ansteigend nach links hin abzweigte. Sie folgten dieser Abzweigung und standen nach wenigen Minuten an dem Rücken des Hügels, den Fluß zu Füßen, jenseits desselben das neumärkische Flachland. Alles in Schnee begraben, die vereinzelt Terrainwellen in der weißen Fläche verschwindend. Auch das Oderbett hätte sich kaum erkennen lassen, wenn nicht inmitten desselben eine durch den Schnee hin abgestreckte Kiefernallee die Fahrstraße von Frankfurt nach Küstrin und dadurch den Lauf des Flusses bezeichnet hätte. Rechtwinklig auf diese Fahrstraße stießen Queralleen, welche die Kommunikation zwischen den Ufern unterhielten und, in ihrer Verlängerung, auf spärlich verstreute Ortschaften zuführten.

Die Freunde freuten sich des Bildes, das trotz seiner Monotonie nicht ohne Reiz und einen gewissen Anflug von Feierlichem war.

»Wozu gehört der Kirchturm dort drüben, mit den großen Schallöchern und der goldenen Kugel?« fragte Tubal.

»Zu Dorf Ötscher.«

»Ötscher! Ich habe nie den Namen gehört.«

»Und doch spielt er in unserer Geschichte mit. Zwei Meilen weiter südlich liegt Kunersdorf, wo Kleist fiel und der König in die historischen, besser als alles andere den Moment schildernden Worte ausbrach:

»Will denn keine verdammte Kugel mich treffen?« ...

»Es ist ein Glück, dich hier als Führer zu haben. Ich hätte dieser Öde jeden historischen Moment abgesprochen.«⁵⁴

Für Fontane ergibt sich schließlich eine gewisse Affinität zwischen dem Land und seinen Bewohnern. Und wenn man an seine Landschaft, wenn man an die Mark Brandenburg denkt, so entspricht die Kargheit der Natur dem spröden Charakter der Menschen, wie er immer wieder, nicht ohne Humor, hervorgehoben hat.

Die Landschaftsdarstellung eines Romanciers geht nicht auf im Einzelbild. Die über das epische Werk verstreuten Ansichten, Betrachtungen und Schilderungen fügen sich zu einer Topographie, die allmählich vor dem Auge des Lesers entsteht. Und im Stechlin beispielsweise kommen zusammen der See mit den ihn umgebenden Waldungen, die sich durch die Gegend ziehenden Alleen und das mit lichtem Baumbestand besetzte Bruchland. Daraus geht das unverwechselbare Bild einer Landschaft hervor, zu dem auch die Namen, die Orte und die Geschichte ihrer Bewohner gehören. Um das darzustellen, reicht Vertrautheit allein nicht aus. Dazu gehört »bewußtes Sehen«, und das wird nach Fontanes Überzeugung erworben durch die Erfahrung der Fremde. Erst sie führt den Landschafts-

schilderer zur Erfassung der »Physiognomie seiner Heimat«. »Am Meer und im Gebirge, im Glühen des Gletschers und im Leuchten des Golfs, erobert man sich die Fähigkeit, einen im Dämmer ruhenden, von Mummeln überwachsenen Havelsee und die im roten Gewölk dastehende Kiefernheide in ihrem Zauber zu verstehen.«⁵⁵

Am Schluß soll ein Bild stehen, das alle Elemente der Fontaneschen Landschaftskunst in sich vereinigt. Da ist die herbe Schönheit der Mark, die er so liebte; das Dahingleiten des Dampfers, das ein Panorama entstehen läßt; die an der Malerei geschulte Wahrnehmung, welche das Gesehene in Gründe gliedert und es so zum Bild formiert; die Erinnerung an die Geschichte; und schließlich darüber die Ahnung eines Vogelschreis, der das optisch Aufgenommene atmosphärisch verdichtet.

»Die Ufer, still und einförmig. Nur dann und wann ein Gehöft, das sein Strohdach unter Eichen versteckt; dahinter ein Birkicht, ein zweites und drittes, kulissenartig in die Landschaft gestellt. Am Horizont der schwarze Strich eines Kiefernwaldes. Sonst nichts als Rohr und Wiese und ein schmaler Gerstenstreifen dazwischen; ein Habichtpaar in Lüften, das im Spiel sich jagt; von Zeit zu Zeit ein Angler, der von seinem Boot oder seinem halbverfallenen Steg aus die Schnur ins Wasser wirft. Wenig Menschen, noch weniger Geschichte.«⁵⁶

Anmerkungen

- 1 *L'Adultera*. HFA I/2. 3. Aufl. 1990, S. 51.
- 2 *Cécile*. HFA I/2. 3. Aufl. 1990, S. 206.
- 3 Ebd., S. 239.
- 4 Zum Zugmotiv vgl. RICHARD QUABIUS: *Zur Gestaltung des Raumes in Theodor Fontanes Effi Briest*, in: *Acta Germanica* Bd. 5, 1970, S. 142, Anm. 46; S. 147.
- 5 HFA I/4. 2. Aufl. 1974, S. 639.
- 6 Die bisherigen Abhandlungen über Fontanes Landschaftskunst haben diesen Zusammenhang überhaupt nicht berücksichtigt. MAX TAU vergleicht Fontane mit früheren Autoren und hält ihm dann erhebliche Mängel vor; vgl. M. T.: *Landschafts- und Ortsdarstellung Theodor Fontanes, Epische Gestaltung* Bd. 1, Oldenburg 1928. HUBERT OHL bringt an dieser Darstellung berechnete Korrekturen an, übersieht aber alle Bezüge zum Industriezeitalter; vgl. H. O.: *Bilder, die die Kunst stellt. Die Landschaftsdarstellung in den Romanen Theodor Fontanes*, in: WOLFGANG PREISENDANZ (Hrsg.): *Theodor Fontane*. Darmstadt 1973, S. 447–464. Beide Autoren gehen mit keinem Wort auf Fontanes Naturbegriff ein.
- 7 Zitiert nach JOHANNES MAHR: »Tausend Eisenbahnen hasten ... Um Mich. Ich nur bin die Mitte!« – *Eisenbahngedichte aus der Zeit des Deutschen Kaiserreichs*, in: HARRO SEGEBERG (Hrsg.): *Technik in der Literatur*. Frankfurt/M. 1987, S. 134 f.

- 8 So WOLFGANG SCHIVELBUSCH: *Geschichte der Eisenbahnreise*. Frankfurt/M. 1989, S. 53; ich habe aus diesem Buch einige Gedanken übernommen; vgl. insbesondere S. 51–66.
- 9 So äußert sich SCHIVELBUSCH, a. a. O., S. 58.
- 10 Vgl. HFA III/3, I, S. 185–187.
- 11 HFA III/4, S. 694.
- 12 HFA III/3, I, S. 186.
- 13 HFA III/4, S. 589; Kursivierungen v. Verf.
- 14 HFA I/7, S. 84.
- 15 Vgl. HFA III/I, S. 456.
- 16 Ohl hat diesbezüglich von »Perspektivierung« gesprochen; vgl. a. a. O., S. 448, S. 452.
- 17 *Cécile*. HFA I/2. 3. Aufl. 1990, S. 142.
- 18 *Unwiederbringlich*. HFA I/2, S. 652 f.
- 19 So Fontanes jüngerer Zeitgenosse GEORG SIMMEL in seinem Aufsatz *Die Großstädte und das Geistesleben*, in: *Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908*. Bd. I, Frankfurt/M. 1995, S. 116.
- 20 Vgl. HFA I/7, S. 84.
- 21 So äußert sich auch RICHARD BRINKMANN, vgl. *Theodor Fontane, Über die Verbindlichkeit des Unverbindlichen*. München 1967, S. 23. Fontane selbst wollte ja auch Großstadtmenschen darstellen und er hat bewußt »Berliner Romane« geschrieben; vgl. dazu KARL-GERT KRIBBEN: *Großstadt- und Vorstadtschauplätze in Theodor Fontanes Roman Irrungen, Wirrungen*, in: *Studien zur deutschen Literatur, Festschrift für Adolf Beck zum siebzigsten Geburtstag*, hrsg. v. ULRICH FÜLLEBORN und JOHANNES KROGOLL. Heidelberg 1979, S. 225–229.
- 22 *Der Stechlin*. HFA I/5, S. 139 f.
- 23 Vgl. z. B. JOST SCHILLEMET: *Theodor Fontane, Geist und Kunst seines Alterswerkes*, *Zürcher Beiträge zur deutschen Literatur- und Geistesgeschichte* 19, hrsg. v. EMIL STAIGER, Zürich 1961. S. 29 f, S. 40 f. Die Ausführungen zu diesem Thema sind allerdings bisher eher vage und vordergründig geblieben.
- 24 ARNOLD HAUSER hat den Impressionismus mit der »Dynamisierung des Lebensgefühls«, das in der Moderne statthat, in Zusammenhang gebracht; ich folge dieser Ansicht. Vgl. A. H.: *Sozialgeschichte der Kunst und Literatur*. München 1975, S. 927 ff.
- 25 *Frau Jenny Treibel*. HFA I/4. 2. Aufl. 1974, S. 341.
- 26 Ich beziehe mich hier auf ARNOLD GEHLEN, der besonders das herausstellt; vgl. *Zeit-Bilder*. Frankfurt – Bonn 1965, S. 57.
- 27 Zitiert nach SCHIVELBUSCH, a. a. O., S. 54 Anm.
- 28 Vgl. oben, S. 10.
- 29 So ROLF WEDEWER: *Landschaftsmalerei zwischen Traum und Wirklichkeit*. Köln 1978, S. 137.

- 30 Diesen Begriff gebraucht Richard Brinkmann, a. a. O., S. 22.
- 31 *Vor dem Sturm*. HFA I/3, S. 418.
- 32 *Der Stechlin*. HFA I/5, S. 228.
- 33 In den Romanen finden sich immer wieder Gespräche über Kunst, und ein Bild gibt sogar den Titel eines Werkes ab: *L'Adultera*. Fontanes Ausstellungsberichte liegen in der zitierten Ausgabe im Bd. III/5 vor. Im übrigen ist Fontanes Verhältnis zur bildenden Kunst gut untersucht; ich führe hier nur an: G. W. FIELD: *Professor Cujacius, Turner und die Präraffaeliten in Fontanes Stechlin*, in: *Fontane Blätter*, Bd. 5, 1982, S. 580 ff; WINFRIED JUNG: »Bilder und immer wieder Bilder...« – *Bilder als Merkmale kritischen Erzählens in Theodor Fontanes Cécile*, in: *Wirkendes Wort* 40. Jg. (1990) Heft II, S. 197 ff; dort wird auch auf weitere Untersuchungen hingewiesen.
- 34 *Grete Minde*. HFA I/1, S. 44.
- 35 *Cécile*. HFA I/2. 3. Aufl. 1990, S. 222.
- 36 Ich kann mich bei der Analyse der Bilder kurz fassen; Tau und nach ihm Ohl stellen dieselben Bildelemente heraus, bleiben allerdings dabei stehen. Vgl. TAU, a. a. O., S. 8–20; OHL, a. a. O., S. 449–456.
- 37 HFA I/2, S. 386.
- 38 Zum Fenster-Motiv in *Effi Briest* vgl. QUABIUS, a. a. O., S. 146 f.
- 39 HFA I/2. 3. Aufl. 1990, S. II.
- 40 Vgl. HFA I/2, S. 247.
- 41 HFA I/2. 3. Aufl. 1990, S. 662.
- 42 *Vor dem Sturm*. HFA I/3, S. 24.
- 43 HFA I/2. 3. Aufl. 1990, S. 483.
- 44 *Irrungen, Wirrungen*. HFA I/2, S. 350.
- 45 HFA III/3, I, S. 603.
- 46 Ebd., S. 612; Kursivierungen v. Verf.
- 47 HFA I/2. 3. Aufl. 1990, S. 257.
- 48 Ebd., S. 250.
- 49 Die Zitate sind aus dem *Hagestolz*, ähnliches ist auch sonst im Werk Stifters zu finden.
- 50 Vgl. TAU, a. a. O., S. 18; BRUNO HILLEBRAND: *Mensch und Raum im Roman*. München 1971, S. 229, S. 239, S. 272.
- 51 Das Symbol des Rondells erscheint auch im *Stechlin*; vgl. dazu: GOTTHART WUNBERG: *Rondell und Poetensteig*, in JÜRGEN BRUMMACK (Hrsg.), *Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, Festschrift für Richard Brinkmann*. Tübingen 1981, S. 458 ff.
- 52 Hier geht es natürlich um die Frage nach der Symbolik Fontanes; vgl. dazu die Ausführungen von PETER DEMETZ in dem Kapitel *Symbolische Motive: Flug und Flocke*, in P. D., *Formen des Realismus: Theodor Fontane*. Frankfurt/M. u. a. 1973, S. 179 ff.

- 53 *Wanderungen*. HFA II/1, S. 13.
54 *Vor dem Sturm*. HFA I/3, S. 196 f.
55 HFA III/1, S. 411.
56 *Wanderungen*. HFA II/2, S. 523.

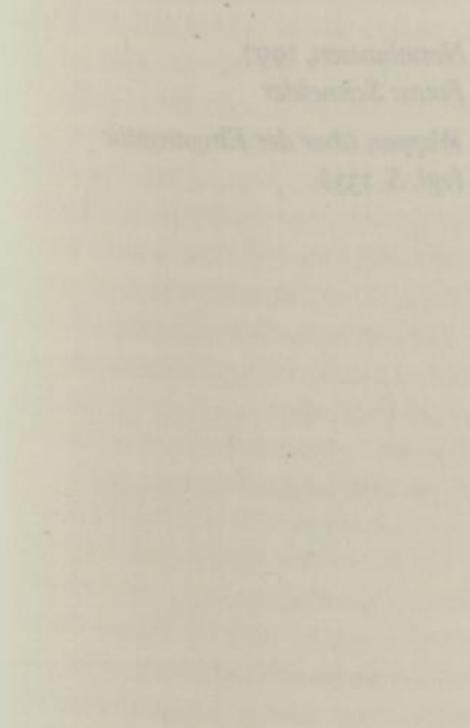
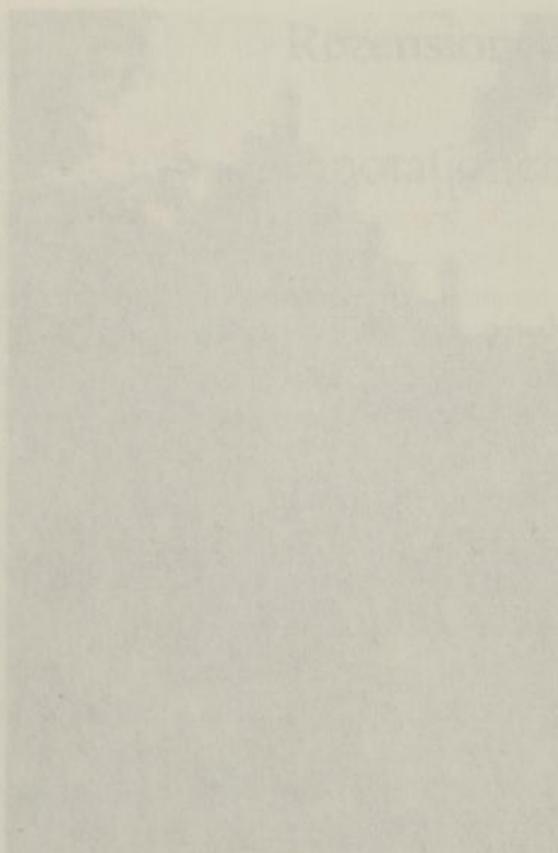


Bild
ichte
Ver-
ELD:
ntane
er...«
Wir-
ersu-

Ohl
TAU,

inden.
oman.

HART
Lite-
mann.

zu die
g und
1973.



Nennhausen, 1997.

Fotos: Schneider

*Wappen über der Eingangstür
(vgl. S. 133)*

Rezensionen und Annotationen

Theodor Fontane: *Effi Briest*. Translated by Hugh Rorrison and Helen Chambers. Afterword and Notes by Helen Chambers. London: Angel Books 1997. 245 S. (Angel Classics)

Effi Briest, dem schon Samuel Beckett (in *Krapp's Last Tape*, 1959) ein beachtliches Denkmal setzte, gehörte zu den wenigen Fontaneschen Romanen, von denen es seit langem eine leicht zugängliche Übersetzung gibt, die aus dem Jahr 1967 in der bekannten *Penguins Classics* Reihe von Douglas Parmé; von ihm liegt auch in *Oxford Classics* eine Übersetzung von *Unwiederbringlich* vor. Es gab seinerzeit auch zwei weitere englische Versionen von *Effi Briest*, eine in der amerikanischen Reihe *The German classics* erschienene, allerdings verkürzt und heute schon vergriffen. Keine hätte der Fontane-Kenner seinen komparatistischen Kollegen mit gutem Gewissen empfehlen können, obwohl Generationen von Studenten in Übersee den Roman nur in dieser Form lesen konnten. Um so begrüßenswerter ist die neue Übersetzung des Werkes durch das schottische, in Leeds/Yorkshire lehrende Ehepaar Hugh Rorrison und Helen Chambers. Ist Rorrison neben eigenen Forschungen durch seine Übersetzungen und Bühnen- bzw. Radiobearbeitung von Wedekind, Brecht, Piscator, Heiner Müller und weiterer neuerer deutscher Dramatiker bekannt, so kennt die Fontaneforschung Chambers durch mehrere Publikationen, nicht zuletzt zum Problem des Chinesen in *Effi Briest*. Sie ist mit Charlotte Jolles und Alan Bance zugleich Mitherausgeberin des jüngst erschienenen Symposiumbands über Fontane in englischer Übersetzung und arbeitet gegenwärtig an einer Geschichte der Fontanerezeption und einer Monographie über den Humor in der neueren deutschen Literatur von Frauen.

Schon bei der Übertragung des so einfachen und doch so problematischen Wor-

tes »Effi komm« durch »Effi, come back«, ahnt jeder Leser, daß man bei dieser Übersetzung in guten Händen ist. Und schon bei der ersten wie bei der wiederholten Lektüre staunt man darüber, wie gut Rorrison und Chambers die Wiedergabe zweier charakteristischer Eigenschaften der Fontaneschen Prosa gelingt, an deren Klippen, wenn man so sagen darf, so viele andere Fontane-Übersetzer gescheitert sind: der flüssige, anspielungsreiche Dialog, besonders dort, wo der Autor sich umgangssprachlicher Wendungen bedient, und der Satzrhythmus, vor allem dort, wo fast unmerklich Akzente gesetzt werden, die auf für die Interpretation des Romans wesentliche symbolische Deutungsmuster hinweisen. Hier halten sich die Übersetzer an Wort und Bild des Originals, erlauben sich aber – schon in den beiden ersten (Schlüssel)paragrafen des Romans – kleine syntaktische Variationen, die dem Genius der englischen Sprache gerecht werden.

Die englische Umgangssprache ist besonders reich an spielerischen Wendungen, ob aus der Militärsprache, wo sie oft heldische Allüren ironisieren, ob aus dem Kinderbuch. Als Beispiel sei etwa Borkes zugleich süffisantes und schadenfreudiges Wort über Louis Napoleon: »he got his comeuppance« (9. Kapitel, hier S. 52, im deutschen Original: »Es ist ihm aber auch heimgezahlt worden«) genannt, oder auf S. 117 (im Ring-Kapitel 19) Guldenklee's Apostrophierung des Ringfingers »of a pretty little fistikins« (»eines kleinen hübschen Pätchelchens« von der Förstertochter Cora). Es gehört zu den unerwarteten Leistungen der Übersetzer, die offensichtlich im englischsprachigen

Roman des 19. Jahrhunderts von Jane Austen und Scott bis Thackeray und George Eliot ganz zu Hause sind, daß sie uns durch ihre Wortwahl und Satzdynamik nahelegt, wie nachhaltig solche Werke Fontanes eigene Sprache und Erzählstrategie geprägt haben müssen. Auch dort, wo man bei der Übersetzung anderer Meinung ist als die Übersetzer, macht man neue Entdeckungen: als Beispiel sei die Stelle im 23. Kapitel (hier S. 149) zitiert, wo Roswitha von Effi zur Leihbibliothek geschickt wird, um neben Scott, Cooper und Dickens, auch »Alexis' *Die Hosen des Herrn Bredow* zu holen: Diese genierte sich ihret – und ihrer Frau wegen...« Die Stelle wird übersetzt mit: »she was ashamed«, was wohl mit »sie schämte sich« gleichzusetzen wäre. Aber freilich Roswitha, so »ein klein bißchen dumm« wie sie war, und Effis etwas scheinheiliger Rügenrede gegenüber Roswitha zum Trotz, »genierte sich« offensichtlich nicht nur, weil sie als einfache aber nun reputierliche Frau mit einem Angestellten ungern leicht anrühige Themen anspricht, sondern auch weil ihr Vorwissen um Effis »Schritt vom Wege« sie für solche Peinlichkeiten erst recht sensibilisiert hat.

Jede Übersetzung eines Kunstwerks ist gleichsam Verfremdung. Der Leser wird durch eine gelungene Übertragung für das Werk neu sensibilisiert. Und so auch hier. Im Vorwort sprechen die Autoren von Fontanes »creation of verbal and symbolic echoes and patterns« (S. 7). Gerade

in der klugen und subtilen Übersetzung solcher Feinheiten kommt nicht nur Effis Schicksal, sondern auch das Pathos Innstetens zur Geltung: seine Verwundbarkeit, seine Hemmungen, das Hereinspielen der Vergangenheit in sein Leben (die doppelte Zurückweisung, einmal von Luise Belling, dann von Effi), sein Liebesbedürfnis, das sich, wie sooft bei Menschen in unangemessenem und widersinnigem Verhalten ausdrückt. Effis Deutung am Ende des Romans – in der englischen Version: er sei jemand, der »lacks the real capacity for love« (S. 220) (»jemand, der ohne rechte Liebe ist«), übersieht die Komplexheit der Sachlage, daß im Wort des Zeitgenossen Oscar Wildes »each man kills the thing he loves«. Innstetens Behandlung seiner Frau geschieht nicht aus Kälte oder Lieblosigkeit, sondern gerade aus dem Gegenteil.

Helen Chambers' Anmerkungen zum Text, der das Produkt einer dem englischsprachigen Publikum sehr fernen Zeit und Kultur ist, erstrecken sich auf knapp 10 Seiten. Sie kann sich das leisten, weil der englische Text in der Tat die kulturellen Differenzen zwischen dem spätviktorianischen England und dem wilhelminischen Deutschland geradezu aufhebt. Das höchste Lob, das man einer Übersetzung zollen kann, ist, daß man beim Lesen das Original nicht vermißt. Dies ist der Fall bei Rorrison und Chambers: *Effi Briest*. Es ist eine beachtliche Leistung.

□ EDA SAGARRA

Hans-Heinrich Reuter: Fontane. 2 Bände. Neu herausgegeben und mit einem Nachwort sowie einer Ergänzungsbibliographie versehen von Peter Görlich. Berlin, Bayreuth, Zürich: Verlag der Nation 1995. DM 98,-

Hans-Heinrich Reuters monumentale Fontane-Biographie, 1968 im Verlag der Nation in Berlin (Ost), zugleich als Lizenzausgabe in der Nymphenburger Verlagshandlung in München erschienen und seit der Mitte der siebziger Jahre vergriffen, ist wieder verfügbar, neu aufgelegt im Verlag der Nation, der mittlerweile in Bayreuth seinen Sitz hat.

Das Erscheinen der Neuauflage ruft gemischte Gefühle hervor: Daß das unübertroffene biographische Standardwerk der Fontane-Forschung nun wieder im Buchhandel greifbar ist, ist ohne Wenn und Aber zu begrüßen. Daß dieses Buch jedoch nach beinahe drei Jahrzehnten, in denen sich in der Literaturwissenschaft im allgemeinen und in der Fontane-Philologie im besonderen nicht gerade wenig getan hat, immer noch gleichermaßen unverzichtbar, immer noch unersetzlich ist, ist ebenso erstaunlich wie bedauerlich.

Es gibt bislang keine biographische Darstellung von auch nur annähernd vergleichbarem Anspruch in der Breite des Zugangs, der Tiefe der Durchdringung und der wissenschaftlichen Exaktheit, keinen Versuch, die vielfältigen Forschungsergebnisse der letzten Jahrzehnte vollständig auszuwerten, zusammenzufassen und eine Synthese zu bieten, aus der das gegenwärtige Fontane-Bild sichtbar würde. Es scheint, als sei die Fülle des Neuentdeckten, genauer Untersuchten, verlässlich Edierten nicht zu einem Anreiz geworden, sondern habe vielmehr von einem solchen Unternehmen abgeschreckt. Die nicht eben dünn gesäten neueren und neuesten biographischen Arbeiten – mehr oder weniger fundiert, aktuell und zuver-

lässig, mehr oder weniger gut und flüssig geschrieben – verweigern sich allesamt dem Anspruch, eine wirkliche Gesamtdarstellung zu geben. Sie wählen einen anderen Zugang, bieten Über- und Einblicke, liefern Fakten, setzen Akzente, ohne aber das Material wissenschaftlich aufzuarbeiten, ohne zu einer Abrundung, einer Summe zu gelangen.

Zu hoffen und zu erwarten steht nun allerdings, daß diese Situation durch die biographischen Neuerscheinungen der Jahre 1997 und 1998, denen wir mit Spannung entgegensehen, eine erfreuliche Änderung erfährt. Einstweilen aber greift man, auf der Suche nach verlässlicher, detaillierter Information, nach wie vor zu Reuter. Man greift zu Reuter, *faute de mieux*, und nimmt mit in Kauf, was an seiner Darstellung schwer lesbar und unübersichtlich, was durch neuere Erkenntnisse überholt, was nicht mehr zeitgemäß, mitunter auch ärgerlich ist und schon im Ansatz zum Widerspruch reizt. Dieser Problematik sind sich der Verlag der Nation und der Herausgeber der Neuauflage, Peter Görlich, natürlich durchaus bewußt. Vorbemerkung und Nachwort stellen sich der Spannung und reflektieren den Prozeß der Entscheidungsfindung, die Auseinandersetzung mit Reuters Buch in gewandeltem Kontext. Der Entscheidung, weder in Reuters Text einzugreifen noch ihn »aktualisierend« zu kommentieren, in keiner Weise vorwegzunehmen und festzuschreiben, was sich im Kopf des Benutzers bei der Lektüre vollzieht, ist ohne jede Einschränkung zuzustimmen. Die erste Auflage von 1968 wird unverändert reproduziert, die Hinzufügungen (Nachwort und

Ergänzungsbibliographie) sind klar von Reuters Text getrennt und durch Paginierung in römischen Ziffern auch äußerlich deutlich gekennzeichnet.

Das Nachwort, das knapp und informativ, wenn auch nicht immer sehr glücklich in der Formulierung, interessante Einblicke in die Vita des Autors, die Entstehungsgeschichte des Werkes und seine in Ost und West gleichermaßen positive Aufnahme gibt, betont die Bedeutung von Reuters Monographie als Zeitzeugnis und damit den wissenschaftsgeschichtlichen Wert der Neupublikation. Entsprechend hätte man sich an dieser Stelle eine klare literaturhistorische und -theoretische Einordnung des Buches, eine gründliche Auseinandersetzung mit seinem Ansatz gewünscht – sie fehlt leider, abgesehen von spärlichen Hinweisen und Andeutungen. Natürlich wüßte man auch gern Genaueres über die Gründe und Einflüsse, die das Erscheinen einer Neuauflage in den siebziger und achtziger Jahren verhinderten – doch der vom Herausgeber geübte Verzicht auf Spekulation ist sicher als ein Verdienst zu werten.

Die Bibliographie, die als in sich abgeschlossener Teil des Anhangs Reuters Quellen- und Literaturverzeichnisse er-

gänzt, ist nicht auf Reuters Kapiteleinteilung bezogen, sondern nach Publikationsmedien – sie erfaßt neben Buch- und Zeitschriftenveröffentlichungen auch Verfilmungen, Audiokassetten und CDs – und innerhalb dieser Gruppen chronologisch nach Erscheinungsjahren geordnet. Die Anordnung der im gleichen Jahr erschienenen Publikationen folgt offenbar dem genauen Erscheinungstermin, was die Orientierung nicht erleichtert. Auch das beigefügte alphabetische Autorenregister kann nur begrenzt Abhilfe und Übersichtlichkeit schaffen. So darf bezweifelt werden, ob die Ergänzungsbibliographie, die sich ausdrücklich als selektiv versteht, ihrem Anspruch gerecht wird, den »Gebrauchswert« des Buches zu erhöhen und gleichzeitig mittelbar die Tendenzen der Forschung seit Reuter sichtbar zu machen.

In der Summe ist Herausgeber und Verlag für ihre Initiative sehr zu danken: Es ist in jedem Fall besser, den »Reuter« wieder greifbar zu haben als gar keine wissenschaftliche Fontane-Biographie – dennoch bleibt die Neuauflage bis auf weiteres ein Notbehelf, der das oft beklagte Desiderat einmal mehr deutlich unterstreicht.

□ CHRISTINE HEHLE

Edda Ziegler; Gotthard Eler: Theodor Fontane. Lebensraum und Phantasiewelt. Eine Biographie. Berlin: Aufbau-Verlag 1996. 299 S. DM 58,-

Dieses Buch über Theodor Fontane stellt den Rezensenten vor keine leichte Aufgabe. Den ersten Eindruck, den es im Betrachter auslöst, ist Wohlbehagen. Die äußere Gestaltung ist in jeder Hinsicht gediegen, der Druck von bester Qualität, die unterschiedlichen Schrifttypen und -grade so sparsam wie übersichtlich eingesetzt, und die Bildauswahl findet nicht so schnell

ihresgleichen. Schon ein flüchtiges Durchblättern gleicht einer Entdeckungsreise in die visuelle Welt Fontanes. Durch die anspruchsvolle Reproduktion werden selbst vertraute Abbildungen zu Neuentdeckungen, ganz zu schweigen von bislang wenig oder gar nicht bekannten Dokumenten, wie z.B. dem »Prospectus« zu den *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*, der

Karte von Friedrich Fontane mit dem Bildnis des Vaters von 1909, den sprechenden Fotografien Martha Fontanes oder der originellen Auswahl von märkischen und Berliner Ansichten Leistikows und Skarbinas. So ist der Rezensent vor der Hand auf Lob eingestimmt, im besten Sinn des Wortes bestochen von seinem Auge, das sich kaum satt sehen kann.

Die Schwierigkeit beginnt bei der Lektüre. Schon bald wird deutlich, daß der Text erheblich hinter dem Niveau der Gesamtausstattung zurückbleibt. Ein solches Urteil ist hart, es muß begründet werden. Nicht der Darstellungsstil ist es, der Bedenken erzeugt. Die Texte, obwohl von zwei Autoren stammend, lesen sich leicht und sind freigehalten von allen imitierenden Bemühtheiten, zu denen ein Autor wie Fontane verführt. Unstimmig ist auch nicht die Gliederung des biographischen Stoffes, die sich nicht zwanghaft an die Chronologie, sie aber auch nicht gänzlich preisgibt. Der Leser bewegt sich auf einer fortschreitenden zeitlichen Bahn mit dem beschriebenen Leben, wird aber in einzelnen Abschnitten zum Anhalten oder sogar zu einer rückläufigen Betrachtung angehalten. In den gelungenen Partien entsteht auf diese Weise eine Lockerung des Erzählens. Nähe zum Gegenstand soll erzeugt werden, vornehmlich wird im Präsens erzählt. Wer die Übersicht verliert, kann sie anhand einer knappen Chronik am Schluß des Buches wiedergewinnen. Auch das Nebeneinander von Zitaten auf der jeweils linken bzw. rechten Seite parallel zum laufenden Text verursacht keine Verunsicherung. Bei der Beschreibung des Romanwerks entstehen auf diese Weise erhellende Korrespondenzen, die den Leser über das unmittelbar Gesagte hinausführen und ihre anre-

gende Wirkung nicht verfehlen. Doppelungen wie z. B. das auf die Würde ihres Mannes bedachte Zitat Emilie Fontanes (S. 73 und 79) fallen nicht ins Gewicht. Was also ist es, das den positiven Ersteindruck eintrübt und sich nach der Lektüre einiger Passagen in Verstimmtheit auswächst, von der das Gesamturteil wesentlich beeinflußt wird?

Das Buch bestimmt seine Gattung im Untertitel als Biographie. Nun hat gerade im letzten Jahrzehnt die Fontane-Forschung mit einigen problematischen Fontane-Bildern aufgeräumt und die biographische Kenntnislage verbessert. Beschreibungsmodelle sind vorgeschlagen worden, die Fontanes Werdegang aus den Wirkungszusammenhängen des literarischen Lebens erklären. Seine publizistischen Arbeiten wurden in das Werk integriert, die Antinomie von Poetentum und journalistischem Broterwerb als das charakterisiert, was es war: als Klischee und Produkt tradierter Muster dichterischer Selbstdeutung. Damit war eine behutsame Korrektur des überdimensional gewichtigen späten Fontane einhergegangen. Die literarischen Leistungen Fontanes bis zu seinem sechsten Lebensjahrzehnt wurden in die Literaturkontexte seiner Zeit eingebettet und gaben dadurch das Profil zu erkennen, das ihnen eignet.

Dies alles müßte nicht in Erinnerung gebracht werden, wenn es im vorliegenden Buch Berücksichtigung gefunden hätte. Dabei wäre es überhaupt kein Problem gewesen, wenn nicht jedes Urteil der Forschung übernommen worden wäre oder wenn man Einwände vorgebracht hätte – aber das beinahe gänzliche Ausblenden dieser wissenschaftlichen Erträge frappiert. Man kann die Kriegsbücher für das größte Unglück in Fontane-

nes Lebensgeschichte halten und ausrufen: »Hätte er doch die schöne Zeit genutzt, um unsterbliche Romane zu schreiben!« – aber sie einfach unter den Tisch fallen zu lassen, das geht beim besten Willen nicht, haben sie doch ihren gehörigen Anteil an Fontanes gesellschaftlicher Anerkennung. Niemand muß die Anstrengungen, die die umständliche Rekonstruktion der politischen Standorte Fontanes zwischen 1845 und 1870 und die ihnen zugrundeliegenden Motive gekostet hat, wiederholen, schon gar nicht innerhalb einer populärwissenschaftlichen Publikation. Aber sie zu ignorieren ist fatal. Es ist nicht nötig, die literarischen Vereine, die Fontanes schriftstellerischen Weg ursächlich lenkten und zeitweilig richtungweisend für ihn waren, bis ins Detail zu schildern. Auch kann man sie persönlich für langweilig oder lächerlich halten. Aber deshalb will es doch als unstatthaft erscheinen, die nachgewiesenen Unrichtigkeiten über die Gruppen erneut festzuschreiben. Die »politische Enthaltsamkeit« im *Tunnel* kann angesichts der politischen Differenziertheit seiner Mitglieder nicht mehr so stehen bleiben, und die Untersuchungen von Wülfing bis Fischer haben längst mit dem Raster vom biedermeierlichen Verein aufgeräumt. Eine Aussage, nach der Fontane die »Gefahr, im politischen und literarischen Konservatismus des *Tunnels* steckenzubleiben« (S. 45), bald überwunden habe, verfehlt so absolut die tatsächliche Wirkung des Vereins auf Fontane, daß gar nicht verständlich ist, wie dieser Satz in das Buch kam. Gleiches gilt für eine Bemerkung wie die, daß sich Fontane Anfang der fünfziger Jahre mit Brief und Tagebuch ein »drittes literarisches Terrain« (S. 54) eröffnet habe. Was ist mit seinen vorher geschriebenen Briefen, was mit den eben-

falls schon früher verfaßten Tagebüchern, von deren Existenz die Forschung ausgeht? Sätze wie der, daß Fontane in jener Zeit »zwar noch unfreiwillig, und auf langer Durststrecke, suchend und kämpfend auf Irrwegen und in Sackgassen unterwegs zu seinem eigenen literarischen Programm« (S. 54) gewesen sei, erinnern stark an die finale Biographiegläubigkeit Reuters, deren Widerlegung in den letzten Jahren verbunden mit weitgehenden Einsichten überzeugend gelang. Ein absichtsvolles strategisches Konzept der Verfasserin – es handelt sich hier um Zitate aus von Edda Ziegler verfaßten Abschnitten – spricht aus derartigen Urteilen gewiß nicht, aber doch eine riskante Unbedenklichkeit gegenüber der Bedeutung eines aktuellen Kenntnisstandes.

Noch einmal, aber von anderer Seite betrachtet: Das Buch stellt den Kritiker und Leser vor keine leichte Aufgabe. Während es nämlich einerseits alte Sichtweisen und verflachte biographische Muster reaktiviert und das unerläßliche Kapitel der politischen Entwicklung Fontanes (das *Kreuzzeitungs*-Jahrzehnt hätte sich dafür angeboten) ungeschrieben läßt, bemüht es sich andererseits, einen eigenen Ansatz zu entfalten. Dieser rankt sich um die Frauengestalten in Fontanes Werk. Gewagt wird eine Analyse der familiären Biographie Fontanes, deren enger Zusammenhang mit dem Romanwerk demonstriert wird. Fontanes Leben wird geschildert als eins, das sich aus einer »von innen her« zerstörten Familie (S. 16) löst, wobei die soziale Lösung mit literarischen Mitteln erfochten wird. Am Ende jedoch, so die These, wird Fontane von seinen Kindheitserfahrungen eingeholt: Emilie Fontane gleicht in seiner Wahrnehmung der

Mutter Emilie, die Tochter Mete nimmt Melusinen-Gestalt an, der Psychograph Fontane erkennt die sich öffnenden Abgründe und neutralisiert sie – auf Kosten Martha Fontanes, die einen Lebenspreis zu entrichten hat – im Erzählwerk (vgl. dazu besonders die beiden Abschnitte »Vaters Tochter oder Zwischen Goldprinzessin und Linchen in der Fliederhaube« und »Frauengeschichten«). Diese Sicht lenkt den Blick auf eine Welt, deren Konturen die Schweizer Germanistin und Psychologin Regina Dieterle in jüngster Zeit in einer aufschlußreichen Arbeit nachgezeichnet hat. Hier darf mit einer interessierten Leserin und einem aufmerksamen Leser gerechnet werden. Ob damit allerdings die Disproportionen der Gesamtdarstellung hinlänglich gerechtfertigt sind, ist zu bezweifeln. Die Lyrik – um nur ein Beispiel zu nennen –, die Fontane immerhin in die Schulbücher seiner Zeit brachte, wird auf minimalstem Raum behandelt, wohingegen der Theaterkritiker vielleicht doch über Gebühr Aufmerksamkeit erfährt.

Gotthard Erler hat einige Kapitel in diesem Buch übernommen. Unabhängig davon, ob dies eine Notlösung des Verlages oder ob sich tatsächlich eine Arbeitsgemeinschaft zwischen den beiden Autoren ergeben hat, verdankt das Buch dieser Mitarbeit seinen schönen Abschnitt über die Ehe der Fontanes. Er ist ganz und gar aus deren überlieferten Briefen gearbeitet und gibt auf diesem Wege einen Ausblick auf die seit langem angekündigte und 1998 zu erwartende Edition des Ehebriefwechsels. Folgt man dem Gang in diesem Kapitel, erscheint Emilie Fontane als durchaus ebenbürtige Partnerin ihres Mannes, sie hatte Profil und war eine Persönlichkeit, die nicht in der Rolle aufgeht, die ihr Fon-

tane in manchen Briefen zuwies. Gerne möchte der Rezensent, der zu so sich widersprechenden Beobachtungen gelangt, ein Gesamturteil vermeiden. In diesem Buch stecken einige andere Bücher oder wenigstens doch Aufsätze. Die Entscheidung, diese eher heterogenen Bestandteile zu einer Publikation zu formen, war nicht glücklich. Mit der hochgesteckten Gattungsbezeichnung »Biographie« hoffte man wahrscheinlich, ein gemeinsames Dach gefunden zu haben – aber gerade diese Bezeichnung läßt dem Leser/Rezensenten kaum eine Wahl: Er muß die Leerstellen und Unausgewogenheiten wahrnehmen und aus ihnen den nicht eingelösten Anspruch registrieren. Er wird die nötige Auseinandersetzung mit Fontanes Antisemitismus, um die niemand mehr einen Bogen schlagen kann, der Fontanes Leben beschreibt, vermissen, so wie ihm kleine Fehler wie z. B. die behauptete Bekanntschaft Fontanes mit Eichendorff im Tunnel (S. 46), die irreführende Mitteilung, Fontane habe *seit* 1854 mit Kugler die Argo herausgegeben (er verantwortete nur den ersten Jahrgang) oder die Erwähnung einer »kaiserlichen Dotation« 1869 [!] (S. 169) kaum entgehen werden. Die Autorin Edda Ziegler, die einschlägig zu Heine und zur Buchgeschichte gearbeitet hat, und der Autor Gotthard Erler, Fontane-Herausgeber von Rang, stehen für ein Maß, an das sich hohe Erwartungen knüpften. Das vorliegende Buch hat sie nicht erfüllen können. Darüber darf man traurig sein. Die Freude über eine ganze Reihe gelungener Seiten sollte man sich indes keineswegs nehmen lassen. Sowohl als auch, Ja und Nein, einerseits und andererseits – ...

□ ROLAND BERBIG

Theodor Fontanes Weihnachten. Erzählungen, Gedichte, Briefe, Tagebuchnotizen und zeitgenössische Rezepte – zusammengestellt und erläutert von Antje Erdmann-Degenhardt. Verlag Husum 1996. 192 S. DM 76,-

Fontane und Weihnachten? Der Kenner denkt etwa an den Schluß von *L'Adultera*, wo sich angesichts des Heiligen Abends »das alte leidige Thema von Schuld und Sühne« ankündigt, oder an die von der Mutter verdorbene Christbescherung, die Fontane in *Meine Kinderjahre* berichtet. Ein Verherrlicher des Christfestes oder gar einer speziell deutschen Weihnacht war Fontane nicht. Man stutzt daher, wenn ein Buch den Titel *Fontanes Weihnachten* trägt und auf Hochglanzpapier gedruckt ist – und so empfiehlt es sich zunächst, in diesem Buch zu blättern, ohne gleich auf unseren Schriftsteller das Augenmerk zu richten. Ein gutes Drittel des Buches bestreiten Fotos von historischem Weihnachtsschmuck, Angaben über Back- und Kochtraditionen (ein umfangreicher »Rezeptteil« beschließt das Werk) und vor allem Bilder von Weihnachtsmärkten und häuslichen Bescherungen, die zumeist Reproduktionen aus *Daheim*, der *Gartenlaube* und anderen Familienzeitschriften, also archivalische Kostbarkeiten sind. Die »Weihnachtsindustrie« wird zum Beispiel in zwei von 1892 stammenden farbigen Abbildungen von »Marcipan-Künstlern« und Konfekt-Herstellern (S. 78f.) veranschaulicht. So bietet das Buch mit dieser reichen und im Druck der Farben vorzüglichen Bebilderung einen guten Einblick in die Festtagskultur des bürgerlichen Jahrhunderts. In ihren historischen Erläuterungen berichtet die Herausgeberin, daß – dieser Sachverhalt ist natürlich nicht neu – erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Weihnachtsbaum in der deutschen Familie allgemein üblich wurde; der

geschmückte Baum in *Grete Minde* (wir sind somit wieder bei Fontane) wird daher als ein Anachronismus erkannt (S. 40), und auch in *Vor dem Sturm* ist der Tannenbaum »nicht so ganz authentisch«, läßt sich aber als ein von Fontane »bewußt« eingebautes »Widerstandszeichen« gegen die Franzosen deuten (S. 15). Anders ist es, wenn Fontane Selbsterlebtes erinnert: historische Zeichnungen von toten Gänsen und einer beeindruckenden Kuchen-Palme illustrieren den ersten Textauszug aus *Meine Kinderjahre*, der, um Fontanes Worte zu gebrauchen, den »Werdeprozeß solches Baumkuchens« und die »Schlacht- und Backzeit« (S. 43f.) beschreibt.

Aber wie ist es mit den anderen Weihnachts-Passagen bei Fontane, also denen, die nicht wie die Backzeit-Szenen aus einer naiven oder scheinbar naiven Kinderperspektive erzählen? Ist der wirkliche Fontane zu finden, der Skeptiker und Realist und auch der, dessen »Lebenszuschnitt ihm kein wohliges, von langer Hand vorbereitetes Fest gestattete« und der möglicherweise »bis zum 24. Dezember jeweils von Terminen gehetzt wurde« (S. 5)? Ja, enthalten ist auch eine eher bittere Episode aus den *Kinderjahren*, nämlich das festtägliche »Gedichtauswendiglernen« (S. 46 ff.), auch die Stelle aus *L'Adultera* mit der schwindligen Melanie, und vor allem entdecken wir den desillusionierenden Weihnachtsbrief, den der alte Fontane seinen Leo von Poggenpuhl schreiben läßt und in dem es über den Schlächtermeister nach all der Berufsarbeit im »Gequitsche der armen Biester« schließlich heißt: »Und nun doch gerührt.« Am Heiligen Abend!

(S. 129). Ebenso führt uns gegen Ende die Herausgeberin die weihnachtliche Stelle aus *Mathilde Möhring* vor, also jenes Kalkül Mathildes gegenüber ihrem ahnungslosen Verlobten, der für die Zeit der Festtage eingelullt werden soll. Dieser Fontanesche Realismus spreizt sich natürlich gegen viele der Abbildungen. Die kühne Eigenständigkeit des Schriftstellers, über die so viel zu sagen wäre, bespricht das Buch kaum, aber es dokumentiert sie eindrucklich. In historischer Sicht freilich passen die Bilder zu den Texten Fontanes, der ja sogar in den erwähnten Familienzeitschriften publiziert hat.

An die hundert Texte Fontanes enthält das Buch, vom mehrseitigen Auszug aus *Vor dem Sturm* oder *Der Stechlin* bis zum zweizeiligen Brief-Zitat und zur persönlichen Notiz, entnommen den neue-

ren Tagebuch-Editionen. Antje Erdmann-Degenhardt hat, sehe ich recht, kein Werk, fast keinen Eintrag ausgelassen, in denen Fontane von der Weihnachtszeit spricht; sogar die Gedanken über deutsche und englische Weihnacht, die Fontane 1857 in der Kreuz-Zeitung veröffentlicht hat, sind wiedergegeben.

Erdmann-Degenhardts Erläuterungen nennen nicht nur, wie gesagt, kulturhistorische Fakten, sondern liefern auch, mit den Textauszügen der Lebenschronologie folgend, eine Biographie Fontanes, die uns zum Beispiel alle wichtigen Briefpartner vorstellt. So ist, ausgehend vom Weihnachtsfest und seiner Tradition, ein soziologisch und biographisch sehr informatives Fontane-Buch entstanden, lesens- und betrachtenswert nicht nur in der Weihnachtszeit.

□ MARTIN LOWSKY

Grawe, Christian: Führer durch Fontanes Romane. Ein Lexikon der Personen, Schauplätze u. Kunstwerke. Stuttgart: Reclam 1996. 365 S. (Universal-Bibliothek; 9439) DM 15,-

Sechzehn Jahre nach der Erstveröffentlichung ist Grawes Romanführer, vom Autor überarbeitet und ergänzt, wieder erschienen, diesmal bei Reclam. Kenner wissen, was sie an dem scheinbar kleinen Buch haben, das auch die Erzählungen berücksichtigt und überhaupt soviel mehr ist als ein simpler Romanführer. Eine Fülle von »Finessen« deckt schon die wieder übernommene Einführung auf, die man auf keinen Fall überschlagen sollte, da sie u.a. einen guten Eindruck gibt von den aufregenden Möglichkeiten der Assoziation und Hintergründe im Romanwerk. Dem hier geweckten Anspruch entsprechen die ca. 750 alphabetisch geordneten Artikel aufs beste. Sie führen auf:

1. Gestalten, d.h. Romanfiguren, selbst wenn sie namenlos sind (s. »Kuhhirt« oder »Zwei Berliner«), dazu Gruppen und Vereinigungen wie »Quartett« oder »Kastalia«. Auch die (wichtigen!) Hunde fehlen nicht. Außerdem historische Personen aus Politik, Geschichte, Geisteswelt, Musik, Dichtung und Kunst, sofern sie eine Rolle im Roman spielen und nur in Beziehung dazu.

2. Schauplätze (mit Kreis versehen), deren reale und symbolische Bedeutung bei Fontane, wie man weiß, gar nicht genug beachtet werden kann.

3. Kunstwerke (Sternkennzeichnung), zu denen Gedichte gehören, überhaupt andere Dichtungen, auch die Bibel, sowie Bilder, Lieder und Opern.

Allgemein gilt: »Bezugspunkt kann dabei immer nur der jeweilige Kontext im Romanwerk selbst sein« (S. 10). Der Artikel »Romantik« z.B. bezieht sich nur auf *Vor dem Sturm*, da nur hier die Epoche als Zeitströmung den Roman durchzieht. Allerdings hätte man sich doch auch einen Hinweis auf die tragende Bedeutung der Romantik für *Schach von Wuthenow* gewünscht. Daß weder auf *Effi Briest* noch auf *Unwiederbringlich* hier verwiesen wird, ist begrifflich: die Heine- und Brentano- bzw. Uhland-Gedichte bestimmen nur Teile der Romane. Nicht immer leuchtet die Einteilung ein, so haben z. B. Heine und Schiller (neu) einen Artikel, während Brentano beim Gedicht *Die Gottesmauer*, Novalis unter »Romantik« gesucht werden müssen. Hier sollte die Schlußzeile des berühmten Gedichts *An die Parzen* richtig zitiert werden (»wie Götter«!). Nach Möglichkeit »soll das charakteristische Fontanezitat selber sprechen« (S. 11).

Das betrifft vor allem Personen, wobei oft am Anfang die äußerliche Zeichnung steht, die bei Fontane bekanntlich in besonderer Weise auf das Innere deutet. Dabei offenbart schon die schwierige Wahl der Zitate die besondere Affinität Grawes zu Fontane. In nuce entsteht eine gute Charakteristik der Person: das hat viel von Interpretation, geht aber nur selten zu weit. Dankenswert ist der Hinweis auf Sekundärliteratur am Schluß der betr. Artikel im neuen Buch.

Damit sind wir beim Vergleich der beiden Ausgaben. Auf die unleserlichen Karten wurde verzichtet, von den Druckfehlern sind viele korrigiert. Es bleiben noch durchgehend ärgerliche Fehler bei den Namen, wo es heißen muß: Pudagla, Hoppenmarieken, Distelkamp. Mißglückt scheint der Satz: »Voller alttestamentarischer Sprache ist die [...] Predigt des Sektierers Gideon Franke.« Unter »Isenthal« (Ehrenthal in alten Ausgaben) muß es heißen: »Sie hat was von unsre Leut«,

bei »Hohen Ziesar« in der 1. Zeile *der* und St. Arnaud ist Oberst, nicht Oberstleutnant, statt die, die Buschen benutzt Allermannsharisch, während die Felgentreus sich mit Referendaren verloben. Begreiflich, daß nicht alle Personen genannt werden, aber man vermißt doch den heiklen Ghiberti oder Aurora v. Königsmarck (Cécile). Andere stehen nicht unter ihren Namen, s. Familie Exner, die man nur bei *Zur Schneekoppe* findet – keine glückliche Lösung.

Daß jeder Hinweis auf Fontanes Antisemitismus fehlt, ist für das Romanwerk vertretbar. Erfreulich die Ergänzungen bei den Stichwörtern Die Wahlverwandschaften, Venedig, Himmerlich, Chinese und Heine. Mit dessen Zitat aber sollte Kowalski sich selbst in Erinnerung »bringen« statt »rufen«. Ob im (ebenfalls ergänzten) Bismarck-Artikel die Deutung Bismarcks als Spiegelfigur für Melanie nicht zu weit geht, kann man sich fragen, und auch, ob man bei A. Möhring von gebrochenem Selbstbewußtsein und erstorbenen Gefühlen reden muß. Vielleicht war sie immer so – es gibt auch Veranlagungen. Beim Artikel Hedwig könnte man ergänzen, daß sie mit ihrem Verdikt über den abzuschaffenden Bourgeois ihren Onkel Hartwig zitiert.

Zu den Poggenpuhls: im Plattdeutschen ist Pogg = Frosch, so daß der Hinweis auf das Unausgewachsene (»Kaulquappen«) ein Beispiel gibt für allzu detektivische, übers Ziel hinausgehende Interpretationslust. Aber das ist die Ausnahme. Erstaunlich, daß kein Leser auf den Irrtum beim Stichwort Vreni hingewiesen hat: nicht Gabler, sondern Legationsrat Duquede begleitet van der Straaten, als sie Vreni mit Melanies Kind treffen.

So blieb dieser glückliche Fund der Rezensentin, die im Gegensatz zu dem genannten »Negationsrat« sagen muß: das Vergnügen an diesem Romanführer kann man gar nicht überschätzen.

□ MARIANNE SCHÜTZE

Walther Killy: Von Berlin bis Wandsbeck. Zwölf Kapitel deutscher Bürgerkultur um 1800. München: C. H. Beck 1996. 256 S. DM 48,-

Die Vorzüge des Älterwerdens sind doch beträchtlich, da sage einer, was er will; auch als Rezensent kann man sie entdecken. Ein liebenswürdiges Buch ist anzuzeigen, das weder den Fortschritt noch den Rückschritt beweisen will, das die Zukunft nicht zu fürchten scheint und das Gewesene nicht glorifiziert, vielmehr aus der zwecklosen Freude am Studieren geboren ist. Es erzählt von lauter vergangenen Dingen: von der Lust am Briefeschreiben (man ergab sich dieser merkwürdigen Gewohnheit bis zur Ausschweifung), von den Skurrilitäten universitären Lebens (selbstredend vor zweihundert Jahren), von materiell entbehrensreicher Jugend (die indes spätere kreative Leistungen keineswegs verhinderte), von Vorurteilen und Befangenheiten (welscher Aggressionslust, Geziertheit und Tücke, denen unschuldiger deutscher Patriotismus fordernd entgegentrat – aber auch Ernst Moritz Arndts überzogenes Nationalgefühl bedenkt der Verfasser mit Geduld und, soweit möglich, Verständnis), von Seelenfreundschaften (aufmerksam analysierte man die Psyche des Partners und die eigene) und fleischreichen Mahlzeiten (erstaunlich, wieviel sie essen konnten; auch prüde war man noch nicht wie im weiteren Verlauf des Jahrhunderts), von lateinischen Weisheitssätzen und Vorschriften (die höflicherweise in den Anmerkungen übersetzt werden). Unübersetzt geblieben ist nur die Widmung des Werkes, vermutlich damit niemand den Verfasser beneidet. Sein Dank gilt dem Trinity College zu Cambridge, wo er als Resident Fellow »die produktive Ruhe« fand, derer er zum Lesen und Schreiben bedurfte.¹

Ein Alterswerk mit allen Vorzügen und den gelegentlichen Schwächen eines sol-

chen; zugleich das Vermächtnis eines der großen Germanisten seiner Generation. Walther Killy empfing noch Vorauxemplare, das Erscheinen erlebte er nicht mehr.² Auf Schritt und Tritt bezeugt sein Buch das »Vergnügen an der bürgerlichen Welt um 1800«, das bereits die knappe Einleitung bekennt.³ Erzählt wird in einer ruhigen, unaufdringlichen Sprache, die ihrem Gegenstand sehr angemessen ist. Gleichwohl wirkt die Niederschrift gelegentlich etwas improvisiert, vielleicht auf Grund äußerer Umstände, vielleicht – dieser von Sympathie getragene Verdacht sei gestattet – weil dem Verfasser das immer tiefere Eintauchen in den Stoff (den er doch so gut beherrschte!) wichtiger war als die vermeintlich sichere Ausführung, bei der ihn Notizen und Erinnerungsvermögen gelegentlich im Stich ließen.

Ist kritische Aufmerksamkeit des Lesers im Detail angezeigt, so darf er um so unbesorgter das mit diskretem Humor gezeichnete Gesamtbild auf sich wirken lassen, von dem man sich gelegentlich mit fachlicher Neugier fragen mag, wie der Autor es denn eigentlich zustande bringt. Die Darstellung ist in zwölf Kapitel gegliedert, deren bevorzugte Schauplätze Berlin und Hamburg, daneben aber auch eine Anzahl kleinerer norddeutscher Städte bilden (Meldorf, Salzwedel, Swinemünde, Wandsbeck – Killy folgt der älteren Schreibung –, Wilsnack usw.). »Gegliedert« klingt fast schon zu schulmäßig, so locker und beiläufig reihen sich die einzelnen Abschnitte aneinander. Bei dem Schlußkapitel handelt es sich überdies um einen Wiederabdruck (*Der Brockhaus von 1827*, zuerst erschienen 1980), der die Genealogie einiger Lexikonartikel (Napoleon, Goethe)

bis in die jüngere Gegenwart aufschlußreich nachzeichnet, in einem Buch über die Epoche um 1800 aber etwas nachklappt. Auch dies wirkt nicht störend, fühlt man sich in Killys Buch doch wie in einem (etwas unaufgeräumten) Schatzhaus.

Der Kreis der dargestellten Personen ist mannigfaltig gebildet, er umfaßt preußische Prinzen (Louis Ferdinand) und Landadelige (Alexander von der Marwitz), emanzipierte Frauen des jüdischen Bürgertums (Henriette Herz, Rahel Levin) und der christlichen Demimonde (Pauline Wiesel), berühmte und vergessene Gelehrte (Wilhelm Harnisch, Georg Friedrich Schumacher, Johann Otto Thieß, wer kennt sie?) und Schriftsteller (Claudius, Fontane). Das sind Persönlichkeiten, die bei Killy ausführlicher behandelt werden, gewissermaßen »Hauptfiguren«; »Nebenfiguren«, womit natürlich nichts über ihre tatsächliche Bedeutung gesagt ist, erscheinen besonders in den Berliner Salons – »Gesellschaftszimmern«, wie Henriette Herz lieber sagte. Wir treffen ihre Freundin Dorothea Veit, geb. Mendelssohn, deren Vater Moses Mendelssohn und seinen Freund David Friedlaender, einen Vorfahr des Amtsgerichtsrats Georg Friedlaender, Fontanes Korrespondenzpartner im schlesischen Schmiedeberg, und ungezählte andere.

Killys bevorzugte Quellen bilden Briefe, wie sie damals in überreicher Fülle entstanden sind, und nach Goethes Wort, das unser Autor zitiert, »das Unmittelbare des Daseins« aufbewahren.⁴ Daneben wenig bekannte Autobiographien, die ihm »der unübertreffliche Bibliograph Klaus Schuster«, der nicht vergessen sei, in Göttingen ermitteln half.

Das besondere Interesse an Fontane ist unverkennbar. Ihm ist ein eigenes Kapitel gewidmet (*Fontanes Swinemünde*), darüber hinaus wird er aber noch in ande-

ren Kapiteln als Gewährsmann herangezogen (*Berliner Leben zu Schinkels Zeit, Louis Ferdinand, Prinz von Preußen, und Pauline Wiesel, geb. César*) und auch das erste der beiden Motti stammt von ihm. Die Ostseestadt der Biedermeierzeit, die dem Leser gemeinhin nur aus *Meine Kinderjahre* sowie – unter fingiertem Namen und behutsam verändert – aus einigen Kapiteln in *Effi Briest* und *Graf Petöfy* bekannt ist, gewinnt durch den wiederholten Rückgriff auf eine Informationsschrift des Kreisphysikus und Badearztes Richard Kind, in der auch auf die Apotheke des jungen Seebads eigens hingewiesen wird, sehr an Kontur. (*Das Seebad zu Swinemünde. Als Anhang eine kurze Anleitung, die Insel Rügen zu bereisen*, Stettin 1828) Killys Swinemünde-Kapitel, in dem selbstverständlich Fontanes »autobiographischer Roman« die Hauptrolle spielt, wird man bereits für sich genommen mit Vergnügen lesen. Den Hauptreiz aber bildet der dargestellte Zusammenhang mit der Epoche.

Wir wissen von der Unregelmäßigkeit und Ungesichertheit der Verhältnisse, in denen Fontane aufwuchs. Er hat selbst sehr nachdrücklich auf sie hingewiesen. Verglichen mit manchen anderen Biographien, die uns Killy erzählt, erscheint seine Kindheit jedoch geradezu bevorzugt und jedenfalls sehr geeignet, ihn für das, was seine Bestimmung war, zu disponieren. Geschichte und Literatur, ohne Zwang vermittelt, sprachen zu dem Heranwachsenden in einer seinem Fassungsvermögen zumeist entsprechenden Weise. Die »Poesie Swinemündes«, die bunte Vielfalt eines Hafens und die Freiheit des Meeres, auf dessen Grund sich untergegangene Städte erträumen ließen, bereicherte seine Phantasie. Aber es begegnete ihm auch schon früh eine solide bürgerliche Kultur. Wie weit war solch weiträumiger Zu-

schnitt der Lebensumstände entfernt von der provinziellen Enge kleiner Städte des Binnenlandes, die auch nur selten – wie immerhin Neuruppin – ein Gymnasium beherbergten, vom dörflichen Leben zu schweigen. Auch in der damaligen »Großstadt« Altona – mit rund 20 000 Einwohnern die zweitgrößte Stadt Dänemarks – konnten Kindheit und Jugend in einer wahrhaft »unbeschreiblichen Armut und Enge« sich abspielen, schlimmer Beengtheit der gesellschaftlichen Verhaltensregeln und Erziehungsschritte, wie das Kapitel *Jugend vor zweihundert Jahren* lehrt.⁶ Killy setzt solche Not ebenso ins Licht wie den kommunikativen Reichtum dieser vorindustriellen Zeit, von dem er mit Verve erzählt. Um zu bestimmen, was »bürgerlich« sei, so erläutert er, reichen die üblichen soziologischen Bestimmungen nicht aus. Die Gesellschaft war durchlässig besonders im Hinblick auf den geistigen Austausch, aber auch in Rücksicht auf die sozialen Rangverhältnisse. Die Freundschaft, die Louis Ferdinand von Preußen mit Rahel verband, erscheint dafür nicht minder beweiskräftig als die Beispiele entschiedenen Aufstiegswillens: Johann Heinrich Voß und Ernst Moritz Arndt stammten aus freigelassenen Familien; Gutzkow war der Sohn eines Bereiters beim Prinzen Wilhelm, der Schulreformer Karl Friedrich (von) Klöden, Begründer und erster Direktor der Gewerbeschule in Berlin, die Fontane besuchte, der Sohn eines trunk-süchtigen Unteroffiziers; aus Bauern- und Müllersöhnen wurden Gelehrte von namhaftem, zuweilen internationalem Ruf. In der Tat, der Begabte und Kräftige, dem Fortuna zur Seite stand (freilich kennt man nicht genau die Zahl ihrer weniger glücklichen Opfer), konnte es weit bringen.

Die eingangs monierten sachlichen Ungenauigkeiten wären bei einiger Aufmerk-

samkeit des Lektorats größtenteils vermeidbar gewesen. Bereits mit dem ersten Satz der Einleitung fallen sie störend ins Auge. In ihm wird aus dem 29. Kapitel, nicht, wie angegeben, aus dem 19. Kapitel des *Stechlin* zitiert, und Melusine von Barby, geschiedene Gräfin Ghiberti, der Pastor Lorenzen seine Lektion in preußischer Geschichte erteilt, plaudert zwar manchmal mit einer bayerischen Bekannten, der Baronin Berchtesgaden, ihre eigene Biographie aber führt nicht nach Bayern, sie ist also keine »bayrische Gräfin«.⁷ Eine Seite weiter wird, was Lorenzen vom »Glauben an die höhere Macht des Geistigen, des Wissens und der Freiheit« gesagt hat, als ein Satz des alten Stechlin bezeichnet, und, um das Pech abzurunden, in den Anmerkungen falsch belegt.⁸ Der kleine Theodor Fontane, der in seinem achten Lebensjahr von Ruppin nach Swinemünde umzieht, ist natürlich, ungeachtet der gelegentlichen Besuche beim Großvater in Berlin, kein »Großstadtkind«⁹, Prinz Louis Ferdinand fiel nicht bei Jena, sondern bei Saalfeld, wo allerdings keine »Schlacht« stattfand, wie an anderer Stelle formuliert wird¹⁰, und von Königsberg kann man aus der Perspektive von 1800 nicht sagen, daß dort »vormals die Könige gekrönt« wurden¹¹, denn bis dahin hatte nur ein Hohenzoller (Friedrich I., 1700) sich krönen lassen und nur noch ein zweiter (Wilhelm I., 1861) sollte ihm auf diesem Wege folgen. Das Heilige Römische Reich fand sein Ende 1806, nicht 1803.¹² Beispiele für solche Fehler ließen sich leider mühelos vermehren. Jeder tüchtige Student der Geschichte oder Germanistik, der sich gründlich mit dem Stoff befaßt, vermöchte sie zu korrigieren, – aber auch ein renommierter Verlag wie der, in dem das Buch erschienen ist, weiß sie mittlerweile anscheinend nicht zu vermeiden.

Die Substanz des Buches tangieren diese Errata nirgends. Walther Killy hat mit den von ihm behandelten Lebenszeugnissen sich noch einmal als ein gerechter Anwalt des Vergangenen bewährt.

□ HELMUTH NÜRNBERGER

Anmerkungen

- 1 KILLY, S. 12.
- 2 So erklärt sich der auf den ersten Blick merkwürdige Umstand, daß der Umschlagtext des 1996 erschienenen Buches nur das Geburtsjahr (1917), nicht das Todesjahr (1995) des Verfassers nennt und auch jeder sonstige Hinweis auf den postumen Charakter der Veröffentlichung fehlt.
- 3 Ebd., S. 12.

- 4 Ebd., S. 179.
- 5 Ebd., S. 12.
- 6 Ebd., S. 20.
- 7 Ebd., S. 9. Auch nach dem ersten Motto (S. 6) findet sich die falsche Kapitelangabe.
- 8 Ebd., S. 10 und 237. Der Stechlin ist im 5. Band der I. Abteilung, nicht der 3. Abteilung der Hanser-Ausgabe erschienen. Der Beleg in Killys Buch verweist den Leser also irrtümlich auf die *Schriften zur deutschen Geschichte, Kunst und Kunstgeschichte*.
- 9 KILLY, S. 164.
- 10 Ebd., S. 74 und S. 117.
- 11 Ebd., S. 53.
- 12 Ebd., S. 54.

Schmidt, Heiner: Quellenlexikon zur deutschen Literaturgeschichte. Bibliography of Studies on German Literary History. Personal- und Einzelwerk-bibliographien der internationalen Sekundärliteratur 1945–1990 zur deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart. Band 7. Fis–Gei. Duisburg: Verlag für Pädagogische Dokumentation 1996. 512 S. DM 198,-

Der vorliegende Band ist »zugleich die 3. überarbeitete, wesentlich erweiterte und auf den neuesten Stand gebrachte Auflage des »Quellenlexikons der Interpretationen und Textanalysen« (S. 2) desselben Autors und soll hier nur im Hinblick auf Fontane besprochen werden. Von den 512 S. des vorliegenden Bandes sind immerhin 53 allein Fontane gewidmet.

Immer wieder wird das Fontane-Archiv von Studenten und interessierten Fontane-Lesern nach einer Zusammenstellung von Sekundärliteratur älteren und neueren Datums zu speziellen Themen oder einzelnen Romanen, Gedichten etc. gefragt, und unsere Standardantwort ist jeweils (neben dem Verweis auf die aktuellen Bibliographien in den *Fontane Blättern*) der Hinweis

auf Charlotte Jolles' 4. Auflage des Metzler-Bändchens *Theodor Fontane*. Stuttgart, Weimar: Metzler 1993. (Sammlung Metzler; 114) – ein Hinweis, der längst nicht so überflüssig ist, wie man glauben sollte. Was leistet die vorliegende Zusammenstellung von bibliographischen Nachweisen? Sollte bei künftigen Anfragen auch das *Quellenlexikon* genannt werden müssen?

Von größerer Aktualität kann man bei der o.g. Beschränkung auf die Jahre 1945 bis 1990 nicht sprechen. Die Beschränkung auf Sekundärliteratur nach 1945 verhindert jedenfalls einen künftigen Verzicht auf das Metzler-Bändchen (das im Unterschied zum Quellenlexikon durch wertende Aussagen mehr als eine reine Bibliographie darstellt), auch wenn durch die spezielle Kenn-

zeichnung bibliographischer Beiträge lt. Einleitung »versucht worden [ist], für den Benutzer weitere Quellen, auch solche vor 1945, zu erschließen« (S. 5). Dabei fällt auf, daß z.B. die 3. Auflage des o.g. Metzler-Bändchens nicht klar als Bibliographie gekennzeichnet ist. Auch hat man von der in der Einleitung erwähnten Möglichkeit, im Einzelfall nach 1990 erschienene Beiträge aufzunehmen, in diesem Fall keinen Gebrauch gemacht, die o.g. 4. Auflage von 1993 findet sich hier ebensowenig wie das von Christian Grawe herausgegebene Reclam-Bändchen *Fontanes Romane und Novellen* von 1991, das doch die aktuellsten Interpretationen zu elf Fontane-Romanen enthält.

Das *Quellenlexikon* verfügt über eine relativ grobe Struktur: die aufgeführten Titel werden entweder als allgemeinere Darstellungen zu Leben und Werk des Dichters oder als Beiträge zu einem einzelnen Werk verzeichnet. Die Orientierung innerhalb der bei Fontane 22 S. umfassenden Auflistung von Titeln mit allgemeineren Darstellungen fällt zunächst nicht leicht. Daß dies jedoch bei den Angaben zu Einzeltiteln recht gut funktioniert, zeigt ein genauerer Blick: Einige umfangreichere Darstellungen wurden praktisch »zerlegt«, indem sie jeweils einzelnen Werktiteln zugeordnet sind. So gibt es allein 16 Hinweise auf Helmuth Nürnbergers *Der frühe Fontane* zu einzelnen Fontane-Titeln neben der Nennung unter den allgemeineren Darstellungen.

Gegenüber einer möglichen chronologischen Ordnung der Titel wurde zugunsten einer alphabetischen Anordnung nach

Autorennamen entschieden. Eine der unbedingt zu würdigenden Leistungen besteht darin, daß neben deutschsprachiger Sekundärliteratur insgesamt weitere 28 Sprachen berücksichtigt worden sind, ein großer Fortschritt gegenüber der 1. (1984) und 2. Auflage des *Quellenlexikons* von 1987, bei dem alle Titel zu Fontane (als Nachtrag für die Jahre 1983 bis 1986) noch auf insgesamt 26 S. Platz fanden. Neben den bekannteren deutschsprachigen Literaturlexika finden sich auch solche in finnisch, italienisch, rumänisch und ungarisch.

Bei den Angaben zu einzelnen Fontane-Titeln ist bemerkenswert, daß eine größtmögliche Vollständigkeit angestrebt wird. Neben einer Reihe von Vorworten und lexikalischen Darstellungen werden z.B. zu *Effi Briest* 198 einzelne Titel verzeichnet (bei Jolles ohne Beschränkung auf den Zeitraum 1945–1990 insgesamt 114). Die größere Zahl erklärt sich u.a. aus der breiteren Basis der berücksichtigten Literatur: so werden hier auch unterrichtspraktische Arbeiten genannt.

Hervorzuheben ist die im Unterschied zur 2. Auflage weit geringere Zahl an offensichtlichen Druckfehlern, doch auch hier hält sich hartnäckig ein »Instetten«, und manche Angabe ist nicht ganz vollständig (VanLente, S. 79). Insgesamt ist das vorliegende Werk gut geeignet, sich einen sehr umfassenden Blick über die Sekundärliteratur zu Theodor Fontane zu verschaffen. Bei künftigen Anfragen an das Fontane-Archiv werden wir gern auch auf das *Quellenlexikon* hinweisen.

□ PETER SCHAEFER

Frietsch, Matthias; Kriebel, Joachim: Stundenblätter. Dürrenmatt »Der Richter und sein Henker«, Fontane »Unterm Birnbaum«. Klassenarbeiten mit Erwartungshorizont. Beilagen: 30 Seiten Stundenblätter + 35 Arbeitsblätter zum Kopieren. Stuttgart, Dresden: Ernst Klett Verlag 1996. 96 S., Beilagen. (Stundenblätter Deutsch)

Die Kulturredaktion der ZEIT wagte sich kürzlich an die lange verpönte Frage nach der Notwendigkeit eines literarischen Kanons heran und wollte in einer Umfrage von Schriftstellern, Verlegern, Publizisten und Schauspielern wissen, welche fünf Werke deutschsprachiger Literatur sie Schülern gleichsam als »Mindestausrüstung« empfehlen würden.¹ Erwartungsgemäß rangierte Goethe mit den meisten Nennungen auf Platz 1; doch auch Fontane wird mehrfach genannt (v.a. *Effi Briest*, auch *Der Stechlin*), was dem »heimlichen Kanon« der Praxis im Unterricht entspricht, wo Fontane, sei es mit Gedichten und Balladen, sei es mit einigen der großen Romane (Favoritinnen sind derzeit Effi Briest und Lene Nimptsch, aber auch Jenny Treibel und Mathilde Möhring behaupten ihre Stellung im Klassenraum) längst nicht mehr wegzudenken sind. Dies bestätigt auch ein Überblick über die von den Schulbuchverlagen angebotenen Unterrichtsmaterialien, kommentierten Textausgaben für Schüler, sogenannten Grundlageninterpretationen, Lehrerhandreichungen etc.

Hinzu kommen die »Stundenblätter«, die sich als praxisorientierte und praxisbewährte Hilfestellungen für die Unterrichtsplanung des Lehrers verstehen. Sie enthalten relativ detailliert ausgearbeitete Vorschläge für die Gestaltung von Unterrichtsreihen zu einem Text, ggf. einer Textgruppe oder einem bestimmten Thema. Zu jeder konzipierten Stunde entwickeln sie jeweils eine Zielvorstellung, bieten eine ausführliche und meist gute Sachanalyse, Vorschläge zum methodischen Verfahren (Sozialfor-

men, Medien, Phasengliederung etc.) sowie Formulierungsvorschläge für Hausaufgaben und Klassenarbeiten. Die losen Beilagen, denen diese Reihe ihren Namen verdankt, enthalten außerdem ein übersichtliches Stundenverlaufsschema (als Spickzettel für den Lehrer), Vorschläge für das Tafelbild sowie Arbeitsblätter für die Schüler. Nach diesem Muster sind auch die hier vorliegenden Unterrichtsvorschläge zu Fontanes *Unterm Birnbaum* und Dürrenmatts *Der Richter und sein Henker* aufgebaut. Die Konzeption präsentiert sich insgesamt recht abwechslungsreich und motivationsfördernd; positiv zu vermerken ist das Beharren auf einer genauen und differenzierten Auseinandersetzung mit dem literarischen Text, die gerne auch unkonventionelle Wege zum Ziel einschlägt, Anregungen zum kreativen Schreiben gibt und konstruktive Ansätze zur Aktualisierung der angesprochenen Problematik aufzeigt.

Für *Unterm Birnbaum* sind acht Unterrichtsstunden eingeplant, für *Der Richter und sein Henker* sieben Stunden; zwei Unterrichtsreihen, die unmittelbar aufeinander folgen können und dann mit einem Vergleich beider Werke in einer dreistündigen Phase abgeschlossen werden oder die in aufeinanderfolgenden Schuljahren (also z. B. 9. und 10. Klasse, vgl. S. 6) behandelt werden können. Wir betrachten in diesem Zusammenhang vor allem die Unterrichtsvorschläge zu Fontanes Roman. Für *Unterm Birnbaum* schlagen die Autoren die folgende thematische Abfolge vor: Die ersten beiden Stunden sind der Ver-

ständnissicherung (sog. Inhaltssicherung) gewidmet; eine Stunde beschäftigt sich mit dem Ansehen der Hratschecks in Tschetchin; in jeweils einer weiteren Unterrichtsstunde beschäftigen sich Schüler und Lehrer mit der Gegenüberstellung von Abel und Ursel Hratscheck (Figurencharakterisierung), der Rekonstruktion des Verbrechens (Motive und Verlauf der Tat), der Verarbeitung der Schuld bei Abel und Ursel sowie schließlich mit der dörflichen Gemeinschaft (soziale Schichtung und Auswirkungen auf die Hauptfiguren). Die einzelnen Schritte bauen sachlich und lernpsychologisch konsequent aufeinander auf; sie berücksichtigen auch die Vielschichtigkeit des Textes und die Interdependenz der einzelnen Details, die der Leser miteinander verknüpfen muß, um zu einem angemessenen Verständnis zu gelangen und Vergnügen an der erzählerischen Raffinesse zu finden. Die Frage allerdings, ob dieser Zeitplan nicht zu optimistisch berechnet ist, muß nachdrücklicher gestellt werden, als dies die Autoren tun; nicht wenige der vorgeschlagenen Unterrichtsphasen verdienen nicht nur aus sachimmanenten Gründen eine ausführlichere Behandlung, als der knappe Zeitrahmen einräumt; auch dürften sich nicht wenige Schüler eine zwar straffe, wo notwendig aber auch gemächlichere Unterrichtsgestaltung wünschen, die hinreichend Raum läßt für Einzelfragen, Überlegungen und »kriminalistische Ermittlungen« auf den Spuren des Textes. Ein Zeitrahmen von acht Stunden für die Behandlung eines Textes wie *Unterm Birnbaum* läßt auch die Frage entstehen, ob nicht wichtige Aspekte vernachlässigt werden, die für ein umfassendes Verständnis unabdingbar sind. Natürlich kann und soll eine Deutschstunde keine Hauptseminarsitzung sein, und ihr Ziel ist nicht die Klärung sämtli-

cher literaturwissenschaftlich möglicher Detailfragen. Nicht unwichtig wäre aber, insbesondere zum besseren Verständnis eines Fontane-Textes, eine genauere Beschäftigung mit dem Erzählverfahren, die hier fehlt bzw. als Mittel zum kriminalanalytischen Zweck an den Rand rückt.

Spannend und entspannend sollte Schullektüre zur Abwechslung doch auch einmal sein; warum also nicht ein Kriminalroman im Deutschunterricht? Daß sie gerade Fontanes und Dürrenmatts Romane auswählen, begründen die Autoren so: »Beide Werke passen so gar nicht in das Klischee des Krimis [...] Schon aus diesem Grunde ist die Beschäftigung mit diesen Werken im Unterricht lohnenswert. Außerdem bietet sich ein Vergleich der beiden Krimis im Unterricht an.« (S. 6) Dieser Aussage ist prinzipiell und unumwunden zuzustimmen. Nachdenklich stimmt allerdings die Sorglosigkeit, mit der der Begriff des »Krimis« weiterhin undifferenziert verwendet wird, obwohl die Autoren selbst einen Ansatz zur Relativierung genannt haben. Bedauerlich auch, daß die Anregung zur Auseinandersetzung mit dem Schema des Kriminal- bzw. Detektivromans und dem Ausmaß der Abweichung von ihm, das sich Fontane wie Dürrenmatt »erlauben«, in der Unterrichtsplanung selbst schließlich nur noch höchst rudimentär thematisiert wird. Denn Dürrenmatt macht sich das Klischee des Detektivromans zunutze und spielt mit ihm; Fontane ist am kriminalistischen Klischee als solchem nur peripher interessiert, um so mehr dagegen an der Psychologie des Täters und der von der Tat betroffenen Figuren sowie an der Interdependenz von Tat und ihren individuellen, sozialen und anderen Hintergründen. Eben das ist es ja, was die beiden Texte zu zweier interessantesten und intelligentesten

»Kriminalromane« der deutschsprachigen Literatur macht. Die Bemerkung, daß die Begriffe Krimi, Roman und Novelle (S. II u. ö.) recht undifferenziert nebeneinander gebraucht werden, mag kleinlich erscheinen; störend ist dies für den aufmerksamen Leser jedoch allemal.

Die Arbeitsblätter 6 und 7 sollen in der 4. Stunde der Reihe (Erarbeitung der Figurencharakterisierung) eingesetzt werden. Die Schüler erhalten hier die Aufgabe, sich in die Rolle eines Filmproduzenten hineinzusetzen und Besetzungsvorschläge für die Rollen des Abel und der Ursel in einer Verfilmung des Romans zu machen. Positiv zu bewerten ist das dahinter stehende Konzept der Visualisierung im allgemeinen und das Ziel, auf diese Weise die Erkenntnisse aus der Verständnissicherung und der Interpretation zu aktualisieren und in einer komplexen Weise praktisch anzuwenden. Müssen es aber gerade Bilder von »bekannten Dichterinnen und Dichtern aus dem 19. und 20. Jahrhundert« sein? Der alte Goethe und der junge Kleist, der verhalten schmunzelnde Fontane und der ernst-gesetzte Stifter als Besetzungsvorschlag für Abel Hradtscheck? Anna Seghers sollen die Schüler als zu alt, Bettina von Arnim als zu jung aussortieren; in Frage kommen aber Marie Luise Kaschnitz und Rosa Valetti als mögliche Darstellerinnen der Ursel?! Da hilft gegen den Lachreiz des Lehrers auch nicht die treuherzige Versicherung der Autoren, daß die Schüler nebenbei »bei entsprechenden Nachfragen mit bedeutenden Persönlichkeiten aus der deutschen Literaturgeschichte bekannt gemacht werden« können (S. 16). Dieser schräge Ansatz läßt sich didaktisch nicht rechtfertigen, nur verbrämen; sinnvoller wäre es hier wohl, anonyme Portraits z.B. aus Weber-Kellermanns »Frauenleben« oder aus Jacobeits

»Alltagsgeschichte« auszuwählen.² Und schließlich: Sollte aus der Einsicht, daß Fontane das Äußere Hradtschecks wesentlich weniger genau und anschaulich beschreibt als das seiner Frau, nicht auch eine Schlußfolgerung gezogen werden, die sich auf die Funktionen und Intentionen der Charakterisierung im fiktionalen Text bezieht?

In der die beiden Unterrichtsreihen abschließenden Vergleichsphase ist für die erste Stunde eine Einführung bzw. Wiederholung der »Erzählperspektiven« vorgesehen. Kritisch anzumerken ist, daß es sich hierbei nicht um einen wirklichen Vergleich der beiden Texte handelt, sondern um ein unetikettiertes Vehikel zur Thematisierung der Erzählformen und des Erzählverhaltens. Die folgende Stunde beschäftigt sich mit der Unterscheidung zwischen Detektivroman und Kriminalroman (nach Alewyn); dieser Ansatz ist gut und sinnvoll, wenn auch ein wenig spät plaziert, doch ist in der vorgeschlagenen Form die Begrenzung auf eine Stunde sehr optimistisch. Ähnliches gilt für die dritte Stunde, deren Gegenstand die Gerechtigkeitsauffassung bei Dürrenmatt und Fontane sein soll.

Das Literaturverzeichnis vermerkt nur die unmittelbar für den Unterricht bzw. im Unterricht verwendeten Texte, allerdings nicht vollständig. So fehlt zum Beispiel der Beitrag von Gill,³ dessen Skizze Letschins für Arbeitsblatt 9 und die entsprechende Unterrichtsstunde verwendet wird (S. 36 f.). Weiterführende und doch wohl für den interessierten Lehrer wichtige Literaturangaben zu Fontane bzw. seinem Roman beschränken sich auf die Interpretationen von Friedrich und Schäfer sowie die Bildmonographie von Nürnberger (die allerdings vor allem als Materialgrundlage für ein Schülerreferat herangezogen werden

soll). Nützlich wären sicherlich auch Hinweise auf Müller-Seidels Monographie sowie auf vier weitere Einzelinterpretationen gewesen, von denen immerhin zwei in fachdidaktischen Zeitschriften erschienen sind.⁴

Insgesamt sind an diesen Unterrichtsvorschlägen die positiven Ansätze und ihre anregenden Impulse für einen abwechslungsreichen Literaturunterricht hervorzuheben. In der Praxis wird manches anders verlaufen, wird sich die Unterrichtsgestaltung den individuellen Bedürfnissen und Interessen der Schüler anpassen. Wer als Lehrer seine Erfahrungen mit den »Stundenblättern« gemacht hat, weiß sehr genau, daß sie kaum sic et nunc als Rezeptsammlung mit genauer Dosierungsanleitung aufgefaßt werden können und sollten, daß sie vielmehr so verwendet werden sollten, wie ein guter Koch mit überlieferten Grundrezepten umzugehen pflegt: wie mit einem praktikablen Vorschlag, der durch die Kreativität und den guten Geschmack des Küchenchefs noch verfeinert werden kann.

□ BETTINA PLETT

Anmerkungen

- 1 *Der deutsche Literatur-Kanon. Was sollen Schüler lesen?* Die ZEIT-Umfrage (1).

In: *Die ZEIT* Nr. 21, 16. 5. 1997. 2. Teil der Umfrage in Nr. 22, 23. 5. 1997

- 2 INGEBORG WEBER-KELLERMANN: *Frauenleben im 19. Jahrhundert. Empire und Romantik, Biedermeier, Gründerzeit*. 3. Aufl. München: Beck 1991; u. a. SIGRID UND WOLFGANG JACOBETT: *Alltagsgeschichte des deutschen Volkes*. Mit einem Vorwort von JÜRGEN KUCZYNSKI. Bd. 2, Leipzig, Jena 1987 u. ö.
- 3 MANFRED GILL: *Letschin in Fontanes Kriminalnovelle »Unterm Birnbaum«*. In: *Fontane Blätter IV* (1979), H. 5, S. 414–427
- 4 HUGO AUST: *Die Bedeutung der Substitute für die Interpretation. Zu Theodor Fontanes »Unterm Birnbaum«*. In: *Der Deutschunterricht* 29 (1977), H. 6, S. 44–51. HUBERT OHL: *Theodor Fontane*. In: *Handbuch der deutschen Erzählung*. Hrsg. v. KARL KONRAD POLHEIM. Düsseldorf 1981, S. 339–355 (zu »Unterm Birnbaum« S. 348–350). HARTMUT LÖFFEL: *Fontanes »Unterm Birnbaum«*. In: *Diskussion Deutsch* 13 (1982), S. 319–330. KLAUS LÜDERSEN: *Literatur und Kriminologie: Bemerkungen zu Theodor Fontanes Erzählung »Unterm Birnbaum«*. In: *Neue Rundschau* 97 (1986), S. 112–136.

Regina Dieterle: *Vater und Tochter. Erkundung einer erotisierten Beziehung in Leben und Werk Theodor Fontanes*. Bern u. a.: Peter Lang 1996. 304 S. (Zürcher Germanistische Studien; Band 47) DM 58,-

Die vorliegende Studie von Regina Dieterle, angenommen 1995 als Dissertation an der Universität Zürich, wird Interesse in zwei großen Rezipientenkreisen finden: Zum einen interessiert sie als motivgeschichtliche Arbeit zum Vater-Tochter-Verhältnis, zum anderen als Fontane-Buch, in dem biographisch-psychologische Frage-

stellungen mit literaturwissenschaftlichen verschränkt sind. Entsprechend baut sich die Arbeit in zwei Teilen auf: In einem ersten Teil, der ein Drittel der Arbeit umfaßt, wird dem Motiv des Vater-Tochter-Verhältnisses in Mythos und Literatur nachgeforscht, im zweiten Teil wird Fontanes Beziehung zu seiner Tochter Martha beschrie-

ben und sodann Spiegelungen dieser Beziehung im Werk aufgezeigt und analysiert.

Der erste große Teil, Kapitel 1 bis 3 (1. »Vater und Tochter«, 2. »Mythische Vater-Tochter-Geschichten«, 3. »Zwischen Aufklärung und Gegenwart: Vater-Tochter-Geschichten der deutschen Literatur«) hat stark einführenden Charakter. Der Tatsache, daß Vater-Tochter-Beziehungen im Vergleich zu Vater-Sohn- oder Mutter-Sohn-Beziehungen in der Forschung erstaunlich wenig Interesse gefunden haben, begegnet die Verf. mit einem Überblick über wichtige Grundmuster in der Tradition des Vater-Tochter-Motivs. In der Forschung schließt sie vor allem an die Arbeiten von Linda E. Boose, Rose Götte und Sybille Berg Rejda an¹ und folgt selbst in ihren Untersuchungen einer soziopsychologischen Methode.

Mit der Vorstellung exemplarischer Vater-Tochter-Verhältnisse in Mythos und Literatur (Lot und seine Töchter, Ödipus und Antigone, Antiochus, Apollonius, König Lear und seine Töchter, Sara, Emilia, Luise, Clara und ihre Väter) legt die Verf. eine Basis für ihre Fontane-Interpretation. An Werken wie Gabriele Reuters *Aus guter Familie*, Ingeborg Bachmanns *Malina*, Max Frischs *Homo faber* und Alissa Walsers *Geschenkt* zeigt sie das Fortleben des Motivkomplexes über Fontane hinaus, zeigt insbesondere den geschlechtsspezifischen Blick auf das Vater-Tochter-Verhältnis und dessen Neuorientierung bei zunehmender Emanzipation der Frau.

Nach Antigone, dem Muster der treusorgenden, sich für den Vater aufopfernden Tochter, werden mit den Geschichten um Antiochus und Apollonius zwei wichtige Varianten des Vater-Tochter-Inzests eingeführt. Das Grundmotiv des eifersüchtigen und auch gewaltbereiten Vaters Antiochus, der letztlich seine Tochter für sich behalten möchte und sie von anderen Be-

werbern fernzuhalten versucht, wird als so exemplarisch aufgefaßt, daß die Verf. den Vorschlag von Josephine Rijnaarts, nicht von einem »weiblichen Ödipuskomplex« zu sprechen, sondern von einem »Antiochuskomplex«, unterstützt. Zum motivlichen Ensemble des Antiochuskomplexes gehören für sie der Tod der Mutter, die Freierprobe und schließlich die Bestrafung des inzestuösen Vaters und oft auch der Tochter.

Die Apollonius-Sage stellt für die Verf. die Variante des unwissentlichen Inzestes dar, insofern hier der Vater früh von der Tochter getrennt wird und sie später (zunächst) unerkannt wiedertrifft. Die Trennung wird als unbewußtes Wissen von seiten des Vaters, der um seine inzestuösen Neigungen weiß, sie verdrängt und doch nicht ganz aufgeben mag, interpretiert. In der Apollonius-Variante wird der Inzest im letzten Moment verhindert.

In der Darstellung und Interpretation des Vater-Tochter-Verhältnisses in *König Lear* wird Cordelia in der Tradition Antigones gesehen, als treue Tochter, die dem kranken alleinstehenden Vater beisteht. Die Verstoßung ebenso wie die Verweigerung der Mitgift und des Segens werden als uneingestandene inzestuöse Neigung Lears verstanden. Cordelia selbst ist ein Beispiel der aufopferungswilligen, liebesbereiten Tochter, wohingegen die Töchter Goneril und Regan andere Möglichkeiten des Tochterdaseins, nämlich die Bereitschaft zu Ungehorsam, Haß und Gleichgültigkeit vorleben.

Im ganzen ist dieser erste Teil des Buches durchaus informativ, und zwar nicht aufgrund wirklich neuer Ergebnisse, das meiste, was gesagt wird, ist bekannt, manches allzu bekannt (z. B. die Exkurse über Geschlechtscharaktere und Hysterie); dennoch bietet die Zusammenstellung der

Motive in den verschiedenen literarischen Verarbeitungen einen neuen Blick auf die jeweilige Behandlung und Darstellung des Vater-Tochter-Verhältnisses und kann für Studierende hilfreich sein, mit diesem Thema auf neue Weise umzugehen.

Der zweite große Teil, Kapitel 4: »*Theodor Fontane: Väter und Töchter*«, widmet sich nun ganz dem Leben und Werk Fontanes. Dieser Teil profitiert von der Auslegung der Motive des ersten Teils und sucht gewissermaßen Fortsetzungen der Grundmuster in Fontanes Werk auf. Methodisch geht die Verf. von einer ganz engen Bindung von Leben und Werk aus. In großer Engführung wird in diesem Teil detailliert Auskunft über Fontanes Leben, über seine Familiengründung, das Verhältnis zu seinen verschiedenen Kindern und natürlich insbesondere zu seiner 1860 geborenen, lange erwarteten Tochter Martha, genannt Mete, gegeben. Vor unseren Augen ersteht – abgestützt durch reiches Quellenstudium – das Bild einer sehr intensiven, sich in verschiedenen Lebensphasen wandelnden Vater-Tochter-Beziehung. Der Vater liebt die Tochter, braucht sie, findet in ihr ein liebevolles, bewunderndes, immer ihn spiegelndes Gegenüber und bindet sie an sich. Er entfernt sie von sich, wenn sie ihn durch ihre zahlreichen Krankheiten stört, und zieht sie im Alter wieder zur eigenen Umsorgung an sich. Die Tochter, begabt und aufgeschlossen, bleibt ihr Leben lang fixiert auf den Vater. Sie ist seine beste Leserin, organisiert und verwaltet sein Werk, gibt nach seinem Tod, immer noch »verliebt« in seine Briefe, die Familien- und Freundesbriefe heraus, wobei sie vor starken Streichungen – im Sinne der Erhaltung des väterlichen Idealbildes – nicht zurückschreckt. Sie überwindet eine Leidenschaft zu einem dem Vater ähnlichen Künstler, Julius Stockhausen, kann

wegen dauernder Krankheiten nicht lange berufstätig sein, heiratet erst spät (kurz vor dem Tod des Vaters) einen väterlichen Mann (Karl Emil Otto Fritsch) und nimmt sich zwei Jahre nach dem Tod des Vatersersatzes mit 57 Jahren das Leben.

Parallel zu diesem Lebens- und Beziehungsbild wird das Werk Fontanes auf Spiegelungen der großen, wie die Verf. glaubt, inzestuösen Neigung Fontanes zu seiner Tochter hin untersucht. Dieser große Fontane-Teil ist gut und zum Teil innovativ in den explizit biographischen Phasen und überzeugt in der Interpretation der Texte, in denen die Verf. die wichtigsten Umbruchphasen im Leben des Vaters und der Tochter und damit zugleich die Entwicklung des inzestuösen väterlichen Begehrens gespiegelt sieht.

Nach einer einleitenden Phase in Lyrik und Prosa, in der Fontane das Inzestmotiv anspricht als Geschwisterinzent oder in Fußnoten als Bericht von Vater-Tochter-Inzestgeschichten, sieht die Verf. zwei große Blöcke von Texten, in denen der Autor die Liebe zu seiner Tochter spiegelt, agiert, ableitet. Der erste Block, entstanden und geschrieben während der Jungmädchenzeit von Martha, ihrer Leidenschaft für den Künstler Stockhausen und der damit verbundenen ersten Ablösungsversuche, umfaßt die in den 70er Jahren entstandenen Texte: *Grete Minde*, *Schach von Wuthenow* und *Ellernklipp*. Sie werden als Verarbeitungsmedien des unter seiner inzestuösen Neigung leidenden Vaters gesehen, der diesen Impuls im Spannungsfeld zwischen Exogamiegebot und inzestuösen Wünschen jedoch auch produktiv nutzt. Während in der Erzählung *Grete Minde* der Vater die Loslösung der Tochter nicht überlebt, die Tochter aber selbst nach dieser Trennung kein gelungenes Leben realisieren kann und in rasender Zer-

störungswut sich und ihre Umgebung in Flammen aufgehen läßt, scheint in *Schach von Wuthenow* in subtiler Spiegelung der eigenen Tochter, seiner selbst sowie des von der Tochter angebeteten Künstlers Julius Stockhausen die eigene Eifersucht gegenüber dem mit ihm fast altersgleichen Stockhausen künstlerisch ausgelebt wie auch zugleich in der Selbstliquidierung Schach von Wuthenows bestraft. In der 1879 entstandenen Mordgeschichte *Ellernklipp* dann werden die inzestuösen Phantasien im Ziehvater Baltzer Bocholt beinahe unverstellt gespiegelt. In diesem Text sieht die Verf. eine Vaterphantasie, die als reine Figuration des Antiochuskomplexes erscheint, insofern hier der Vater sogar den eigenen Sohn als Konkurrenten aus dem Felde schlägt und die Ziehtochter schließlich heiratet. Auch hier, wie in den meisten Grundmustern dieser Art, folgt am Ende eine Bestrafung des Inzestbegehrens durch den mysteriösen Untergang des Vaters.

Wenn auch die Interpretationen der Fontaneschen Werke im ganzen überzeugen, so erscheinen in diesem Teil gelegentlich die Verbindungen von Leben und Werk sowie die Deutungen biographischer Fakten etwas gewaltsam, insofern allzu schnell in der Nachfolge Freuds die Symptome hin und her geschoben werden. Gerade dieser Bereich bedarf besonderer Sensibilität und auch Diskretion, die häufig allein in der Weise der Formulierung realisiert werden muß. So wird z.B. für Martha Fontane, nachdem über ihre zunehmende Labilität und ihre hysterischen Krankheits-symptome gesprochen wird und nachdem Freuds Hysterieuntersuchungen und seine Erklärung, daß bei hysterischen Patientinnen häufig sexueller Mißbrauch in der Kindheit nachgewiesen werden konnte, aufgegriffen wird, ein sexueller Mißbrauch

allein vom Aufbau des Textes her nahegelegt, auch wenn es nur andeutend heißt, daß »diese Möglichkeit doch einmal in Bezug auf die Tochter Fontanes in Betracht gezogen« (S. 135) werden müsse. Mete Fontane sei »umgeben von vielen Autoritätspersonen, die Machtposition gegenüber kleinen Mädchen mißbrauchen konnten, und es ist – folgt man der frühen Freud-schen Überlegung – durchaus möglich, dass ihre Leiden im Erwachsenenalter auf eine frühkindliche Erfahrung sexueller Art zurückzuführen sind, oder dass eine Mißbrauchserfahrung zumindest ein zusätzliches Belastungsmoment bildete.« (S. 135)

Sofort folgt allerdings eine prophylaktische Ehrenrettung Fontanes mit dem Satz »allen Anzeichen nach aber kann sich diese Erfahrung nicht auf den leiblichen Vater beziehen. Denn Töchter, die vom eigenen Vater mißbraucht wurden, scheinen keine tragende Beziehung mehr zu diesem entwickeln zu können« (S. 135) – Man fragt sich natürlich, warum erst eine solche Inzestvorstellung nahegelegt wird, wenn dann derjenige, der vermutlich am nächsten dran war, sofort exkulpiert wird.

Die Fokussierung auf eine Vorstellung von Vater-Tochter-Beziehung als sozusagen grundsätzlich inzestuöse Beziehung im Spannungsfeld zwischen Verbot und Begehren läßt die Verf. jede andere Form familiärer Dynamik, töchterlicher Wünsche und väterlicher Vorstellungen, die nicht auf Erotisierung und Inzest weisen, aus den Augen verlieren. Sie hindert außerdem eine psychoanalytisch weitergehende Interpretation, da z. B. gänzlich aus dem Blick kommt, daß in den Tochterphantasien und im Begehren der Tochter zugleich tiefere Wünsche der männlichen Figur und möglicherweise auch des Autors Fontane nach mütterlicher Liebe eingelassen sind. Gerade im Roman *Schach von Wuthenow* wer-

den mit der schönen Mutter Carayon und sodann mit der deutschen »Obermutter«, der Königin Luise, sowie in verschiedenen mütterlichen Nebenfiguren und -motiven Mutterwelten skizziert, deren Versprechen zweifellos noch vor den Wünschen nach der Tochter liegen bzw. in diese hereintransportiert werden.²

Während das Vater-Tochter-Motiv in den Werken der mittleren Phase – entstanden in einer Zeit, in der sich Fontane innerlich und äußerlich von der Tochter zu distanzieren versucht – zurücktritt, sieht die Verf. einen zweiten großen Block mit dominanter Vater-Tochter-Beziehung im Alterswerk des Autors mit den Romanen *Frau Jenny Treibel*, *Effi Briest*, *Der Stechlin*. Diese Werke sind seit dem Ende der 80er Jahre entstanden, der Zeit, in der die bald dreißigjährige Martha ins Elternhaus zurückgekehrt ist und – eine zweite Antigone – sich ganz dem Vater und seinem Werk widmete. Diese – wie es scheinen mußte – entgültige Rückkunft der Tochter macht den Autor Fontane stark für eine Trennungphantasie. In *Frau Jenny Treibel*, einem Roman, in dem die Verf. die stärksten autobiographischen Spiegelungen erkennt, scheint der Antiochuskomplex ganz überwunden. Corinna wird schließlich auf Antreiben des Vaters verheiratet. Daß Martha Fontane sich seit dem Erscheinen des Romans bis zu ihrem Lebensende gern Corinna nennen läßt und Briefe mit »Corinna« unterschreibt, wertet die Verf. zurecht als Zeichen der Verquickung von Literatur und Leben in dieser Vater-Tochter-Beziehung. Martha erscheint als Corinna endgültig als ein imaginäres Produkt des Vaters, und die phantasierten Roman-Töchter vertreten das leibliche Kind in der libidinösen väterlichen Ökonomie.

Effi Briest und *Der Stechlin* dann werden als Phantasien interpretiert, in denen

der Autor durch geschickte Personenkonstellationen, durch Dopplungen und Spaltungen der Vaterfiguren und durch eine Handlungsführung, die die Ehe der Tochter nur als vorübergehendes Mißgeschick erscheinen läßt, ein Arrangement erfindet, demnach eine starke und zugleich weiblich-sensible Tochter zum Vater zurückkehrt und dieser seine Liebe, ja im Falle des *Stechlin* sogar seine Verliebtheit ungestraft ausleben darf.

Im ganzen stellt Dieterles Vater-Tochter-Buch eine sehr lesenswerte Fontane-Studie dar, die trotz und zugleich auch wegen der starken Fokussierung auf eine erotisierte Vater-Tochter-Beziehung nicht nur einen bewegenden Einblick in das in mancher Hinsicht sicher epochentypische Familienleben der Fontanes gibt, sondern auch eine Reihe von Romanen des Autors in der motivbezogenen Zusammenschau neu beleuchtet. Daß dabei andere wesentliche Aspekte aus dem Blick geraten, daß auch manches an Forschungsliteratur wegen des eingeschränkten Blicks nicht zur Kenntnis genommen wird (z. B. Peter-Klaus Schusters schon 1978 erschienenenes Buch *Theodor Fontane: Effi Briest – Ein Leben nach christlichen Bildern*, das im angesprochenen Kontext unbedingt mitreflektiert werden müßte), kann man bedauern, es mindert aber nicht den Eindruck eines gut konzipierten, gut geschriebenen und in vieler Hinsicht innovativen Fontane-Buches.

□ IRMGARD ROEBLING

Anmerkungen

- 1 LINDA E. BOOSE: »*The Father's House and the Daughter in It: The Structure of Western Culture's Daughter-Father Relationship*«. In: LINDA E. BOOSE u. BETTY S. FLOWERS (Hrsg.): *Daughters and Fathers*. Baltimore/London

1989, S. 1974; ROSE GÖTTE: *Die Tochter im Familiendrama des 18. Jahrhunderts*. Diss., Bonn 1964; SYBILLE BERG REJDA: *Das Opfer emanzipiert sich. Die Tochter im deutschen Roman des 19. und 20. Jahrhunderts*. Diss., Lincoln/Nebraska 1962.

2 Ausführlicher dazu siehe IRMGARD ROEBLING: *Nixe als Sohnphantasie. Zum Wasserfrauenmotiv bei Heyse, Raabe, Fontane*. In: IRMGARD ROEBLING (Hrsg.): *Sehnsucht und Sirene. Vierzehn Abhandlungen zu Wasserphantasien*. Pfaffenweiler 1992, S. 145–203.

Manfred Rösel: »Das ist ein weites Feld.« Wahrheit und Weisheit einer Fontaneschen Sentenz. Mit einem Vorwort von Helmuth Nürnberger. Frankfurt am Main u. a.: Peter Lang 1997. 152 S. DM 60,-

Eine Arbeit, die sich mit viel Geduld einem einzelnen Satz aus Fontanes Dichtung zuwendet, wird stets willkommen sein. Nicht daß Fontane verklausuliert geschrieben hätte, doch steckt bei längerem Hinsehen immer »was drin« (HFA I/4.477), das sich nur dem verweilenden Blick offenbart. Dies gilt zumal von der Lieblingswendung des Herrn von Briest, die in der 29. Auflage (1942) des *Büchmann* erstaunlicherweise (noch) fehlt. Ihr Lakonismus, das wiederholte Vorkommen in abgetönter Form und die Finalposition mit Achtergewicht verleihen dem Ausspruch eine inhaltliche und strukturelle, im wahrsten Sinne gewebebildende Bedeutsamkeit, die nicht überschätzt werden kann. Das alles ist bereits in Grundzügen seit der Arbeit von Charlotte Jolles (1967) bekannt und verdient doch eine gesonderte Abhandlung. Sehr zu Recht gibt Manfred Rösel zu bedenken, daß eine Analyse des scheinbar gleichlautenden Satzes am jeweiligen Kontext ansetzen muß, um den eigentlichen Sinn zu erfassen. Das heißt, die vermeintlich identische und leitmotivisch verwendete Formulierung erhält ihre konkrete Bedeutung, ja ihre »philosophische Tiefe« (S. 127) erst als Antwort auf jeweils erörterte Fragen, als Lösung aufgeworfener Probleme und als Entscheidung in ausufernden Gesprä-

chen. Rösel unterscheidet sechs Themenkomplexe (S. 21 f.), in denen Briests Redewendung eine »pragmatisch« bestimmbare Rolle spielt: die »Zwangslage« (HFA I/4.42, s.a. 37) der verheirateten Frau, die »Logik« des männlichen Begehrens (HFA I/4.40), die Menschlichkeit des Tieres (HFA I/4.120), die Problematik der Gebote und Verbote (HFA I/4.120), die Schuld-Frage (HFA I/4.296 f.) und – aus Innstetters Munde – die Brisanz der weiblichen Feinheit für Männer. (HFA I/4.187)

Mit der Situierung des Briestschen Satzes ist der Gang der Analyse vorgegeben. Ihre Ergebnisse führen zu einer »Quintessenz Fontanescher Alters-Skepsis« (S. 125) mit den Merkmalen der »Relativierung«, »Problematisierung« und »Ablehnung« dogmatischer Haltungen, einseitiger Erkenntnisse und rigoroser Urteile. Das stellt in der Fontane-Forschung gewiß keine ungewöhnliche Einsicht dar; und auch das Dilemma ist längst bekannt, in das solche Argumentationen gern geraten, wenn sie einerseits die skeptische Position ausbauen, andererseits es sich nicht versagen können, von »grundsätzlichen Existenzbedingungen« (S. 81) oder gar der »Wirksamkeit eines transzendenten Prinzips« (S. 120) zu sprechen. Trotzdem müht sich Manfred Rösel nicht umsonst ab, wendet er sich

doch gegen neuere Deutungen, die den Herrn von Briest mitsamt seiner notorisch »ausweichende[n] Redewendung« (so der Kommentar in HFA I/4.766 zu 296) eher kritisch beurteilten (vgl. S. 16); insofern also gibt es genug Gründe für eine erneute Überprüfung, selbst wenn die zurückgewiesene »Lehrmeinung« eher auf dem Felde der »Lektürehilfen« wuchern sollte. Denn näher besehen bleibt es noch immer eine reizvolle Aufgabe, eine skeptische Position als ästhetische Leistung in text-, will sagen satznaher Arbeit zu konturieren.

Dieses Ziel erreicht die vorliegende Studie jedoch nicht vollends, obwohl sie manches zum besseren Verständnis beiträgt (z. B. die Ausführungen über das *vanitas*-Motiv). Sie verschwendet ihre Energie für eine herkömmliche und wohl zu Recht überwundene Gleichschaltung zwischen Autor und Figur. Was nützt es, in Herrn von Briest das »alter ego« Fontanes – so die wiederholte, für die künstlerische Gestaltung nicht gerade sensible Formulierung – zu erkennen, wo doch die Entsprechungen (wenn es um solche partout gehen soll) zu Effi und selbst zu Herrn von Guldenklee nicht minder wichtig wären! Doch dies beiseite. Der Hauptvorteil von Rösels Verfahren: die Arbeit am Satz und seinem Gebrauch, wird verscherzt. Das zeigt sich schon am Titel. Ich meine nicht die verflixte Genauigkeit des Zitierens (das hier wohl nur die Entwurfsfassung meinen kann), viel eher geht es schon um die elementare Frage, inwiefern Briests Ausspruch wirklich eine »Sentenz« ist. Über den Begriff gibt es genug Fachliteratur, auch liegt ein berücksichtigungswertes Spektrum begrifflicher Differenzierungen vor. Wahrscheinlich ist das Problem aber rasch geklärt. Doch was tut Briest, wenn er diesen Satz ausspricht, als was läßt ihn der Erzähler erscheinen, und wie arbeitet der Autor?

Wenn es sich um eine agrarische Metapher handelt – die soldatische wäre ja auch denkbar –, so steht natürlich die kennzeichnende Bedeutungsfunktion im Vordergrund. Im übrigen fällt aber die gesuchte Vagheit des Ausspruchs auf, der – will man sie wahrheitslogisch erfassen – immer recht hat wie der prophetische Ausspruch »Es wird sich machen« des mächtigen Zauberers Sulphurelectrimagnético-phosphoratus in Nestroys Possen. Diese Parallele – gewiß gewagt im gegenwärtigen Kontext – leitet bereits auf Aspekte des literarischen Verfahrens über, Figuren als Funktionen stehender Redewendungen zu konzipieren. Das Prinzip tritt zwar häufig in der Komödie auf und bedient ihren »Mechanismus«, läßt sich aber allem Anschein nach auch im ernstesten Zusammenhang einsetzen; ob sich in Briests Formulierung eine Schnittstelle zwischen komischem und tragischem Genre abzeichnet und inwiefern sie etwa den Humor des tragischen Romans oder gar seine tragische Ironie konstituiert, ist eine bedenkenswerte Frage, die mit der Haltung des Autors wenig, mit den Zügen des Wortlauts alles zu tun hat. Weiterhin lohnt sich die Frage, ob in Briests wiederkehrender Auskunft ein Zitat oder zumindest eine Anspielung vorliegt. Die Hinweise der kommentierten Ausgaben liefern genug Material (Goethe, Knigge, Stifter, ja Fontane selbst), um eine Fährtenuche, wie sie uns Anderson, Voss, Plett, Boeschstein u. a. vorbildlich gelehrt haben, wenigstens zu erproben. Doch nichts davon in Rösels Arbeit.

Was ich also am meisten bedauere, ist, daß gerade der kluge, detailbezogene und kontextorientierte Ansatz Rösels nicht zur vollen Entfaltung gelangt. Dafür noch ein Beispiel, das auf die charakterisierende und wohl auch typisierende Rolle der Re-

dewendung zurücklenkt. Das »weite Feld« mag der Beschäftigung des Landedelmanns mit den Früchten des Feldes entsprechen (es determiniert ja sogar seine Laune), es steht wohl aber auch in Beziehung zu einer Befindlichkeit, von der wir freilich nur durch Effi hören. Gemeint sind Herrn von Briests Angstanfälle: »Alpdruck ist in unserer Familie, mein Papa hat es auch und ängstigt uns damit, und nur die Mama sagt immer, er solle sich nicht so gehen lassen«. (HFA I/4.75) Atemnot, Vision von bedrängenden Unholden, lähmende Fesselung, aus der nur ein Schrei oder die daneben liegende Person erlösen kann, – das sind Merkmale der Enge, die dem »weiten Feld« spannungsvoll entgegengesetzt sind. Eine behutsame Interpretation dieses Widerspiels hat hier noch viel zu tun, um das Bild des Herrn von Briest zu vervollständigen, ihn liebenswert zu erhalten

– hierin bin ich mit Rösel ganz einer Meinung –, ihm Interesse entgegenzubringen gerade auch in seiner Vorliebe für die Tochter und den ungestörten Rotweingenuß, in seiner Schwäche für »ein sehr eng anliegendes Sammetmieder« (HFA I/4.27) und in seiner Stärke angesichts »seliger Inseln« im eigenen Haus. (HFA I/4.25) Der »alte« Briest ist zu Romanbeginn ein wohlkonservierter Fünfziger; nur nach dem Maßstab einer »Welt von gestern« ergibt das einen grauen »Alten«. Als »alter ego« Fontanes müßte er – zumindest nach dem Zeugnis Emilie Fontanes – doch eher wie ein »Jüngling« wirken; und wie sich die Metamorphose des Goetheschen Studenten- bzw. Schüler-Zitats, wenn es denn ein solches wäre, zu einer »Altersweisheit« vollzieht, das bleibt immer noch zu ergründen.

□ HUGO AUST

Theodor Fontane: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Band 8: Personenregister, Geographisches Register. Bearbeitet von Rita Reuter. Berlin: Aufbau-Verlag 1997. 448 S. (Große Brandenburger Ausgabe) DM 48,-

Die gute Nachricht zuerst: Endlich – lange erwartet, dringend benötigt, heiß ersehnt – liegt der Registerband zu der siebenbändigen Ausgabe der »Wanderungen« des Aufbau-Verlages vor. Er besteht aus zwei Teilen, nämlich dem Personenregister mit 355 Seiten und dem Geographischen Register mit 172 Spalten. Das sind – grob geschätzt – rund 10.000 Registereingänge, und man kann dem Klappentext trauen, der Rita Reuter eine mehr als zehnjährige Arbeit an diesem Werk bescheinigt.

Allerdings – und dies die weniger gute Nachricht – verweisen die Registerinformationen ausschließlich auf Bandangabe und Seitenzahlen der neuesten Ausgabe von 1991; zu diesem Zeitpunkt erschienen

die Bände 6 und 7 in I. Auflage, während die ersten fünf Bände bereits vor dieser Neuausgabe im Zeitraum 1969 bis 1990 zu unterschiedlichen Terminen und in unterschiedlichen Auflagen erschienen waren¹. Die vielen Besitzer »gemischter« Ausgaben müssen also schweren Herzens ihre Sammlung nach neuestem Stand kompletieren. Dieses Manko ist natürlich nicht dem vorliegenden Registerband anzukreiden, sondern eher der damaligen Entscheidung des Verlages, die Neuausgabe 1991 mit veränderter Paginierung vorzulegen. Zugegeben sei, daß eine Erschließung aller Ausgaben wohl doch zu kompliziert und unübersichtlich geraten wäre, aber man hätte sich schon in der äußerst knapp

gehaltenen Einführung zu diesem Band (ganze 15 Zeilen) einige Erläuterungen und Hinweise zu den Hintergründen und der Vorgeschichte der »Wanderungen« beim Aufbau-Verlag gewünscht.

1881 schreibt Th. F. in seinem Schlußwort zum 4. Band der *Wanderungen (Spree-land)* einiges über seine Motive und Ansprüche: »Wer sein Buch einfach »Wanderungen« nennt und es zu größerer Hälfte mit landschaftlichen Beschreibungen und Genreszenen füllt, in denen abwechselnd Kutscher und Kossäten und dann wieder Krüger und Küster das große Wort führen, der hat wohl genugsam angedeutet, daß er freiwillig darauf verzichtet, unter die Würdenträger und Großcordons historischer Wissenschaft eingereiht zu werden. [...] Freilich bleibt daneben bestehen, daß in ebendiesen Kapiteln, und zwar unter Zutun und Hülfe meiner über die halbe Provinz hin zerstreuten Mitarbeiter [gemeint sind hier Landadel, Landpastoren, Lehrer – D. S.], auch ein bestimmtes Quantum historischen Stoffes niedergelegt worden ist, das eben nur hier existiert.«²

Und nun nach mehr als einem Jahrhundert haben wir Leser – ob touristisch, historisch oder fontanisch interessiert – ein vorzügliches Hilfswerk zur Hand, um auch gezielt auf das eine oder andere Thema zugreifen zu können. Es macht Spaß, zu blättern und zu stöbern und den Spruch

»Vor Köckeritz und Lüderitz

Vor Krachten und vor Itzenplitz

Bewahr uns, lieber Herre Gott«³

in der letzten Zeile abzuwandeln: ... haben wir nun keine Angst mehr, weil sie alle fein säuberlich in diesem Index verzeichnet sind. Von »Itzenplitz, von, märk. Adelsfamilie« über neun weitere Itzenplitze bis »Itzenplitz, Peter Alexander Graf von (1769–1834), 1794–1804 Landrat des havelländischen Kreises« reichen die Registereinträge. Und

das ist das eigentliche Verdienst von Rita Reuter und die besondere Stärke dieses Buches, daß es in weiten Teilen einem Lexikon nahe kommt und ausführliche biographische Erläuterungen aufführt. Denn – um bei den Itzenplitzen zu bleiben – bei Fontane wird beispielsweise im Kapitel zum Thaer-Denkmal⁴ lediglich ein »Graf von Itzenplitz« erwähnt, und es erfordert einiges an Recherche und historischer Kenntnis, um ihn als den bereits genannten Peter Alexander zu identifizieren.

Aber der Reihe nach: Die beiden Register erschließen die sieben Bände einschließlich der Herausgeber-Anmerkungen, wobei die Registerinformation dann besonders gekennzeichnet ist, wenn sie Bezug auf eine Anmerkung nimmt. Bei unterschiedlichen oder zweifelhaften Schreibweisen werden Verweise auf die »Vorzugsbenennung« gegeben (z. B. »Goerz s. Görtz«), bei Ortsnamen wird von der historischen auf die heutige Schreibweise verwiesen und zusätzlich bei Bedarf eine Erläuterung gegeben (z. B. »Lankwitz ([heute Ortsteil von Berlin])«).

Blättern wir ein wenig im Personenregister: zweifellos bestechend die oben bereits gewürdigte Qualität der Namenseinträge und -beschreibungen. Wir finden bei »Bredow« sage und schreibe 226 verschiedene Personen und als Zugabe noch neun Doppelnamen mit Bredow, und alle mit Vornamen, Titel, Lebensdaten, verwandtschaftlichen Beziehungen und weiteren Erläuterungen. Und bei »Alexis, Wilibald« finden wir sogar noch die Hosen des Herrn von Bredow. Einfach phänomenal, denn diese Informationsleistung ist auch nicht annähernd mit elektronischen Hilfsmitteln zu leisten, die bekanntlich sehr zuverlässig Zeichen erkennen und sortieren können, aber eben nur morphologische »Intelligenz« besitzen. Wie kommen nun die

Hosen in das Register? Über ein zusätzliches Strukturierungselement, nämlich Nebeneinträge oder sogenannte abhängige Einträge; beim obigen Beispiel ist der führende Eintrag »Alexis, Wilibald« und die abhängigen Einträge sind dessen Werke, u. a. auch »Die Hosen«. Auf dem gleichen Wege kommen »Egmont« oder »Götz von Berlichingen« beim Stichwort »Goethe, Johann Wolfgang (1749–1832)« zu Registerehren, während sie selbst aber keines alphabetischen Eintrages oder einer Verweisung mehr für würdig befunden werden.

Und wir finden auch noch einen schönen Beleg für den lexikalischen Charakter des Werkes bei »Lichnowsky, Felix Maria Vincenz Andreas Fürst (1814–1848), preuß. Offizier; kämpfte 1834–1840 in Spanien auf der Seite von Don Carlos; Führer des rechten Flügels in der Frankfurter Nationalversammlung; während des Frankfurter Septemberaufstandes 1848 von seinen Gegnern umgebracht«. Dieser Eintrag ist fast so ausführlich wie im Großen Brockhaus (15. Auflage) und erst recht wie in Meyers Großem Taschenlexikon (3. Auflage) und zumindest in Bezug auf die Vornamen genauer – und das alles, obwohl ihn Fontane nur ein einziges Mal beiläufig erwähnt.

Nun zum Geographischen Register: Auch hier ein ähnlicher Aufbau, also hauptsächlich einstufige Einträge mit Erläuterungen oder Verweisen, aber auch mehrstufige Einträge wie z. B. bei »Berlin«, wo nach den rund 800 diesbezüglichen Fundstellen noch 263 Nebeneinträge von »Adlerstraße« über »Parochialkirche« bis hin zu »Zur Sonne, Restaurant« folgen. Man mag sich darüber streiten, ob 800 Fundstellen unstrukturiert hintereinander noch sinnvoll sind, aber bei Registern ist ein Zuviel ausnahmsweise nicht so tragisch: Wer es nicht braucht, muß es nicht lesen. Bei den Verweisen schleichen

sich schon mal Unstimmigkeiten kleinerer Art ein: Das eigenständige Stichwort »Kreuzberg-Monument« erhält einen siehe-Berlin-Verweis, obwohl es genaugenommen dort unter dem abhängigen Eintrag zu finden ist; andererseits sucht man andere unter »Berlin« verzeichnete Lokaltäten wie »Monbijou, Schloß« oder auch »Zieten-Denkmal« im Alphabet vergeblich.

Überhaupt ist bei einem Ortsregister die Frage der »Registerwürdigkeit« mitunter Ansichts- und auch Geschmackssache. Wenn beispielsweise Fontane in seinem Entwurf zu *Adel und Judentum in der Berliner Gesellschaft* in einem Nebensatz sagt: »... in dem Sinne, der in England und Frankreich und vor dem in den italienischen Staaten einen Adel schuf...«, kann man sich trefflich streiten, ob diese Äußerung Register-einträge unter den Stichworten »England«, »Frankreich« und »Italien« rechtfertigt. Mitunter bleiben auch einige Verweise rätselhaft, wie etwa »Scharmützelsee s. Scharmützelsee«, obwohl in unmittelbarer Nähe korrekt die Stichworte »Scharmützelsee (bei Bad Saarow-Pieskow)« sowie »Scharmützelsee (Märk. Schweiz)« verzeichnet sind. Aber keine Sorge, sie sind alle da, die

»Linow, Lindow,

Rhinow, Glindow,

Beetz und Gatow,

Dreetz und Flatow,

Bamme, Damme, Kriete, Krielow...«⁶

undsoweiter undsoweiter.

Ein kurzer Vergleich beispielsweise mit den Registern der *Wanderungen* beim Hanser-Verlag⁷ zeigt gewisse Unterschiede mit leichten Punktvorteilen für die vorliegende Ausgabe: Die Hanser-Version ist vom Umfang her nur etwa zwei Drittel so stark; das hängt in erster Linie damit zusammen, daß weniger Fontane-Texte dort veröffentlicht wurden, aber auch mit einer kritischeren Auswahl der »registerwürdi-

gen« Fundstellen. Die Auswahlkriterien gehen aus der Vorbemerkung bei Hanser zwar nicht ganz klar hervor, aber so wurden z. B. nur Personen aufgenommen, die »mehrfach erwähnt« wurden oder Orte, wenn »sie von besonderer Bedeutung« sind. Unterm Strich macht das aber nicht allzu viel aus: Dem »Rekordeintrag« von 235 Eingängen unter Bredow stehen bei Hanser immerhin auch 228 Eingänge gegenüber (die fehlenden »Hosen« sind verzeihbar). Man könnte also resümieren, daß beim Aufbau-Verlag Wert auf Vollständigkeit gelegt wird, beim Hanser-Verlag der Schwerpunkt auf kritischer Auswahl liegt. Gut bei der Hanser-Ausgabe ist die typographische Übersichtlichkeit, gut auch der häufigere Gebrauch von Kreuz- und Querweisen (z. B. bei Mädchen- und Frauenamen); allerdings gehen diese Benutzungsvorteile dadurch schnell verloren, daß bei der Hanser-Ausgabe die Fundstellen auf Haupt- und Nebenregister⁸ verteilt sind und man im Zweifelsfalle doppelt suchen muß.

Nun zur Kritik am vorliegenden Band. Kritik muß sein, bekanntlich, aber in diesem Falle hält sie sich in Grenzen. Die Übersichtlichkeit läßt mitunter zu wünschen übrig; typographische Hervorhebungen der Sortiereinträge durch Fett- oder Kursivauszeichnung wären hilfreich, eine klarere Abgrenzung von Haupt- und Nebeneinträgen sowie ein informativerer Kolummentitel würde die Orientierung erleichtern. Abgesehen davon, daß schon die Identifizierung der einzelnen Bände nicht so einfach ist; weder auf Außen- noch Innentitel der einzelnen Bände findet sich ein Hinweis, lediglich das Vorsatzblatt zielt eine winzige Bandziffer.

Inhaltlich bleibt wirklich wenig zu wünschen. Jeder Vorschlag zu einer noch ausführlicheren Erläuterung der Stichworte oder noch weitergehenderen Strukturie-

rung der Registereingänge würde den Rahmen eines Registerbandes eher sprengen als den Nutzwert erhöhen. Allenfalls vorstellbar wäre die vorsichtige Erweiterung des Personenregisters um Sacheinträge, die Personengruppen repräsentieren wie z. B. »Zisterzienser« oder »Husaren«. Überlegenswert ist vielleicht auch ein zusätzliches Register mit den Kapitel- und Zwischenüberschriften aller sieben Bände.

Alles in allem ein äußerst verdienstvolles und gelungenes Werk, das bei vielen Lesern bald Eselsohren haben dürfte, und vor allem die Freude an den *Wanderungen* erhöhen wird – und das ist doch »immer die Hauptsache«.

□ DIETMAR STRAUCH

Anmerkungen

- 1 Die sieben Bände der »neuen« Ausgabe erschienen ohne Hinweis wie etwa »überarbeitete Ausgabe« oder »unveränderte Neuauflage«.
- 2 GBA *Wanderungen*... Bd. 4, S. 440.
- 3 Ebd., S. 443.
- 4 Bd. 6, S. 292.
- 5 Bd. 7, S. 33–34
- 6 GBA *Gedichte*. Bd. 1, S. 224.
- 7 enthalten in: HFA II/3, 2. Aufl. 1977, S. 1208 ff.
- 8 Kurios ist in dieser Ausgabe die Unterteilung in Ortsregister (auch Hauptregister genannt) und Ortsregister II bzw. Personenregister und Personenregister II. Während sich die Hauptregister auf die eigentlichen Wanderungen sowie auf märkische Namen bzw. Orte beziehen, sind in den Teilen II auch Nachträge, Entwürfe sowie »außermärkische« Namen und Orte berücksichtigt. Da die jeweiligen Register-teile oder Teilregister nicht disjunkt sind, sondern sich teilweise überschneiden, ist die Verwirrung mitunter ärgerlich.

Die ›Fontane-Sammlung Christian Andree‹ im Fontane-Archiv

Das Land Brandenburg hat die ›Fontane-Sammlung Christian Andree‹ für das Fontane-Archiv erworben. Am 27. Juni diesen Jahres wurde diese überaus wertvolle Autographensammlung in den Räumen des Fontane-Archivs vom brandenburgischen Minister für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Steffen Reiche, feierlich der Öffentlichkeit vorgestellt.

Die Sammlung umfaßt 19 Manuskripteinheiten mit über 300 Seiten, 18 Gedichtmanuskripte und mehr als 150 Briefe von Fontane sowie eine umfangreiche Sammlung von Fontaneana mitsamt zahlreicher Autographe aus dem Fontane-Umkreis.

Unter den Werkmanuskripten befinden sich Skizzen und Vorarbeiten bzw. einzelne Kapitel zu fast allen bedeutenden Romanen Fontanes. Zu nennen sind *Vor dem Sturm*, *L'Adultera*, *Grete Minde*, *Die Poggenpuhls*, *Cécile*, *Unterm Birnbaum*, *Effi Briest* und das 21. Kapitel von *Irrungen Wirungen*, ferner einige wichtige Facetten des *Stechlin*-Manuskripts, darunter der wieder variierte berühmte Schlußsatz: »Es ist nicht nötig, daß die Stechline weiterleben. Aber es lebe der Stechlin.« Als ein philologischer Leckerbissen besonderer Art werden sich die 40 Folioseiten erweisen, auf denen Fontane das Schlußwort der Wanderungen niederschrieb. Sie kamen ebenso mit der Sammlung ins Archiv wie einige aufschlußreiche Manuskriptseiten des Intermezzos aus *Meine Kinderjahre*, die zu neuen Lesarten dieser wichtigen Szene anregen werden.

Die größtenteils bisher unveröffentlichten Briefe Fontanes gewähren Einblick in die vielfältigen Beziehungen privater und geschäftlicher Art, in denen seine literarische Arbeit steht.

Nicht minder interessant und für die Forschung aufschlußreich sind die unter der Rubrik »Fontaneana« aufgeführten Autographen. Ich will nur die Briefe Franz Kuglers, Berthold Auerbachs, Bernhard von Lepels und Hermann Kletkes erwähnen, das Schreiben von Heinrich von Friedberg, einem ehemaligen *Tunnel*-Mitglied, der dem Moritz-von-Strachwitz-Forscher Wilhelm Brandes detaillierte Auskünfte erteilt, oder das kostbare Autograph des von Fontane hochgeschätzten Gedichtes *Das blutige Herz von Douglas* von Strachwitz selbst. Sie alle samt und sonders sind geeignet, die für Fontanes Verständnis wesentliche Kategorie des literarischen Lebens anzureichern und zu dessen verlässlicher Kenntnis beizutragen.

Die Sammlung wurde inzwischen katalogisiert und steht der interessierten Fachöffentlichkeit im Fontane-Archiv zur Verfügung. Das Archiv bereitet für 1998 eine Publikation in der Reihe *Patrimonia* der Kulturstiftung der Länder vor, in der die Sammlung, ausführlich ergänzt durch zahlreiche Abbildungen, vorgestellt werden soll.

DIE HERAUSGEBER

Kleine Bilanz der Tagung zu Fontanes *Effi Briest* vom 24. bis 27. 10. 1996 in Göteborg

Einen Beitrag zum Studium der deutschen Literatur in Schweden leisten, eine Zusammenkunft von hauptsächlich in Skandinavien unterrichtenden Germanisten ermöglichen und ihren Studenten etwas bieten: das wollten Prof. Dr. Dieter Krohn und Dr. Martin Todtenhaupt vom Germanistischen Institut der Universität Göteborg mit einer ersten Konferenz zu einem literarischen Thema. Da *Effi Briest* zum üblichen Unterrichtsstoff gehört und von den Studenten sehr geschätzt wird, kam man auf den Gedanken, diesen immer noch bekanntesten Roman Fontanes zum Tagungsgegenstand zu wählen. Prof. Krohn und Dr. Todtenhaupt waren überdies der Ansicht, daß es trotz der zahlreichen Interpretationen immer noch Entdeckungen zu machen gibt, abgesehen davon, daß die bisherigen, teils doch sehr unterschiedlichen Positionen viel Diskussionsstoff bieten.

Doch man macht nicht ungestraft eine Tagung zu Fontane! Eigentlich als rein skandinavisches Treffen gedacht und deshalb in Verbindung zur Göteborger Buchmesse geplant, weitete sich der Kreis der Interessenten bald aus. Sogar Prof. Dr. Clifford Albrecht Bernd von der University of California/USA hatte seine Teilnahme zugesagt, konnte dann aber aus gesundheitlichen Gründen nicht kommen. Der von ihm geplante Vergleich *Effi Briest* – *Madame Bovary* wäre sicher bei jedem Fontane-Forscher auf gespitzte Ohren gestoßen. Die beiden Organisatoren, aber auch ihre Kollegen vom Germanistischen Institut haben sich mit der Vorbereitung und Durchführung der Tagung sehr viel Mühe gegeben. Das Hotel, die Fahrt zur Universität, der Gang zur Buchmesse, das Essen, ein Spaziergang vor den Toren der Stadt in wunderschöner Umgebung – alles war ebenso perfekt wie liebevoll organisiert. Und es war eine Tagung mit Familienanschluß: Einen Abend war man bei Krohns, den anderen bei Todtenhaupts zu Gast. Die entspannte, familiäre Atmosphäre führte zu einem Gemeinschaftsgefühl, dem sicher ein Teil des Tagungserfolgs geschuldet ist. Das Gespräch über die Forschungsergebnisse und -meinungen verlief konstruktiv, und jeder fuhr mit dem Gefühl nach Hause, daß alles nicht besser hätte verlaufen können.

Nun aber zum Programm. Den ersten Vortrag am ersten Tag, dem 24. Oktober, hielt Prof. Dr. Bernd Neumann von der Universität Bergen/Norwegen. Sein Thema: »Goethes *Wahlverwandtschaften* und Fontanes *Effi Briest*: Ein Diskurs um die Moderne«. Im Mittelpunkt stand der Versuch, aller Goethekritik und Abgrenzungen Fontanes zum Trotz eine Entwicklungslinie aufzuzeigen und zugleich die Modernität beider Romane zu unterstreichen. Mit seinem etwas drastischen Titel »Der Name der Hure. Namensallusionen in Fontanes *Effi Briest*« wollte Dr. Michael Schmidt (Tromsø) provozieren. Doch konnte natürlich niemand bestreiten, daß Fontane die Namen seiner Figuren ganz bewußt gewählt hat und auch sexuelle Konnotationen keineswegs zufällig sind.

Besonders deutlich werden die Ähnlichkeiten mit historischen Personen in der Verbindung Effi – Elisabeth von Ardenne, mit der sich Prof. Dr. Rolf Christian Zimmermann (Köln) unter einem neuen Aspekt beschäftigte: »Was hat Fontanes *Effi Briest*

noch mit dem Ardenne-Skandal zu tun?« Fontane habe keineswegs die Lebens- und Liebesgeschichte der Ardenne zum Kern seines Romans gemacht. Viel wichtiger sei es für ihn gewesen, den bereits in *Cécile* thematisierten Konflikt neu zu gestalten. Der Ardenne-Skandal habe lediglich den Anstoß dazu gegeben. [Dieser Beitrag ist bereits im vorliegenden Heft zu finden, S. 89f. – D. Red.]

Den zweiten Tag begann der Verfasser dieser Zeilen mit einer geographisch anmutenden Fragestellung: »Kessin. Zur Topographie eines literarischen Ortes in Fontanes *Effi Briest*«. Erörtert wurde, inwieweit Swinemünde und Umgebung Vorbild für Kessin und Umgebung gewesen sind, und, vor allem, welche inhaltlichen Konsequenzen das gehabt hat. Dr. Helgard Mahrtdt (Tromsö) interessierte sich dann für einen Zugang aus Sicht der Gender Studies: »Aber was soll ich denn machen? Ich kann doch nicht den ganzen Tag am Fenster sitzen! Zum Geschlechteraspekt der Öffentlichkeit in Fontanes *Effi Briest*«.

Wolfgang Scholter (Stockholm) beleuchtete »Von Innstettens Duell aus zivilisationsgeschichtlicher Sicht«, betonend, daß trotz des Duellverbots die Satisfaktionsfähigkeit und die Verteidigung der Ehre mit der Waffe in der Hand zentrale Werte im deutschen Kaiserreich waren. Abschließend referierten die beiden Gastgeber. Dr. Martin Todtenhaupt fragte sich und die anderen: »Was soll der Chinese? Zum Verhältnis von ›res obscura‹ und ›res perspicua‹ in Fontanes *Effi Briest*«. Seine zentrale These war, daß der Chinese für das klassische Tragödienmodell und damit im Gegensatz zur in komödiantische Intrigen verstrickten, manchmal recht lächerlich wirkenden Romangestalt steht.

Den Abschluß bildete Prof. Dr. Dieter Krohns Frage: »Wer hat eigentlich Mitleid mit Innstetten?« Für Innstetten spreche neben den bereits bekannten Argumenten auch, daß sein Innenleben und seine Handlungen kaum vom auktorialen Erzähler kommentiert werden. So mache sich Innstetten mit der Diskussion um die Verjährung des Ehebruchs möglicherweise selber etwas vor, weil er grundsätzlich an der Treue Effis zweifle und deshalb nicht einfach darüber hinweggehen könne.

Natürlich können hier nur die Titel und ein paar sehr vereinfachende Schlagworte genannt werden, die dem interessierten Leser aber vielleicht deutlich machen, wie interessant und anregend die erneute Beschäftigung auch mit diesem so bekannten Roman gewesen ist. Wer mehr über die einzelnen Themen erfahren möchte, sollte sich noch ein wenig gedulden, dann kann er alles nachlesen. Die Veranstalter wollen die Beiträge gesammelt in einem Tagungsband herausgeben.

STEFAN NEUHAUS

Effi Briest und der Angelapparat. Erste Beobachtungen zum papierlosen Fontane – im Internet und auf CD-ROM

Die hier mitzuteilenden Beobachtungen haben zwei sehr unterschiedliche Adressaten: der mit dem Computer vertraute und zumindest gelegentlich das Internet nutzende »User« soll ebenso angesprochen sein wie der Leser, dem sich die Datenwelt bisher nicht erschlossen hat. Was ist im Internet unter dem Stichwort Fontane zu finden, was bieten die ersten silbernen Scheiben?

Zuerst zum Internet. Hier soll es nicht um die zahlreichen Verweise gehen, die man nach dem Eingeben der Wörter »Theodor Fontane« in eine der verschiedenen Suchmaschinen des Internet erhält, sondern um die Texte des Dichters, die bereits im Internet existieren. »Projekt Gutenberg DE« – so nennt sich seit 1994 eine Sammlung von deutschen Texten der Weltliteratur, die keinen rechtlichen Beschränkungen durch Copyright mehr unterworfen ist, und die bisher ausschließlich von Liebhabern mit Texten »gefüttert« wird. Mit Stand vom 9. Juni 1997 waren dies Texte von 117 Autoren, von Aesop über Goethe bis Wieland. Die dahinterstehende Idee, diese »freien« Texte auf elektronischem Wege allen Interessierten unbeschränkt zugänglich zu machen, ohne auf das gedruckte Buch angewiesen zu sein, hat zunächst tatsächlich etwas beinahe Revolutionäres.

Um Mißverständnisse gar nicht erst aufkommen zu lassen: nach meiner festen Überzeugung wird und soll sich auch zukünftig kein Mensch vor den Bildschirm setzen, um einen Roman zu genießen. Das gedruckte Buch ist und bleibt das dem wirklichen Lesen, zu dem ein durchaus sinnliches Verhältnis zum Buch, zum Papier, zur Buchgestaltung gehört, einzig angemessene Medium. Doch dies feststellen heißt nicht, auf die Möglichkeit, sich poetischen Texten auch in digitalisierter Form zu nähern, verzichten zu wollen. Was ließe sich nicht alles mit dem gesamten digitalisierten Fontane-Werk anfangen: ein Fontane-Wörterbuch könnte entstehen; ein detailliertes und alle Formen (Romane, die *Wanderungen...*, Gedichte und Balladen, alle kritischen Schriften, die Kriegs-, Reise- und Tagebücher sowie möglichst alle Briefe) umfassendes Namens- und Ortsverzeichnis zu erstellen wäre relativ einfach; die Suche nach einzelnen Begriffen oder auch längeren Zitaten wäre kinderleicht; Deutschlehrer könnten sich beinahe mühelos mit den gewünschten Textausschnitten versorgen.

All dies setzt natürlich gesicherte und sorgfältig edierte Texte voraus. Zu den bisher im Internet vorhandenen Fontane-Texten gehören *Effi Briest*, *Unterm Birnbaum*, *Der Stechlin*, *Grete Minde*, *Die Poggenpuhls* und 6 Gedichte bzw. Balladen¹. Was ist von diesen Texten zu halten?

Den *Poggenpuhls* vorangestellt ist ein Hinweis, welcher Ausgabe der Text entstammt.² Eine Überprüfung des ersten Kapitels ergab erfreulicherweise tatsächlich keinerlei Abweichung des elektronischen Textes von der Buchausgabe.

Zu *Effi Briest*: Hier ist keine Textquelle angegeben, was allein schon mißtrauisch machen muß. Vergleicht man nur die ersten Sätze der Internet-Effi mit den verbreiteten

Ausgaben, ergibt sich folgendes: Internet / AFA und HFA³: besetzten Rondell / besetztes Rondell; angekettetem Boot / angeketteltem Boot; mit großen schönen Stachelbeeren / mit großen, schönen Stachelbeeren; paarten sich Übermut und Grazie / paarte sich Übermut und Grazie; Jungenskittel / Jungensittel; wiederhabe / wieder habe. Mancher Leser mag dies für Kleinigkeiten halten. Es sind keine. Welchen Sinn könnte ein Wörterbuch haben, das sich auf einer so unsicheren Grundlage bewegen wollte?

Doch es kommt noch viel schlimmer. Am Anfang des 17. Kapitels (Effi hat sich von Crampas dessen Meinung über ihren Mann als verhinderten Pädagogen anhören müssen, der vor dem Einsatz von Spuk als Erziehungsmittel nicht zurückschrecke, sie ist verstimmt) findet sich in den Buchausgaben die Stelle: »was Crampas gemeint hatte, war viel, viel mehr, war eine Art Angstapparat aus Kalkül.« In der Internet-Fassung lesen wir: »eine Art *Angelapparat* aus Kalkül« [Hervorhebung P. Sch.]. Was soll man dazu sagen?

Zu fragen ist ohnehin, auf welchem Wege bereits publizierte literarische Texte ins Internet kommen. Zwei Wege sind denkbar: da wäre einerseits das rein mechanische Abschreiben (keine fehlerfreie Methode), andererseits ein zwar modernerer, doch noch fehlerträchtigerer Weg, indem über Scanner und unter Verwendung einer OCR-Software (ein Zeichenerkennungsprogramm) Seite für Seite in den Rechner eingelesen wird. Selbst die besten Zeichenerkennungsprogramme sind von einer hundertprozentigen sicheren Zeichenerkennung weit entfernt: eine 99%ige Zeichengenauigkeit (eine Aussage, mit der manche Programme werben) klingt zwar nicht schlecht, heißt nüchtern betrachtet aber, daß jedes 100. Zeichen (Buchstabe, Satzzeichen) eben nicht richtig erkannt wird. Wollte man sichergehen, daß der so erhaltene Text die identische Wiedergabe des Eingelesenen darstellt, müßte der Text anschließend kollationiert, d.h. Zeile für Zeile mit der Vorlage verglichen und fallweise korrigiert werden, ein zweifellos aufwendiger zeitraubender Vorgang, der jedoch absolut notwendig ist. Gerade dieser Aufwand wird aber von den Literatur- und Internet-Liebhabern, in großer Zahl scheinen dies Studenten zu sein, die bisher die Texte ins Netz stellten, wohl kaum betrieben. Die *Poggenpuhls* mögen da eher Ausnahme sein.

Fazit: die editorischen Probleme, dem Leser im Internet einen gesicherten Text zu präsentieren, sind groß und ungelöst. Sie ließen sich nur auf einem Wege lösen, der im Moment illusorisch erscheint, für den hier dennoch nachdrücklich plädiert werden soll: die Verlage, die Fontane-Ausgaben edieren (Fontane ist hier natürlich nur ein Beispiel für das generelle Problem), müßten dazu bewegt werden, die von ihnen in Buchform veröffentlichten und geprüften Texte in eigener Verantwortung – und unter rechtlich noch zu klärenden Bedingungen – ins Internet zu stellen! Bisher wird von Verlagsseite die Existenz der elektronischen Texte leider eher als unliebsame Konkurrenz gesehen. Dabei könnten sich beide Formen gegenseitig als Ergänzung betrachten. Selbst ein Werbeeffect wäre denkbar: Ein Verlag, dessen Bücher neben der Papierausgabe gleichzeitig im Internet erscheinen, könnte nicht nur für sich in Anspruch nehmen, den neuen Medien gegenüber besonders aufgeschlossen zu sein, sondern böte seinen Käufern/Lesern die oben bereits beschriebene Möglichkeit, mit Texten sowohl in traditioneller als auch in neuer Weise umgehen zu können. Darüber hinaus

hätten die Verlage dann nicht mehr das Problem, daß ihre Produkte von ambitionierten Laien in (sicher unbeabsichtigter) schlechter Qualität elektronisch verbreitet werden. Man mag einwenden, daß sich die Verlage damit selbst ihrer Käufer berauben würden. Dies ist nur ein Scheinargument. Mit der massenweisen Verbreitung des Fernsehens wurde dem Kino schließlich auch mehrfach der Untergang prophezeit, doch heute existieren beide Formen und leben mit-, nicht gegeneinander. Der Benutzer des elektronischen Buches ist auch ein potentieller Käufer der gedruckten Ausgabe.

Ein Umdenken der Verlage ist bisher nicht in Sicht, aber die Dinge ändern sich schnell.

Seit einiger Zeit sind mehrere Versuche zu beobachten, Fontane papierlos auch außerhalb des Internets zu präsentieren. Der Reclam-Verlag war der erste, der eine CD-ROM mit einem Fontane-Text veröffentlichte.⁴ Enthalten ist neben dem bisher im Reclam-Bändchen veröffentlichten Text auch eine Zeittafel, die viel ausführlicher ist als die dem Bändchen bisher mitgegebene, die nur 1½ Druckseiten füllte. Immerhin erfährt man in dieser Chronik den Unterschied zwischen Defektar und Rezeptar in Fontanes Apothekerlaufbahn. Nicht recht einzusehen ist die ungleichmäßige Behandlung von Fontanes Reisen. Während für 1877 gar keine Reisetätigkeit verzeichnet wird (Fontane war im August in Thale, im Oktober in Frankfurt/Oder, beide Male aus literarischen Gründen), scheint Fontane ein Jahr später nur nach Tangermünde gereist zu sein. Mehr wird nicht angegeben, doch war er in jenem Jahr auch in Wernigerode. Ärgerlicher als die Unvollständigkeit (Vollständigkeit war nicht versprochen) und einzelne kleine Fehler (von Tepel statt von Lepel) ist jedoch das fehlende Auswahlprinzip. Genauso verhält es sich mit der Auswahl der in der Chronik aufgeführten Werktitel. Während ein eher unbedeutender Plan wie der zu einem *Arabella-Stuart-Epos* für 1848 ebenso verzeichnet wird wie für 1874 das Erscheinen der 2. Auflage der *Gedichte*, fehlt für 1874 seine Arbeit am dritten Teilband des *Kriegs gegen Frankreich* 1870–71 und auch das Erscheinen der 3. Auflage der *Grafschaft Ruppin*. Das Fehlen einer wirklich umfassenden Chronik wird an dieser Stelle besonders schmerzlich bewußt.

Auf der CD-ROM zu finden sind außerdem eine Inhaltsangabe zum Roman, acht Abbildungen in schwarz-weiß (darunter die Wiedergabe einer Seite der Handschrift), zahlreiche Literaturhinweise (der jüngste immerhin aus dem Jahr 1996, dafür fehlen mehrere Arbeiten⁵), und unter »Selbstaussagen« stehen unverändert die bereits bei Reclam 1979 im Bändchen *Erläuterungen und Dokumente* veröffentlichten Texte und ein Nachwort von Walter Hettche, das mit seinem Aufsatz von 1991: *Irrungen, Wirrungen. Sprachbewußtsein u. Menschlichkeit* identisch ist. Reclam preist die Vorzüge dieser CD-ROM-Publikation an, indem auf den vollständigen Vortrag des Romans (gelesen von Otto Mellies), der ebenfalls auf der CD enthalten ist, hingewiesen wird; auch werden Vorteile wie »Volltextsuche, Textexport zur Weiterverarbeitung (z. B. für Arbeitsblätter, Fach- und Seminararbeiten)« genannt. Alles in allem ein lobenswerter erster Versuch der digitalen Fontane-Publikation, wobei zu den o. g. Einschränkungen noch eine weitere hinzukommt: Reclam verwendet nach wie vor als Textgrundlage die *Gesammelten Romane und Novellen* (hier den zehnten u. elften Band) der philologisch völlig unbefriedigenden Dominik-Ausgabe von 1891, die heute eigentlich keinerlei Verwendung mehr finden sollte.

Gleich zwei Schritte weiter geht eine Reihe, die bisher je eine CD-ROM zu Goethe, Kafka, Büchner und Fontane vorlegte.

Die CD-ROM *Theodor Fontane*⁶ enthält gleich fünf Romane sowie *Lyrik in Auswahl*⁷; dafür wurden nur einzelne Kapitel zum Anhören auf eine Silberscheibe gepreßt.

Doch hier wurden die technischen Möglichkeiten der CD-ROM im Sinne einer Multimedia-Anwendung entschlossener genutzt. Das beginnt mit den grafisch aufwendiger gestalteten Seiten – bereits die Eingangsseiten mit 2 schnell aufeinander folgenden Fontane-Porträts, die in alte Berliner Stadtansichten gesetzt wurden, können Interesse beanspruchen – und geht bis zur musikalischen Untermalung durch Brahms, Sinfonie Nr. 2, I. Satz. Hat sich der Benutzer dann statt für die angebotenen Verzweigungen zu »Textverarbeitung«, »Ton an/aus«, »Ende« oder »Hilfe« für »Bibliothek« entschieden, kann er von einer neuen Seite aus neben den angebotenen Fontane-Texten auch zu »Biographie«, »Epoche« oder »Galerie« verzweigen. Hinter »Epoche« verbirgt sich ein 13seitiger Beitrag unter dem Titel *Realismus*, hinter »Biographie« ein 22seitiger Text, der mit Bildmaterial gut ausgestattet ist. Die kleinen Bildausschnitte am Rande werden auf Doppelklick zu seitenfüllenden Abbildungen mit zusätzlichen Erläuterungen. Das Verfahren scheint glücklich gewählt, man kann sich sofort leicht im angebotenen Material bewegen, doch einzelne Dinge lassen die Freude nicht ungetrübt. Am Beginn der Biographie wartet ein briefmarkengroßes Jünglingsporträt auf den erlösenden Doppelklick – und dann sieht man statt eines erwarteten unbekanntes Jugendporträts des Dichters eine Karikatur von Karl Arnold aus dem *Simplicissimus* vom 1. Januar 1920, deren Zusammenhang mit Fontane auch durch die Bildunterschrift (»Was kann denn an einem Mann sein, der in Neuruppin geboren ist?« »Aber bedenken Sie, daß seine Eltern französische Emigranten waren.«) nicht viel klarer wird.

Den einzelnen Fontane-Texten ist jeweils unter »Kurzinhalt« eine gut zweiseitige Inhaltsangabe sowie eine »Einführung« beigegeben. Doch von wem stammen Biographie, Kurzinhalt und Einführung? Weder auf der CD-Hülle noch beim Durchblättern der Texte am Bildschirm erfährt man etwas über den Autor. Erst nachdem man die Suche ergebnislos abgebrochen hat und das Programm unzufrieden verläßt – wer möchte schon gern eine Fontane-Biographie lesen, deren Autor sich nicht zu erkennen gibt? –, rollt wie in einem Abspann am Filmende eine ganze Reihe von Namen am Leser vorbei.⁸

Neben der üblichen Textbeigabe Bibliographie⁹ gibt es einen interessanten Punkt: klickt man auf »Galerie«, erscheint eine Reihe von Porträts (Alfred Döblin, Heinrich Mann, Rainer Werner Fassbinder, Günter de Bruyn u. a.) mit kurzen Auszügen ihrer Äußerungen zu Fontane. Diese auch kritischen Sätze sind bereits seit längerem bekannt und an verschiedenen Stellen immer wieder abgedruckt.

Doch Ziel dieser CD-ROM ist auch nicht Erkenntnisgewinn durch neue Materialien oder eigene Forschungen, es geht vielmehr um das Präsentieren von bereits Bekanntem in neuer Weise, was mit einigen Einschränkungen auch gelingt. Programmtechnisch gibt es leider einige Kinderkrankheiten. So ist die Hilfefunktion nur vom Eingangsbildschirm abzurufen. Am Beispiel Goethes werden dann Struktur und Benutzung dieser elektronischen Publikation demonstriert. Wer die Hilfe wieder verlas-

sen möchte, bekommt ein sehr passendes Goethe-Zitat präsentiert: »Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder«. Innerhalb des Programms, wo es nötig werden könnte (beim Benutzen der Suchfunktion oder beim Versuch, Abschnitte zu markieren und zu kopieren), erhält man jedoch auch über die F1-Taste keine Hilfe. In »Biographie«, »Epoche« oder »Galerie« verwandelt sich der Mauszeiger nicht, wenn er auf eine Stelle gerät, die z. B. vergrößert werden könnte, manches bleibt also dem Zufall überlassen. Mehrere Programmabstürze während der normalen Bedienung seien schließlich auch nicht verschwiegen.

Den ersten elektronischen Versuchen werden weitere folgen. Es wäre zu begrüßen, wenn das Problembewußtsein im Umgang mit elektronischen Texten im Internet und auf CD-ROM bei allen Beteiligten wachsen würde – möglichst schneller als die technischen Möglichkeiten.

PETER SCHAEFER

Anmerkungen

- 1 Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland, Die Balinesenfrauen auf Lombok, Verse zum Advent, Zuspruch und gleich zweimal Die Brück' am Tay.
- 2 Frankfurt am Main: Insel Verlag 1990. Dort wird auf die Ausgabe des Aufbau-Verlages hingewiesen, der der Text folge.
- 3 AFA Romane und Erzählungen in acht Bänden. Bd. 7. 4. Aufl. 1993 u. HFA I/4, 2. Aufl. 1974.
- 4 THEODOR FONTANE: Irrungen, Wirrungen. – Stuttgart: Philipp Reclam jun. in Zusammenarbeit mit Silver Spring 1996. (Reclam Klassiker auf CD-ROM; II)
- 5 SUSANNE KONRAD: Die Unerreichbarkeit von Erfüllung in Th. Fontanes »Irrungen, Wirrungen« u. »L'Adultera«. – Frankfurt/M.: Lang 1991; DENYS DYER: Botho von Rienäcker lays a wreath on Frau Nimptsch's Grawe – Fontane's narrative mastery. – In: Connections: Essays in Honour of Eda Sagarra on the Occasion of her 60th Birthday. Stuttgart: Heinz 1993, S. 71–79; GISA FREY: Der Passionsweg des Botho von Rienäcker. – In: Fontane Blätter 59/1995, S. 85–89.
- 6 THEODOR FONTANE. Schach von Wuthenow. Unterm Birnbaum. Irrungen, Wirrungen. Effi Briest. Der Stechlin. Lyrik in Ausw. In ungek. Fassung. Voll interaktive CD-ROM mit integrierter Textverarbeitung, Einführung zu d. Werken, zu Biographie u. Epoche, mit Kurzinhalten u. bibliograph. Angaben, Ill. u. Tonbeispielen. – o. O. X-libris 1996. (bibliothek X-libris)
- 7 10 Gedichte bzw. Balladen auf 28 S.: Der Trinker, Der Towerbrand, Der alte Dessauer, Bekenntnis, Archibald Douglas, Die Brück' am Thay [!], John Maynard, Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland, Die Frage bleibt, Ausgang.
- 8 WOLFGANG AMRUM M. A. ist dort unter »Texte« angegeben, für die »editorische Leitung« zeichnet Dr. phil. AXEL SANJOSÉ verantwortlich.
- 9 23 kleine Bildschirm-S. umfassend, auch hier wieder eine merkwürdige Auswahl, diesmal weniger aktuell: der jüngste verzeichnete Titel stammt aus dem Jahr 1995 – Ohffs Fontane-Biographie –, weitere Titel werden für dieses Jahr nicht genannt, auch für 1994 nicht, für 1993 nur 2, und es fehlen so elementare Dinge wie die 4. Aufl. des Metzler-Bändchens von Charlotte Jolles von 1993, deren 3. Aufl. von 1984 merkwürdigerweise verzeichnet wurde.

IN MEMORIAM

Dr. Jutta Fürstenau-Neuendorff
1913 – 1997

Jutta Neuendorff, der die Fontane-Forschung viel zu verdanken hat, starb nach langer Krankheit am 9. Oktober dieses Jahres.

Jutta ging aus einem der Fontane-Seminare von Julius Petersen an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin hervor und gehörte zu dem frühen Kreis derer, die sich nach Gründung des Theodor-Fontane-Archivs um den Leiter, Hermann Fricke, zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammenfanden. Hier entwickelte sich dann auch eine Freundschaft zwischen ihr und Otto Neuendorff, ihrem späteren Mann; eine der durch Fontane zusammengebrachten Ehen. Sie wurde bald zur Mitarbeit am neugegründeten Archiv herangezogen und hat bei dessen Aufbau eine bedeutende Rolle gespielt, auch durch die Kriegsjahre hindurch. Die vielen von ihr herrührenden Bestandsverzeichnisse des Fontane-Archivs zeugen von ihrer Arbeit.

In Heft 9 der *Brandenburgischen Jahrbücher*, in dem die Mitglieder des Kreises um Hermann Fricke an die Öffentlichkeit traten, debütierte Jutta Fürstenau mit einem Artikel *Theodor Fontanes »Ländchen Friesack«*. Ihre Doktorarbeit *Fontane und die märkische Heimat*, die 1941 als Buch erschien und das im Fontane Archiv erstmals zur Verfügung stehende Material verarbeitete, legte den Grundstein für alle weitere Arbeit an den *Wanderungen*. Der 1969 erschienene Band *Register und Nachweise* zu den Wanderungsbänden der Nymphenburger Fontane-Ausgabe wurde ein unerlässliches Hilfsmittel für die Forschung.

In der 1959 begonnenen Nymphenburger Fontane-Ausgabe hat Jutta, zum Teil zusammen mit Kurt Schreinert, mehrere Bände bearbeitet, und sie gehörte in den 80er Jahren auch zu den Mitarbeitern am Fontane-Briefverzeichnis. Neben all diesen Arbeiten war sie jahrelang auch am Goethe-Wörterbuch beschäftigt.

Es ist traurig, daß in den Jahren seit der Gründung der Theodor Fontane Gesellschaft und der Neubelebung des Interesses an Fontane Juttas schwere Krankheit ihre Teilnahme an dem Symposium des Fontane-Archivs und den geselligen Zusammenkünften der Gesellschaft verhinderten. Ihr bedeutender Beitrag zur Fontane-Forschung wird sie uns in Erinnerung halten.

CHARLOTTE JOLLES

Unechte Korrespondenzen, aber alles echter Fontane? Zur Edition von Heide Streiter-Buscher*

RUDOLF MUHS

Nachdem Aufsätze¹ und Kostproben² seit längerem für gespannte Erwartung gesorgt haben, kann sich nun jedermann selbst ein Bild machen von Fontanes »Unechten Korrespondenzen«. Als solche hat der Dichter gelegentlich seine in Berlin geschriebenen, aber mit einem fingierten Zusendungsort versehenen und unter Chiffre erschienenen Berichte an die *Kreuzzeitung* bezeichnet, deren Redaktion er von 1860 bis 1870 angehörte. Überraschenderweise waren der Fontane-Forschung bis dato nur drei dieser Texte bekannt. Heide Streiter-Buscher hat nun Hunderte von weiteren Artikeln ausgegraben, sie in zwei starken Bänden gesammelt und damit zugleich die Reihe der *Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft* eröffnet. Druck und Ausstattung lassen nichts zu wünschen übrig, und zahlreiche zeitgenössische Stiche illustrieren die auch sonst in jeder Hinsicht ansprechend gestalteten Bücher im Gesamtumfang von 1280 Seiten.

Davon entfallen 960 Seiten auf eigentliche Korrespondenzen, 100 Seiten auf Glossen zu englischen Pressemeldungen, 35 Seiten auf Leitartikel und 10 Seiten schließlich auf ursprünglich »unter dem Strich« abgedruckte Feuilletonbeiträge. Auf über sechzig Seiten werden vorab die Geschichte der *Kreuzzeitung* und der historisch-biographische Hintergrund von Fontanes Redaktionsmitgliedschaft skizziert. Bedauerlicherweise ist diese Einführung in den beiden Registern nicht erfaßt, die auf 85 Seiten lediglich das edierte Textkorpus erschließen. Daß in Anbetracht von dessen Umfang kein Platz zur Verfügung stand für mehr als die spärlichste Kommentierung des Inhalts, läßt sich noch nachvollziehen, obwohl die historisch-politische Signifikanz einzelner Aussagen so vielfach unklar bleibt. Mehr als fragwürdig ist indes die summarisch-knappe Form der editorischen Notiz (S. 1183 ff.) und der Ausführungen über die Auflösung der Siglen (S. 52 f.). Es sind nämlich durchaus Zweifel angebracht, ob wirklich alles echter Fontane ist, was man da als »Unechte Korrespondenzen« zu lesen bekommt.

Die automatische Zuschreibung aller Texte mit einem bestimmten Korrespondenzenzeichen an Fontane und die Selbstverständlichkeit, mit der andere Korrespondenzenzeichen für Fontane in Anspruch genommen werden, ist im höchsten Grade problematisch. Aber selbst im Falle jener Beiträge, bei deren Bearbeitung der Dichter zweifellos seine Hand im Spiel hatte, stellt sich die Frage einer genaueren Bestimmung seines Anteils, ehe einzelne Aussagen für eine bestimmte Interpretation herangezogen werden können. Direkte oder indirekte Belege für seine Urheberschaft, wie sie Briefe und Tagebücher für andere Lebensphasen liefern, hat Fontane aus seiner Redaktionstätigkeit in keinem Falle hinterlassen, und das Archiv der *Kreuzzeitung*, dessen Bestände vermutlich nähere Aufschlüsse hätten liefern können, ist unwiederbringlich verloren.

* THEODOR FONTANE: *Unechte Korrespondenzen*. Hrsg. von HEIDE STREITER-BUSCHER. Bd. 1: 1860–1865; Bd. 2: 1866–1870. Zusammen XII und 1273 Seiten; mit 160 Abbildungen. Berlin und New York 1996; DM 168,00. Verweise auf diese Edition erfolgen fortan durch bloße Seitenangaben im laufenden Text.

Solange die Berichte aus London datiert sind, »von wo aus« Fontane nach eigener Aussage unechte Korrespondenzen geschrieben hat, und solange sie sein schon früher etabliertes Kürzel ** tragen, besteht indes kein Grund, ihre Authentizität anzuzweifeln, auch wenn sich nicht alles so unverkennbar »fontanesch« liest wie das wunderschöne *Winterfest* (S. 101 f.). Hinzu kommt, daß sich immer wieder Bezugnahmen auf Personen und Sachverhalte finden, mit denen Fontane während seines Englandsaufenthalts näher befaßt war und die ein anderer kaum in dieser Form zur Sprache gebracht hätte. Der Spott über »die 10 Millionen Kohlenbälle« etwa, »mittels deren die Themse geruchlos gemacht werden sollte« (S. 205), gilt dem »Tüftelgenie« Karl Bühning, an dessen Projekten Fontane seinerzeit einigen Anteil genommen hatte.³ Als Urheber des Hymnus auf die Überlegenheit der deutschen Spielwaren (S. 227) läßt sich Bühnings Lobredner Heinrich Beta⁴ identifizieren; der hyperpatriotische Exilant und Londonkorrespondent der *Gartenlaube* betrieb nebenher ein einschlägiges Geschäft in der Lowther Arcade am Strand, wo auch Fontane gelegentlich eingekauft hat.⁵ Als eingeschworener Anhänger David Urquharts war Beta auch verantwortlich für die außergewöhnlich guten Kenntnisse des Dichters über diesen politischen Sonderling (S. 163 ff.).⁶

Es sind an erster Stelle absichtlich marginale bis obskure Punkte angeführt worden, deren Wiederaufgreifen nicht durch Tagesaktualität vorprogrammiert war. Bei den Ausführungen über Christmas pantomimes (S. 187) oder einen Giftmordfall (S. 271) liegt eine solche äußere Veranlassung zwar vor, doch trägt die Darstellung gleichwohl unverkennbar persönliche Züge. Eine inhaltlich weitgehende Übereinstimmung mit Fontanes Äußerungen aus den 1850er Jahren verraten die Urteile über die öffentlichen Denkmäler (S. 225), über Kunst und Malerei oder das Pressewesen, was aber nur als weiches Indiz gelten darf, da vor allem letztere so außergewöhnlich nicht sind. Aussagekräftiger ist da schon, daß sich ein ausgeprägtes Interesse an Häusereinstürzen (S. 175 und S. 203) und am Feuerlöschwesen (S. 197) auch bereits in Korrespondenzen niedergeschlagen hatte, als der Dichter noch vor Ort lebte.⁷

Was alle ** - Korrespondenzen »aus« London gemein haben, ist, daß sie weniger der Informationsvermittlung dienen als dem Raisonement. Die Tagespolitik steht, von einigen Ausnahmen abgesehen, eher im Hintergrund. Bevorzugt behandelt werden vielmehr charakteristische Züge des englischen Lebens, wobei es immer wieder gerade die kleinen Phänomene des Alltags sind, die Fontanes Aufmerksamkeit erregen. Die besten Artikel, das erwähnte *Winterfest* zum Beispiel oder *Die schottische Zigeunerkönigin* (S. 171 f.), haben so gut wie gar keinen Nachrichtengehalt und sind reine Feuilletons. Sofern sich in den ** -Korrespondenzen »aus« London überhaupt eine politische Tendenz geltend macht, ist es nicht doktrinärer Konservatismus, sondern ein betont preußischer Patriotismus, der sich vor allem in häufigen Bezugnahmen auf die antinapoleonische Allianz mit England zur Zeit der Befreiungskriege äußert.

Was die Quellen angeht, aus denen Fontane seine Informationen und Anregungen bezog, so hätte die Herausgeberin ihre Vermutung, daß an erster Stelle die *Englische Correspondenz* Max Schlesingers rangierte, deren Einfluß zu bekämpfen Fontane seinerzeit nach London entsandt worden war⁸, an Hand der nahezu vollständig überlieferten Jahrgänge 1860/61 im einzelnen überprüfen können.⁹ Ein solcher Vergleich wäre

zudem unerlässlich gewesen als Bestätigung dafür, daß bei der Abfassung der unechten Korrespondenzen auch englische Zeitungen im Original herangezogen wurden, allen voran die *Times*. Ob die *Kreuzzeitung* ein eigenes Exemplar des Weltblattes zur Verfügung hatte¹⁰, dem Fontane seit langem in Haßliebe verbunden war¹¹, oder ob er ein Lesekabinettt benutzte, läßt sich nicht mehr feststellen; den lithographierten Nachrichtendienst Max Schlesingers hatte die Redaktion jedenfalls abonniert.¹² Zu verfolgen, wie Fontane damit im einzelnen umgegangen ist, erlaubt aufschlußreiche Einblicke in die Technik und Mentalität des unechten Korrespondenten.

Den Artikel *Halsbrechende Kunststücke* (S. 132 f.) zum Beispiel begann Fontane 1861 mit der Bemerkung, die englische Presse habe »jetzt die deutsche Einheit in Entreprise genommen und schwärmt dafür – fast mehr als wir selber«. Diese Beobachtung dürfte darauf zurückgehen, daß die *Englische Correspondenz* am 30. Mai einen entsprechenden Leitartikel der *Daily News* wiedergegeben hatte und am 31. Mai Auszüge mit ähnlicher Tendenz aus dem *Globe* und der *Times*. Dagegen war *Blondin, der große Seiltänzer*, am 3. Juni zwar Gegenstand einer – auf eigene Beobachtung zurückgehenden – Notiz Schlesingers gewesen, doch den Zusammenhang zwischen dem Auftritt des Akrobaten und der deutschen Politik stellte erst der am 5. Juni schreibende unechte Korrespondent her. Die Art aber, wie er das tat, ist typisch für Fontane.

Gelegentlich ließ er sich von Schlesingers Meldungen auch in seiner Phantasie beflügeln. Am Montag, dem 19. November 1860, war in der *Englischen Correspondenz* zu lesen, die damals zu Besuch in Großbritannien weilende Kaiserin der Franzosen halte sich »seit gestern wahrscheinlich bei der Herzogin von Hamilton« auf. Am Freitag sei sie von London abgereist und nach einer Übernachtung in York, um dort »die altberühmte Kathedrale zu besichtigen«, am Samstagabend in der schottischen Hauptstadt angelangt. Fontane nahm die Weitergabe dieser Meldung am 21. November zum Anlaß, seinen Lesern »aus der Erinnerung« einiges über »Hamilton Palace« mitzuteilen (S. 88 ff.). Doch obwohl Wortwahl und Stil seine Autorschaft beglaubigen, kann von Erinnerung keine Rede sein. Denn wie aus Tagebuch und *Jenseit des Tweed* hervorgeht, hat der Dichter den Palast von Hamilton nie gesehen. Freierfunden ist die Schilderung in der unechten Korrespondenz aber gleichwohl nicht, und bei genauerer Prüfung ergibt sich, daß die fraglichen Passagen Fontanes bewährtem Reiseführer nacherzählt sind.¹³ Eine Besichtigung blieb übrigens nicht nur ihm vorbehalten, sondern der französischen Kaiserin auch. Wie der *Englischen Correspondenz* der folgenden Tage zu entnehmen ist, reiste sie nämlich, anders als vorhergesagt, von Edinburgh weiter nach Aberdeen. Am 27. November meldete Schlesinger dann, daß Eugénie »entweder gar nicht oder nur auf kurze Zeit nach Hamilton Palace gehen« werde, und tatsächlich verließ die Kaiserin Schottland am 30. November wieder, ohne die mit ihr von früher befreundete Herzogin besucht zu haben.

Das Beispiel einer von Schlesinger in der Tendenz deutlich abweichenden Interpretation liefert der Artikel über *Garibaldi und Lord Robert Montagu* (S. 90 ff.). Der Leserbrief des letzteren gegen die Umtriebe des italienischen Revolutionshelden war in der *Englischen Correspondenz* vom 29. November zwar erwähnt worden, aber nur als Aufhänger für die ausführliche Wiedergabe eines ihn kritisierenden Leitartikels der *Daily News*. Am 1. Dezember hatte Schlesinger dann über weitere negative Pres-

sestimmen zu Lord Montagus Angriffen auf Garibaldi berichtet. Erst in Reaktion darauf – die als Brief versandte *Englische Correspondenz* erreichte die deutschen Redaktionen innerhalb von zwei Tagen, die Londoner Zeitungen dagegen brauchten normalerweise vier – griff Fontane am 3. Dezember zur Feder. Zu diesem Zeitpunkt war mithin auch die *Times* vom 28. November bereits in der preußischen Hauptstadt vorhanden, und Fontane konnte ausführlich aus dem Originaltext des Montaguschen Briefes zitieren, was die *Englische Correspondenz* nicht getan hatte. Statt der Erregung im englischen Blätterwald über Lord Montagus Äußerungen steht bei ihm dessen Kritik an Garibaldi im Mittelpunkt, was zweifellos der Linie der *Kreuzzeitung* entgegenkam.¹⁴

Nicht immer lag freilich eine politische Differenz zugrunde, wenn Fontane, über Schlesingers Zusammenfassungen hinausgehend, auf die englischen Urquellen zurückgriff. Ein Beispiel dafür liefert der Tod Friedrich Wilhelms IV. 1861. Daß die *Times* bei dieser Gelegenheit »von Preußen, wie in der Regel, sehr abschätzig« spreche, hatte die *Englische Correspondenz* vom 3. Januar gleich eingangs in ihrer Übersicht der britischen Pressereaktionen bemerkt und damit die anschließenden Zitate aus dem Nachruf gewissermaßen neutralisiert.¹⁵ Auf diese Meldung bezog sich Fontanes kurze Glosse vom 5. Januar, die unter wörtlicher Aufnahme eines Satzes aus Schlesingers Wiedergabe des *Times*-Nachrufes den Engländern bestätigte, sie vermöchten »dem Manne kaum Gerechtigkeit widerfahren zu lassen« (S. 1053).

Obwohl derart eingestimmt, empörte ihn die Lektüre des Originalartikels in der *Times* dann aber doch so sehr, daß er am 7. Januar eine Polemik gegen *Die Geschichtschreiber von Printing-House Square* (S. 102 ff.) verfaßte.¹⁶ Durch Aufzeigung von Detailfehlern suchte Fontane historisch zu widerlegen, was Schlesinger nur politisch abqualifiziert hatte. Am deutlichsten zeigt sich der Kontrast in der Schlußpassage des *Times*-Nachrufes, die in der *Englischen Correspondenz* wortgetreu und unkommentiert wie folgt übersetzt worden war: »Friedrich Wilhelm IV. erfreute sich gewiß der Achtung und Liebe seiner Untertanen. Warum sollte er dies nicht, da er durch und durch ein Deutscher war und als Professor an einer Universität gewiß herrliche Beiträge [...] zurückgelassen haben würde. Aber es gibt viele Menschen, die dergleichen zustandebringen können – nicht viele, die so gut zu regieren wissen, daß sie ein Königreich zweiten Ranges zu einem Staat erster Höhe erheben, ein einiges Reich aus einem Haufen Provinzen zusammenschweißen, eine großartige Politik aus einer gezwungenen Neutralität machen – kurz, etwas aus nichts schaffen können; und dies war es, was Friedrich Wilhelm IV., wo möglich, zu tun hatte und was er nicht getan hat.« Bei Fontane liest sich das so: »Der Schluß des *Times*-Artikels lautet: ›Er verstand es nicht, aus Provinzen ein Reich, oder, rund heraus gesagt, aus einem Nichts ein Etwas zu machen.‹ Aus einem Nichts! Das ist der *Times* Dank für Waterloo.« Und das ist zugleich Fontane pur.

Die Reihe von Beispielen für den Umgang des unechten Korrespondenten mit seinem Quellenmaterial ließe sich mühelos und auch mit Gewinn fortsetzen, doch sei an dieser Stelle abgebrochen. Die Schlußfolgerung ist eindeutig: Nicht nur haben die unechten ***-Korrespondenzen ›aus‹ London unzweifelhaft Fontane zum Verfasser, es läßt sich auch relativ klar erkennen, was daran von ihm stammt und wie der Dich-

ter mit seinen Quellen umgegangen ist. Daß das, was er schreibt, inhaltlich nur zum Teil von ihm stammt und daß auch die Art, wie er schreibt, nicht immer frei gewählt ist, ließe sich ähnlich für viele seiner echten Londoner Korrespondenzen aus den Jahren 1855 bis 1858 zeigen. Dies beeinträchtigt jedoch keineswegs ihre Originalität, die nicht zuletzt darin besteht, daß ein bestimmtes Thema aufgegriffen und bearbeitet wird statt vieler möglicher anderen. Das Resultat ist in jedem Falle echter Fontane.

Die letzte ***-Korrespondenz »aus« London erschien in der *Kreuzzeitung* vom 11. Juli 1863 (S. 303–306). Nach dem Erfolg der Ende 1861 publizierten ersten Sammlung der *Wanderungen* hatte der Dichter im Mai 1863 mit den Vorbereitungen für die Herausgabe eines zweiten Bandes über *Das Oderland* begonnen, der schließlich Mitte November im Druck erschien. Daß er in der zweiten Jahreshälfte 1863 keine Zeit für unechte Korrespondenzen gefunden hat, kann daher kaum verwundern.

Unter der von Fontane verwendeten Sigle *** waren aber schon seit Juni 1861 auch Beiträge mit anderer Ortsangabe publiziert worden, die ebenfalls Aufnahme in die Edition gefunden haben, ohne daß die Frage ihrer Authentizität je thematisiert worden wäre. Bedenken erregen müssen gleich die beiden ersten dieser Beiträge in ihrer Vertrautheit mit mecklenburgischen Interna (S. 135 ff. bzw. S. 142 f.). Spätestens bei der Korrespondenz *Aus dem Bade* (S. 144 f.) aber fragt sich der irritierte Leser: Was soll denn daran von Fontane sein?

Auf der Suche nach einer Antwort stellt man mit Bewunderung fest, daß es der Herausgeberin gelungen ist, die Mehrzahl der auf der Wildbader Fremdenliste genannten Personen biographisch zu identifizieren. Größer noch ist aber die Verwunderung, daß nirgends ein Grund für die Autorenzuschreibung angegeben wird. Der Artikel enthält detaillierte, aktuelle Informationen, und da Fontane im Sommer 1861 nicht im Schwarzwald war, muß jemand anders der Verfasser des Textes gewesen sein. Selbst einmal angenommen, daß Fontane in seiner Eigenschaft als Redakteur das eine oder andere Wort an einer eingesandten Vorlage verändert und dem Ganzen dann »sein« Kürzel vorangestellt hätte, so wäre dies doch keine hinreichende Rechtfertigung, einen solchen Artikel seinem Oeuvre zuzuordnen.

Ähnliches gilt für so gut wie alle mit *** gezeichneten Korrespondenzen aus der deutschen Staatenwelt. Wer immer den Bericht über den *Besuch Sr. Majestät des Königs* in Höxter geschrieben hat (S. 576 ff.) – Hauptverdächtiger ist der im Text erwähnte Oberlehrer Greve –, hatte nicht nur Ortskenntnisse, sondern war auch Augenzeuge des Empfangs, was beides auf Fontane nicht zutrifft. Daß Artikel wie die über die königlichen Visiten in Wittenberg (S. 259 f.) und Königsberg (S. 300 ff.) oder über regionale Wahlvorgänge in Schlesien, Pommern und Ostpreußen (S. 172 f., S. 178 f. bzw. S. 303) von ihm stammen, erscheint auf Grund seiner Abwesenheit von den Schauplätzen, aber auch vom Sprachduktus her, gleichermaßen ausgeschlossen. In jedem Falle muß die Schlußfolgerung daher lauten, daß es sich um echte Korrespondenzen handelt und daß sie eben deshalb kein echter Fontane sein können.

Der Herausgeberin müssen bei dieser Textgruppe selber Zweifel gekommen sein, betont sie doch gleich zweimal, »Korrespondenzen »aus« den kleindeutschen [sic!] Staaten« seien »nur exemplarisch erfaßt« worden (S. 35, Anm. 97, bzw. S. 1183). Nach welchen Kriterien ein bestimmter Beitrag weggelassen oder abgedruckt worden ist,

erfährt der Leser aber nirgends. War es ein Urteil über die Authentizität des Textes oder über die Attraktivität des Inhalts, was im Einzelfall den Ausschlag gegeben hat? Nach denjenigen Beispielen zu urteilen, wo die Entscheidung positiv ausgefallen ist, kann es eigentlich keines von beiden gewesen sein. Denn weder lesen sich die aufgenommenen Texte wie Fontane, noch auch sind sie thematisch von Interesse. Für ihre philologische Bewertung ist letzteres zwar ohne Belang, aber wenigstens besteht so leicht keine Gefahr, daß Meldungen wie jene aus Hannover (S. 306–309) oder dem Kreise Bomst (S. 294), um nur zwei beliebige Beispiele herauszugreifen, je in einem wichtigen Zusammenhang zitiert werden oder daß Fontane daraus etwas angedichtet wird.

Die ebenfalls mit ** gezeichneten Korrespondenzen aus Posen und Italien enthalten dagegen politische Aussagen, die, wären sie authentisch, zu erheblichen Korrekturen an dem gängigen Bild von Fontane nötigen würden. Fest steht aber zunächst einmal, daß der Dichter weder Polnisch noch Italienisch gut genug beherrschte, um aus diesen Sprachen übersetzen zu können. Von wem stammen also die vielen Zitate und die langen Passagen mit der indirekten Wiedergabe fremdsprachiger Quellen? Wenn Fontane aber der unmittelbare Zugang zu den Informationen fehlte, auf die er sich gestützt haben soll, so stellt sich die Frage, wieviel an den Urteilen von ihm stammen kann, zumal hier anders als im englischen Falle keine vorgängige Vertrautheit mit Land und Leuten bestand.¹⁷ Ist es wirklich vorstellbar, daß ein Mann ohne alle Sprach- und Ortskenntnisse und mit Sachkenntnissen aus zweiter Hand diese Berichte verfaßt hat? Dafür besitzen sie, stellenweise jedenfalls, zuviel von jener Anschaulichkeit, an der es Fontanes fiktiven Beschreibungen der Londoner Weltausstellung von 1862 (S. 217–231, S. 233–241 und S. 248 f.) so eklatant mangelt.

Solange der Prozeß und die Form der Nachrichtenvermittlung aus Posen und Italien völlig unklar sind, müßte man bei einer politischen Deutung der fraglichen Korrespondenzen selbst dann vorsichtig sein, wenn die Endredaktion des Wortlauts unzweifelhaft von Fontane wäre. Der Tonfall fordert jedoch ebenfalls Fragen heraus, und zwar nicht nur was Satzmelodik und Metaphorik angeht, sondern insbesondere auch den Stil der politischen Auseinandersetzung. Hätte der Dichter bei aller Ablehnung wohl je von den Wahlmanövern »einer demokratisch-jüdischen Clique und den glatten Polen« (S. 170) gesprochen? Die Art und Weise, in der die **-Korrespondenzen »aus« London den polnischen Aufstand von 1863 behandeln (S. 284–288, S. 290 ff., S. 294–297), verrät zwar ebenfalls keine Sympathie für die nationalen Bestrebungen des Nachbarvolkes – und wie könnte es in der *Kreuzzeitung* anders sein –, aber die Ausdrucksweise unterscheidet sich doch erheblich.

Einem möglichen Einwand sei hier gleich vorgebeugt. Es geht keineswegs darum, unbequeme Äußerungen des Dichters verschwinden zu lassen, indem ihre Authentizität bestritten wird. Die Beweisspflichtigkeit liegt umgekehrt. Fontanes Urheberschaft ist glaubhaft zu machen, bevor irgendwelche Äußerungen für seine Meinung ausgegeben werden.

Weder sachlich noch sprachlich deutet aber irgend etwas darauf hin, daß die Korrespondenzen aus Posen und Italien aus Fontanes Feder geflossen sind. Somit bleibt, wie auch schon im Falle der Berichte aus Deutschland, einzig die Sigle ** als Indiz

übrig, und auf sie allein ist kein Verlaß. Ihr Auftreten konstituiert allenfalls einen ›Anfangsverdacht‹. Es gab in einer Setzerei nur eine begrenzte Anzahl von Lettern mit Sonderzeichen, die zur Chiffrierung von Artikeln benutzt werden konnten, und lediglich in Ausnahmefällen war ein bestimmtes Kürzel auf Dauer einem einzelnen Autor vorbehalten. Die Norm bildete eher der variable Einsatz, weshalb in der Regel erst Sigle und Ortsangabe zusammen einen Korrespondenten identifizieren. Dies ist in der Pressegeschichtsschreibung allgemein anerkannt.¹⁸ Zeitgenössische Leser durften insofern vermuten, und nachgeborene können ihnen darin folgen, daß sich hinter »*+* London« derselbe Korrespondent verbarg wie in der Vor- oder Folgewoche, doch nicht notwendigerweise derselbe wie hinter gleichzeitigen Berichten von »*+* Rom« oder »*+* Darmstadt«. In jedem Falle aber verrät es eine Überschätzung des Gedächtnisses von Lesern bzw. Setzern, selbst dann noch auf ein und denselben Autor zu schließen, wenn nach längerer, z. T. jahrelanger Unterbrechung ein bestimmtes Kürzel mit anderer Provenienz wieder auftaucht. Zeitungen sind Tagesprodukte.

Auch innerhalb dieses begrenzten Gültigkeitsrahmens dürfen Chiffren jedoch nicht als unfehlbar zuverlässige Indikatoren gelten. Der Zeitdruck, unter dem die Tagespresse entsteht, macht fehleranfällig. Daß selbst bei der seinerzeit angesehensten deutschen Zeitung Irrtümer vorkamen, illustriert folgende Beschwerde Wilhelm Liebknechts, des Londonkorrespondenten der *Augsburger Allgemeinen* und künftigen Mitbegründers der deutschen Sozialdemokratie, an den Verlag Cotta vom 26. Juni 1856: »Seit vorigem Herbst sind 2 Correspondenzen über die Flüchtlinge (in der A. A. Z.) unter meinem Zeichen erschienen, die nicht von mir sind. Dagegen wurde voriges Halbjahr ein Brief von mir (über die Engl. Armee) unter dem ›Stern‹ und eine andre, wenn ich nicht irre im letzten Monat, unter dem Δ Zeichen gedruckt.«¹⁹ Wer könnte garantieren, daß dergleichen bei der weitaus weniger professionell geführten *Kreuzzeitung* nie passiert ist?

Selbst innerhalb des englischen Artikels ist mithin Vorsicht geboten, was die Aussagefähigkeit der Chiffre »*+*« angeht, um so mehr aber außerhalb. Die editorische Konsequenz hätte lauten müssen, von Fall zu Fall anzugeben, warum ein bestimmter Text und was daran von Fontane sein könnte. Für die nichtenglischen Korrespondenzen dürfte das aber so gut wie unmöglich sein. Wenn es sich darum handelt, das Oeuvre eines der bedeutendsten deutschen Prosautoren des 19. Jahrhunderts zu erweitern, hätte man nach der Devise vorgehen müssen: im Zweifelsfalle weglassen. Die Herausgeberin scheint sich jedoch im Zweifelsfalle für die Aufnahme entschieden zu haben.

Mit S. 319 der Edition beginnt der Abdruck von Artikeln unter der Sigle p* bzw. P*. In der Einführung (S. 52) heißt es dazu lediglich, ab Mai 1864 trügen die London-Korrespondenzen der *Kreuzzeitung* dieses Kürzel. Daß sich dahinter ebenfalls der Autor Fontane verbarg, erscheint der Herausgeberin so selbstverständlich, daß sie die Frage gar nicht erst aufwirft.²⁰ Lediglich in einer Fußnote (Nr. 125 auf S. 52) werden ohne Einzelnachweis einige Anhaltspunkte aufgeführt. Ein knappes Dutzend auch bei Fontane, aber doch keineswegs nur bei ihm zu findender Wendungen sind indes kein hinreichender Grund, um mehr als 500 Seiten Text als sein Geistesprodukt auszugeben.

In Anbetracht der notorischen Schwierigkeiten einer positiven Autoridentifikation allein auf der Grundlage von Stilmerkmalen kommt externen Faktoren ein um so größere

res Gewicht zu. Was das betrifft, hätte gleich die zweite p*-Korrespondenz (S. 323–326) ernste Zweifel erwecken müssen. Sie datiert vom 24. Mai 1864, eben dem Tage also, als Fontane das Schlachtfeld von Düppel besichtigt hat. Hätte er da wohl die Zeit, die Lust, vor allem aber – von Berlin fast so weit entfernt wie von London – den erforderlichen Zugang zu Schlesingers Nachrichtendienst und zu englischen Zeitungen gehabt, um Meldungen *Aus der Presse. Wiseman über Garibaldi. Dietrichstein. Prozeß Berg* zu kompilieren? Im voraus kann der Tagesneuigkeiten verarbeitende Text nicht geschrieben worden sein, zumal der Dichter Berlin bereits am 17. Mai verlassen hatte; im nachhinein auch nicht, denn erschienen ist der Artikel in der *Kreuzzeitung* vom 28. Mai, also einen Tag bevor Fontane nach Hause zurückkehrte. Und warum in aller Welt hätte er, nach neun Monaten Unterbrechung, ausgerechnet unterwegs in Schleswig-Holstein wieder mit dem Verfertigen von unechten Korrespondenzen »aus« London beginnen sollen?

Nebenbei bemerkt, erweist sich am Beispiel Schleswig-Holstein noch einmal das Fragwürdige der vorbehaltlosen Zuschreibung sämtlicher nicht »aus« London datierenden ***-Korrespondenzen an Fontane. Es sind nämlich unter anderem drei mit dieser Sigle versehene Berichte zum deutsch-dänischen Krieg in die Edition aufgenommen worden, und zwar vom 4. und 10. Juli bzw. vom 1. August 1864 (S. 338 f., S. 343 f., S. 358 f.), genau aus der Zeit zwischen den beiden Reisen also, die den Dichter vom 17. bis 29. Mai und erneut vom 9. bis 30. September in das meerumschlungene Land führten. Warum sollte Fontane, der seine tatsächlichen Erlebnisse auf der Frühjahrsfahrt nicht in der *Kreuzzeitung* publiziert hat²¹, das Blatt anschließend mit fiktiven Augenzeugenberichten unter seiner einstigen Londoner Sigle *** beliefert haben, um dann im Herbst seine echten *Reisebriefe aus Jütland*²² ohne Chiffre drucken zu lassen?

Aber auch wer namentlich bei der dritten ***-Korrespondenz vom Kriegsschauplatz mit ihrer *Times*-Kritik (S. 358 f.) geneigt sein möchte, auf Fontane als Autor zu schließen, sei gewarnt: Klagen über die Unwissenheit britischer Journalisten in allem, was Deutschland anging, waren bei deutschen Englandkorrespondenten jeder Couleur weit verbreitet. Fontane bildete in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Mitunter ging ihm die Selbstgefälligkeit der deutschen Journalistik sogar zu weit, wie man wohl aus einer Bemerkung schließen darf, mit der er als Redakteur den P*-Korrespondenten zurechtwies, als der sich wieder einmal über Fehler in der *Times* ereiferte: »Bei der Eile, mit der solche Dinge meist getrieben werden müssen, sind Irrtümer – durch Übersehen – eben auch viel erklärlicher als bei anderer Arbeit.« (S. 881) Daß aber jeweils eine Einzelfallprüfung erforderlich ist, ob ***-Korrespondenzen, sei es aus Schleswig-Holstein oder anderswo her, auf Fontane zurückgehen können, demonstrieren einmal mehr drei so gezeichnete Elaborate eines Hofberichterstatters von der lauenburgischen Erbhuldigung in Ratzeburg im Jahre 1865 (S. 555–561).

Was nun die p*/P*-Korrespondenzen angeht, so ist der entscheidende Einwand gegen Fontanes Verfasserschaft die Unvereinbarkeit von biographischen Fakten und Abfassungsdaten. Während seiner zehnjährigen Tätigkeit bei der *Kreuzzeitung* war der Redakteur des englischen Artikels natürlich des öfteren längere Zeit von Berlin abwesend.²³ Die mit »*** London« gezeichneten Beiträge dürfen ihren ohnehin gut begründeten Anspruch auf Authentizität zusätzlich dadurch beglaubigt wissen, daß sie

ausnahmslos von Tagen datiert sind, an denen Fontane, soweit zu sehen, tatsächlich im Dienst war. Bei den p*/P*-Korrespondenzen sieht es dagegen ganz anders aus.

Aus der Zeit seiner Reisen nach Schleswig-Holstein und Dänemark im Jahre 1864 finden sich insgesamt fünf Londoner Korrespondenzen (S. 323–328, bzw. S. 380–391).²⁴ Auch 1865 soll der Dichter, der am 26. August zu einer Fahrt an den Rhein und in die Schweiz aufgebrochen war und erst am 25. September wieder an seinen Redaktionsschreibtisch zurückkehrte, von unterwegs fünf Mal »aus« London korrespondiert haben (S. 538–555 und S. 561–564). Zwei englische Korrespondenzen werden ihm sodann für den Zeitraum seines Besuches auf den böhmischen Kriegsschauplätzen im Sommer 1866 zugeschrieben (S. 697–701), und je zwei weitere sind entstanden, als Fontane zwischen dem 17. und 31. August 1867 in Thüringen weilte (S. 805–809)²⁵, bzw. als er 1869, vom 25. August bis zum 5. September, seine Sommerferien in Schlesien verbrachte (S. 950–954).

Obwohl die Editorin das volle Ausmaß der unvereinbaren Daten im Dunkeln beläßt, war ihr die Problematik von Fontanes Abwesenheiten aus Berlin durchaus bewußt. In ihrer Zuschreibungsmechanik hat sie sich dadurch freilich nicht beirren lassen. Da die zunächst entwickelte Spekulation, daß »einige dieser Artikel auf Vorrat geschrieben wurden« (S. 55 f., Anm. 131), wegen des Aktualitätsgehalts auf die meisten Fälle nicht zutreffen kann, folgt anschließend die Vermutung, es schein »üblich gewesen zu sein, daß die unechte Korrespondententätigkeit [...] auf Reisen nicht ruhte.« Wie die Informationsbeschaffung erfolgt sein könnte, bleibt unerörtert. Die immerhin für denkbar gehaltene Möglichkeit, »daß solche Korrespondenzen von einem anderen Redakteur verfaßt worden sind«, wird mit der Versicherung erledigt, die Zuschreibung stütze sich hier »in besonderem Maße auf stilistische Merkmale und andere Indizien«. Demnach scheint die Herausgeberin in den abgedruckten Texten aus Fontanes Reisezeiten in jedem einzelnen Falle seine unverwechselbare Handschrift zu erkennen. Aber wo findet der kritische Leser die Nachweise, die es ihm erlauben würden, die Entscheidung nachzuvollziehen?

Eine besondere Herausforderung der Gutgläubigkeit des Lesers stellen die Zuschreibungen für das Jahr 1870 dar. Seinem Tagebuch zufolge holte sich Fontane Mitte Februar »eine böse, endlose Grippe«, die ihn, »über 10 Wochen lang zu jeder Arbeit unfähig machte«; über vier Wochen habe er nur »auf dem Sopha« gelegen.²⁶ Dennoch präsentiert die Edition aus der Zeit vom 16. Februar bis zum 9. April nicht weniger als sieben ausführliche Londoner Korrespondenzen (S. 984–999), dann aber, aus der Zeit nach seiner Rekonvaleszenz also, keine mehr bis zum 7. Mai. Dafür sind dann wieder zwei zu verzeichnen, während eine sommerliche Urlaubsreise den Dichter vom 12. Juli bis zum 6. August an die Ostsee führte (S. 1011–1015).

Daß die letzte p*-Korrespondenz aus London am 24. September 1870 in der *Kreuzzeitung* erschienen ist, drei Tage vor Fontanes Abreise auf den französischen Kriegsschauplatz, faßt die Herausgeberin als Schlüsselbeleg für seine Autorschaft auf. Entscheidender ist aber das Faktum, daß der Dichter bereits Mitte April aus der Redaktion der *Kreuzzeitung* ausgeschieden war und, nach eigener Aussage vom August 1870, »seit jener Zeit die Schwelle der Redaktion nicht mehr überschritten« hatte.²⁷ Kategorisch auszuschließen ist es zwar nicht, daß er die letzten 15 unechten Korrespon-

denzen (S. 1000–1030) per Post eingeschickt hat, aber die Vorstellung hat doch etwas Absurdes, selbst unter der Voraussetzung, daß sich der verarbeitete Stoff irgendwie hätte beschaffen lassen. Zu unmißverständlich deutet Fontanes Wortwahl, die sich ähnlich auch in Briefen und anderen Zeugnissen findet, auf einen entschiedenen Bruch.

Zugegebenermaßen hat der Dichter seiner damals gerade in London weilenden Ehefrau versichert, er werde der *Kreuzzeitung* auf der Grundlage von »Mitarbeiterschaft statt Redaktion« weiter verbunden bleiben.²⁸ Belege für seine tatsächliche oder gar regelmäßige Einlieferung von Manuskripten in der Zeit zwischen Mitte April und Ende September 1870 fehlen jedoch, und ob ihm überhaupt »Korrespondenzschmaddockerei« auf Honorarbasis vorgeschwebt haben könnte, wenn er von Mitarbeit sprach, ist noch eine ganz andere Frage. Der zitierte Brief an Emilie datiert vom 11. Mai, und just an diesem Tage stand in der *Kreuzzeitung* eine p*-Korrespondenz aus London zu lesen (S. 1000 f.). Sollte man nicht annehmen, Fontane hätte das erwähnt, um seine Frau zu überzeugen, es gehe im Grunde genommen alles so weiter wie bisher? Bemerkenswert erscheint auch, daß sich in den P*/p*-Korrespondenzen vom 7. und 21. Mai bzw. vom 6. Juni (S. 1000–1005) keine Spur von Privatmitteilungen aus der britischen Hauptstadt findet, obwohl Emilie ihrem Mann wiederholt geschrieben hat.

Von den gut 50 Seiten Text aus dem Jahre 1870 sind im Endeffekt lediglich sieben (S. 978–984) an Tagen entstanden, an denen Fontane nicht krank, verreist oder bereits aus den Diensten der *Kreuzzeitung* ausgeschieden war. Alles zusammengenommen datieren etwa 15 % der zwischen 1864 und 1870 auftretenden p*/P*-Korrespondenzen aus Zeiten, als der Dichter von den Redaktionsräumen abwesend war. Bei diesen über 80 Druckseiten handelt es sich ausnahmslos um Texte, deren Komposition ohne Zugang zu Agenturmeldungen und englischen Zeitungen unmöglich gewesen wäre. Daß davon an Fontanes verschiedenen Aufenthaltsorten keine Rede sein konnte, steht außer Zweifel. Wenn aber die Quellenlage keine Aussage darüber zuläßt, wie Fontane die fraglichen Artikel hätte schreiben können, wieso läßt dieselbe Quellenlage die Schlußfolgerung zu, daß er sie geschrieben hat?

Trotz des Fehlens aller äußeren Belege für seine Autorschaft und obwohl harte Fakten der Zulässigkeit einer solchen Annahme vielfach entgegenstehen, soll im folgenden doch noch geprüft werden, ob interne Indizien irgendwelche Zweifel an diesem Befund rechtfertigen. Die auf breiter Front zu beobachtende Kontinuität in der Behandlung von Personen und Themen mit Aktualitätsgehalt – Palmerston, Indien oder dergleichen – ist rein sachlich bedingt und für die Verfasserfrage irrelevant. Jeder Auslandskorrespondent mußte darüber schreiben, und die Akzente sind im allgemeinen nicht so unterschiedlich, als daß sich umstrittene Zuschreibungen darauf stützen könnten.²⁹ Andererseits behandeln die p*/P*-Korrespondenzen immer wieder Gegenstände, denen sich Fontane in seiner Journalistik sonst kaum zugewandt hat. Woher käme plötzlich das massive Interesse an Irland und, merkwürdiger noch, die detaillierte Kenntnis seiner politischen Geschichte?³⁰ Auffallend ist auch die Aufmerksamkeit des p*/P*-Korrespondenten für Fragen der Religion, und zwar nicht nur in der Form praktizierter Kirchlichkeit als einem Aspekt des britischen Nationalcharakters – das hätte auch Fontane interessiert –, sondern von einer theologisch-dogmatischen Warte aus, wie sie dem Dichter fremd war. Erinnerung sei ferner daran, wie oft Fon-

tane vorgeworfen worden ist, er habe während seines Londonaufenthalts die soziale Frage vernachlässigt oder doch nur die poetische Seite der Armut gesehen³¹, während die p*/P*-Korrespondenzen in dieser Hinsicht bemerkenswert reichhaltig sind, und zwar nicht nur was die Informationen angeht, sondern selbst in der Analyse.

Vor allem aber lassen sich in den p*/P*-Artikeln weder Bezugnahmen auf persönliche Erlebnisse des Dichters während der 1850er Jahre³² noch auch Querverweise zu den Londoner ***-Korrespondenzen ausmachen. Als Fontane im Juli 1862 über einen verzwickten Bigamieprozeß berichtete (S. 245 ff.), verwies er eingangs auf einen früheren Artikel von sich, in dem das gleiche Thema im März 1861 schon einmal behandelt worden war (S. 117 ff.). Der p*-Korrespondent erklärte jedoch im August 1864 (S. 371 f.), er wisse nicht, ob den Lesern der *Kreuzzeitung* der Prozeß Yelverton bereits bekannt sei. Auch ein Stilvergleich dieser drei Berichte deutet darauf hin, daß die beiden ersten aus der gleichen Feder geflossen sind, der dritte aber aus einer anderen.

Um als Autor aller drei Beiträge in Frage zu kommen, müßte Fontane nicht nur sein Korrespondentenzeichen und seinen Stil, sondern auch seine journalistische Methode gewechselt haben. Die ***-Beiträge »aus« London haben nämlich meist nur ein Thema, während p*/P* fast immer verschiedene Nachrichten aneinanderreihet, weshalb seine Artikel im Durchschnitt auch deutlich länger ausfallen. Was das jährliche Gesamtvolumen angeht, gibt es ebenfalls gewichtige Unterschiede. Von August bis Ende 1860 umfassen die mit *** gezeichneten Berichte zu englischen Themen 28 Seiten; 1861 sind es 60 Seiten, 1862 knapp 90 Seiten und 1863, bis zum Abbruch im Sommer, weniger als 20 Seiten. Die p*/P*-Korrespondenzen dagegen belaufen sich auf 100 Seiten für die zweite Jahreshälfte 1864, auf 170 Seiten im Jahre 1865 und 120 Seiten für 1866. Daß ihr Umfang von 1867 an leicht abnimmt, auf knapp hundert Seiten pro Jahr, ändert nichts daran, daß der Verfasser gern Zeilen schindet.

Daß irgend jemand beim Lesen der p*/P*-Korrespondenzen durchgehend den berühmten »Fontaneton« hören kann, ist schlechterdings unvorstellbar.³³ Insofern darf es überraschen, daß Luise Berg-Ehlers, Helmuth Nürnberger und Henry H. Remak als Herausgeber der Schriftenreihe – und als Sachkenner allesamt sehr viel besser ausgewiesen als der gegenwärtige Rezensent – keine Vorbehalte angemeldet haben. Daß sich hin und wieder eine Formulierung oder Wortform findet, wie sie auch bei Fontane vorkommt, hat wenig zu bedeuten. Das Gleiche gilt für die beiden Stellen, an denen auf *Ein Sommer in London* Bezug genommen wird, das erste Mal (S. 609) sogar unter Nennung des Verfassernamens. Mit Sicherheit läßt sich daraus doch wohl nur ableiten, daß, wer immer die p*/P*-Korrespondenzen fabriziert hat, dieses Werk kannte, und wieso hätte ein anderer Mitarbeiter der *Kreuzzeitung* nicht wissen sollen, daß der Redakteur des englischen Artikels seinerzeit ein Buch über London vorgelegt hatte? Bezeichnenderweise trägt denn auch das fast zur Hälfte aus Zitat bestehende und insofern wohl wirklich von Fontane herrührende Feuilleton zum Thema *Hastings-St. Leonards* (S. 1179–1182) keine Sigle.

Leider war Wilhelm von Merckel in der zweiten Hälfte der 1860er Jahre bereits tot, sonst hätte er seinem Freund noch einmal die gleiche Frage stellen können wie am 13. Januar 1858 schon einmal, nämlich wer denn eigentlich jetzt der Londonkorrespondent der *Kreuzzeitung* sei, »doch Sie nicht? Dies *Kokettieren* mit englischen

Brocken, diese Kompilation von 1001 Dingen, um *lange* Briefe zu *schreiben*, die anderwärts vielleicht vollständiger schon *gedruckt* stehen, dies Eskamotieren mit Nichts-sehen-Mögen statt Nichts-sehen-Können u. d. m., deutet auf einen geschickten Scharlatan, der mitunter gar nicht an Ort u. Stelle zu schreiben scheint, sondern vielleicht *hier selbst!*³⁴ In seinem nicht erhaltenen Antwortbrief dürfte Fontane ausgeführt haben, daß die Korrespondenzen zwar doch aus London, aber in der Tat nicht von ihm stammten, sondern von Edgar Bauer, und daß er selbst ihn im Herbst 1857 als seinen Nachfolger an die *Kreuzzeitung* empfohlen hatte. Revolutionärer Exilant und dänischer Geheimagent, ehemaliger Vorstand des kommunistischen Arbeiterbildungsvereins in London und künftiger Vorkämpfer einer welfischen Restauration in Hannover, jugendlicher Atheist protestantisch-hegelianischen Ursprungs, der im Alter eine Konversion zum katholischen Eiferer durchmachte, zu allen Zeiten aber ein haltloser Opportunist war – Bauer also lebte seit Mitte Mai 1861 ebenfalls wieder in Berlin.³⁵ Trotzdem käme er, ohne daß dies hier als Tatsache behauptet werden soll, als Autor der p*/P*-Beiträge noch eher in Frage als Fontane.

Wer die ***-Korrespondenzen des Dichters zu englischen Themen liest, und das gilt für die in London geschriebenen echten nicht minder als für die unechten aus Berlin, erfährt manches Kuriose und Amüsante über das Leben in Großbritannien, aber eine klare Übersicht über den Gang der englischen Politik bekommt er oder sie nicht. Wer es dagegen auf sich nimmt, die p*/P*-Korrespondenzen durchzuackern, hat das umgekehrte Erlebnis: wenig Freude und Genuß bei gleichzeitiger Überflutung mit Informationen über das Tagesgeschehen. Es schreibt ein routinierter politischer Journalist. Ein solcher war Fontane jedoch nie und wollte es auch nicht sein. Sein tiefempfundener Überdruß an der Beschäftigung mit britischer Politik hatte sich bereits 1858 in einem Brief an Tuiscon Beutner Luft gemacht: Er sei »herzlich froh, daß ich nicht mehr darüber zu schreiben und an verwirrenden, unentwirrbaren Dingen nicht mehr herumzuersuchen habe. Ich möchte den sehn, der klar in diesen Dingen sieht.«³⁶ Hätte jemand mit dieser Einstellung, und noch dazu aus großer räumlicher Distanz, sich dann derart in die Einzelheiten versenken können, wie es der p*/P*-Korrespondent tat und offenbar auch genoß?

Eine besondere Signifikanz für die Bestimmung der Urheberschaft scheint die Herausgeberin literarischen Anspielungen beizumessen, insbesondere wenn sie auch sonst bei Fontane vorkommen. Entsprechende Nachweise bilden jedenfalls die einzigen editorischen Anmerkungen zu den abgedruckten Texten. Die Beweiskraft dieser Zitate, deren Reihe zudem erheblich verlängert werden könnte, ist indes gering, handelt es sich doch überwiegend um Allerweltsstellen.³⁷ Mit Einschränkungen gilt das selbst von Hamlets Frage »Was ist ihm Hekuba?«, die der Dichter in der Tat oft und gern zitiert hat.³⁸ Auf keinen Fall aber erscheint es gerechtfertigt, einen mit der Sigle Δ versehenen Artikel aus Kopenhagen schon deshalb als von Fontane verfaßt auszugeben, weil dieser Ausspruch darin vorkommt (S. 232 f.). Jedenfalls steht zu vermuten, daß die Aufnahme des betreffenden Textes in die Edition darauf zurückgeht, denn jede Erläuterung fehlt. Im übrigen lassen die Zitatnachweise vor allem deutlich werden, daß der p*/P*-Korrespondent sehr viel besser Latein und Griechisch konnte als der Dichter, mit dessen klassischer Bildung es bekanntlich nicht allzuweit her war.

Selbst einmal angenommen, die p*/P*-Korrespondenzen stammten tatsächlich von Fontane, bliebe jedoch immer noch die Frage zu beantworten, warum ihm auch der Artikel *John Brights Brief* mit der Sigle Δ (S. 928 f.) zugeschrieben worden ist. Stilistische Anhaltspunkte für eine solche Annahme sind nicht zu erkennen, und die Belanglosigkeit des Inhalts läßt es kaum der Mühe wert erscheinen, nach dem Autor zu fahnden. Zudem hat der p*-Korrespondent unter dem gleichen Datum des 16. Juni 1869 ebenfalls einen Artikel beigesteuert (S. 927 f.), noch dazu, streckenweise jedenfalls, zum gleichen Thema. Aber nun stehen dreißig wahllos herausgegriffene Zeilen mehr in einem Buch, als dessen Autor Fontane ausgewiesen wird. Sollen solche Texte allen Ernstes in künftige Werkausgaben aufgenommen werden? Wer einmal zur Zuschreibung auf Verdacht seine Zuflucht nimmt, macht sich verdächtig.

Die unechten *+*-Korrespondenzen ›aus‹ London enthalten mit einer Ausnahme keine redaktionellen Zusätze.³⁹ Schließlich war Fontane selber der Redakteur. P*/p* hingegen mußte sich häufiger Eingriffe gefallen lassen. Als er zum Beispiel 1864 einen literarisch-historischen Fehlbezug durchgehen ließ, folgte prompt der Zusatz: »York trug aber die *weiße Rose*. D. Red.« (S. 340) Oder wie ist es zu deuten, wenn die wortreiche Beschreibung einer in der britischen Presse erschienenen Karikatur 1869 mit dem Kommentar versehen wird: »Unverständlich. D.R.« (S. 960)? Natürlich ließe sich argumentieren, als unechter Korrespondent habe der Dichter zunächst absichtlich einen schlechten Text geliefert und sich dann in seiner Eigenschaft als Redakteur selbst kritisiert, um der angeblichen Zusendung den Eindruck von Authentizität zu geben. Aber hat die Herausgeberin Grund anzunehmen, irgend jemand würde ihr dies abnehmen?

Nein, es spricht alles dafür, daß sich die Dinge tatsächlich so verhielten, wie es aussieht, daß nämlich Redakteur und Korrespondent zwei verschiedene Personen waren, gleichviel von wo aus letzterer seine Sachen eingeschickt hat. Darauf deuten auch die gelegentlich beigedruckten Mitteilungen »An den Herrn Korr.« (S. 721): »Lieber einen Tag *früher!* D. Red.«, heißt es 1868 einmal (S. 855) oder 1865: »Wir ersuchen um die Erfüllung unserer geschäftlichen Bitte vom 5. September. D. Red.« (S. 565). Die Behauptung schließlich, das Londoner Wasser enthalte 22 % vegetabilische Stoffe (S. 398), erschien 1864 mit folgender Klammerbemerkung des Redakteurs: »Wir lassen die Zahl stehen, aber es ist einfach nicht möglich; das würde nicht Wasser, sondern ein Mus sein.« Daß Fontane diesen Lapsus aufgriff, ist übrigens selbst überaus bezeichnend, war doch der Ingenieur William Collins, ein Miterbauer der Berliner Wasserleitung, in London einer seiner besten englischen Bekannten gewesen. Der p*-Korrespondent korrigierte sich denn auch postwendend in seiner nächsten Ein-sendung (S. 402).

In Anbetracht solcher Stellen muß die Entschlossenheit der Editorin, die Unterscheidung zwischen Redakteur und Korrespondent als eine bewußte Vernebelungstaktik Fontanes auszugeben, doch etwas ins Wanken geraten sein. Ungelenk formuliert sie (S. 53, Anm. 126) zu den redaktionellen Anmerkungen: »Neben ihrer Fiktionalität mögen diese auch für Mitteilungen an Informanten verwendet worden sein.« Demnach wären die entsprechenden Passagen sowohl sinnhaftig und an eine reale Person gerichtet gewesen als auch frei erfunden und völlig beliebig. Was soll man dazu sagen?

Nicht ohne Belang ist schließlich noch, daß, wenn die p*/P*-Artikel, was selten vorkommt, Persönliches einfließen lassen, wiederholt Notting Hill erwähnt wird, damals eine westliche Vorstadt von London. Das könnte natürlich wiederum als gezielte Strategie des unechten Korrespondenten Fontane interpretiert werden, sich eine fiktive Existenz zu verschaffen und so seine Glaubwürdigkeit zu erhöhen. Aber warum hätte der Dichter dafür einen ihm allenfalls oberflächlich bekannten Stadtteil wählen sollen, warum nicht, beispielsweise, Camden Town, wo er tatsächlich anderthalb Jahre gelebt hatte? Was spricht dagegen, daß der Autor der p*/P*-Korrespondenzen, wer immer er auch war, tatsächlich in Notting Hill lebte oder zumindest einmal dort gelebt hatte?

Unbestritten ist, daß Fontanes eigentliche Aufgabe bei der *Kreuzzeitung* die Redaktion des englischen Artikels war, d. h. die Bearbeitung von Agenturmeldungen und Nachrichten aus anderen Zeitungen und eben auch von etwa aus London oder sonstwoher eingehenden Korrespondenzen. Daraus ergibt sich zugleich, daß er sämtliche p*/P*-Texte, sofern er bei ihrem Eingang im Dienst war, gelesen, sie zum Teil wohl auch umfangmäßig zurechtgestutzt, mit Zusätzen versehen und generell zum Druck aufbereitet hat. Seine Autorschaft konstituiert dies allerdings ebensowenig wie es den Wiederabdruck dieser Artikel unter seinem Namen rechtfertigt. Diese Art von redaktioneller Betreuung konnte schließlich auch jemand anders übernehmen, wenn Fontane in Ferien war oder auf einem seiner zahlreichen Ausflüge in die Umgegend von Berlin, um Material für die *Wanderungen* zu sammeln.

Daß es, bei der *Kreuzzeitung* und ähnlich auch bei anderen Blättern, bisweilen unechte Korrespondenten gegeben hat, heißt noch lange nicht, daß alle abgedruckten Korrespondenzen hausgemacht waren. Warum sollte sich hinter p*/P* kein real existierender Journalist verbergen? Die Annahme, Fontane müsse auch nach 1863 weiter Londoner Berichte verfaßt haben, beruht auf einem Mißverständnis jener bei- läufigen Bemerkung in *Von Zwanzig bis Dreißig*, von der das ganze Editionsprojekt seinen Ausgang nimmt. Er sei »jahrelang unechter Korrespondent« gewesen, heißt es da, bevor am Londoner Beispiel beschrieben wird, was das genau bedeutete.⁴⁰ Das gesamte Jahrzehnt hindurch dergleichen getan zu haben, wird nirgends beansprucht. Der Ausdruck »jahrelang« aber ist mit dem Zeitraum 1860 bis 1863 vollkommen abgedeckt.

Es ist ja ohnehin nicht so, daß die biographische Forschung ratlos vor der Frage stünde, was denn Fontane zwischen Sommer 1863 und Herbst 1870 eigentlich getrieben hat. Neben zahlreichen *Wanderungen* – gesammelt wiederabgedruckt im 1872 erschienenen dritten Band der Serie – sind vor allem die Kriegsbücher über Schleswig-Holstein (1866) und Österreich (2 Bde. 1870/71) entstanden, einer Fülle kleinerer Publikationen und der Arbeit an *Vor dem Sturm* nicht zu gedenken. Die regelmäßigen Bürostunden auf der Redaktion eingerechnet, darf der Dichter daher durchaus als ausgelastet gelten, und über eines sollte man sich nicht täuschen: Daß die p*/P*-Korrespondenzen kunstlos geschrieben sind, heißt nicht, daß sie leichthin oder nebenher verfaßt sein könnten. Die Materialerhebung dürfte zeitaufwendig gewesen sein, zumal es nicht so aussieht, als wären die Texte auf die Schnelle aus der *Englischen Correspondenz* und der *Times* zusammengestoppelt. Will man aber annehmen, sie seien

mehr oder minder vollständig irgendwo anders abgeschrieben worden, hätte sich die Frage von Fontanes Autorschaft sowieso erledigt.

Um die p*/P*-Korrespondenzen überhaupt im Lebensablauf des Dichters unterbringen zu können, muß die Herausgeberin seine retrospektive Aussage, durch die Beschäftigung bei der *Kreuzzeitung* nicht übermäßig belastet gewesen zu sein, für eine bewußte, politisch motivierte Verschleierung der eigenen Vergangenheit erklären. Warum aber zu einer Konspirationstheorie greifen, wenn sich die gegebenen Erklärungen widerspruchsfrei verstehen lassen? Daß sich der Dichter später von der politischen Linie des Blattes distanziert hat, darf nicht so ausgelegt werden, als hätte er seine frühere Verbindung je geleugnet oder verdrängt. Alterserinnerungen Gedächtnisfehler zu unterstellen oder auch kosmetische Absichten, ist vielfach berechtigt, erfordert aber verantwortlicher Weise eine Konfrontation der anstößigen Darstellung mit unumstößlichen Tatsachen oder Äußerungen aus früherer Zeit. Derlei vermag die Editorin jedoch nicht geltend zu machen, im Gegenteil. Ganze Berge von Fakten müssen übersehen und eine Fülle von Aussagen gegen ihre erklärte Aussageintention gelesen werden⁴¹, um die Hypothese von der großen Verschwörung gegen den Leser wenigstens halbwegs plausibel zu machen. Als Nachweis der tatsächlichen Existenz einer solchen Konspiration hat die Editorin aber letzten Endes nicht mehr zu bieten als den Anspruch, sie aufgedeckt zu haben.

Nach über fünfhundert Seiten merkt der skeptische Leser auf, als Anfang 1868 mit Qs eine neue Sigle auftaucht (S. 828). In der Einführung wird auch gleich darauf hingewiesen (S. 53, Anm. 128), daß einer der so gekennzeichneten Artikel eine eindeutige biographische Bezugnahme enthält: In seinem Nachruf auf Lord Cardigan, den Krimkriegs-General und Namensgeber der Strickjacke, bemerkt der Korrespondent, die Nachricht vom Fall Sewastopols sei seinerzeit am ersten Tage seines Aufenthaltes in London bekanntgeworden (S. 846). Das ist nun in der Tat aus Fontanes Tagebuch und Briefwechsel bekannt und macht den Text über alle Zweifel erhaben.

Aber auch sonst ließe sich noch eine ganze Reihe Indizien anführen, daß die neun Qs-Korrespondenzen wieder echte Fontane sind. Der Sprachduktus ist ein gänzlich anderer als der des p*/P*-Korrespondenten. Die Subjektivität des Urteils, das für Fontane so typische Interesse am bezeichnenden Detail und eine Prise von Ironie – alles was die ***-Beiträge ›aus‹ London auszeichnete, läßt sich wieder beobachten. Die Themenwahl ist sehr viel freier, die Behandlung der einzelnen Gegenstände deutlich breiter. Auch kommen die mit Qs gezeichneten Londoner Korrespondenzen wie auch jene unter der Chiffre ** durchweg mit wenigen Personennamen aus, während p*/P* in einem einzigen Artikel oftmals Dutzende benennt. Und warum wäre überhaupt ein neues Kürzel eingeführt worden, wenn nicht zur Unterscheidung der Schreiber? Daß die Herausgeberin Qs ohne weiteres für identisch mit p*/P* erklärt, gehört zu den Punkten, welche die Lektüre der Einführung zu einem so irritierenden Erlebnis machen. Zentrale Fragen für ein editorisches Unternehmen dieser Größenordnung bleiben unbeantwortet, und was an Erklärungen gegeben wird, übersteigt oft das Fassungsvermögen des Lesers.

Dabei läßt der Sachverhalt eigentlich nur eine Schlußfolgerung zu: Wie schon mehrfach zuvor⁴² hatte die *Kreuzzeitung* ab Mai 1864 wieder einen echten Korrespondenten in London, und nur während dessen vorübergehendem Ausfall hat Fontane

im Frühjahr 1868 noch einmal für einige Monate unechte Korrespondenzen geschrieben.⁴³ Aber selbst wenn die p*/P*-Korrespondenzen ebenfalls ganz oder teilweise unecht, d. h. in Berlin geschrieben sind, wofür ebenfalls manches spricht, so war ihr Verfasser auf alle Fälle jemand anders als Fontane. Beweisbar ist diese Deutung ohne zusätzliche Quellenfunde natürlich nicht, wenngleich sie den Vorteil hat, ohne alle widersinnigen Hilfsannahmen auszukommen, wie sie in großer Zahl erforderlich sind, um Fontane als Autor der p*/P*-Korrespondenzen ausgeben zu können. Sie muß aber auch nicht bewiesen werden. Beweise anbringen muß nur, wer die edierten Texte für Fontanes Erzeugnisse ausgibt.

Mit einem großen Zeitaufwand und der nötigen Akribie ließe sich mutmaßlich sogar herausfinden, wer der wirkliche Verfasser jener Artikel war und wo sie geschrieben worden sind. Neben Edgar Bauer, dem Nachfolger Fontanes als echter Londonkorrespondent der *Kreuzzeitung*, dürfte auch sein Vorgänger Julius Faucher in Frage kommen. Profunde Englandkenner und skrupellose Journalisten waren sie beide. Beide lebten allerdings ab 1861 wieder in Berlin, und die Masse der p*/P*-Korrespondenzen dürfte wohl doch von London aus eingesandt worden sein. In jedem Falle verlohnt es aber kaum der Mühe, der Sache weiter nachzugehen. Von Belang ist einzig und allein die Frage, ob die Texte aus Fontanes Feder stammen bzw. stammen können. Für die p*/P*-Korrespondenzen kann die Antwort nur negativ ausfallen.

Zu bejahen ist sie hingegen bei den jeweils nur wenige Zeilen umfassenden Glossen zu englischen Presseberichten (S. 1033–1137). Schließlich war die Auswahl und das Redigieren von Nachrichten aus und über Großbritannien Fontanes eigentliche Aufgabe bei der *Kreuzzeitung*. Aber auch eine Reihe von Stilmerkmalen und der Aussagetenor lassen seine Autorschaft glaubhaft erscheinen, zumal für die Phasen seiner Abwesenheit aus Berlin in keinem Falle solche Glossen zu existieren scheinen und ihre Publikation Anfang April 1870 aussetzt. Daß von den insgesamt gut hundert Seiten mit diesen Ephemera über sechzig auf den Zeitraum von 1860 bis 1863 entfallen und kaum vierzig auf die nächsten sieben Jahre, deutet ebenso wie das Abbrechen der ***-Korrespondenzen »aus« London darauf hin, daß Fontane sein Engagement für die *Kreuzzeitung* ab 1863 reduziert hat.

Warum schließlich noch eine Reihe von Leitartikeln ohne jedes Kürzel (S. 1138–1172) in der Edition vertreten sind, wird mit keinem Wort begründet. Ihre Zuschreibung scheint einzig auf der Grundlage thematischer Verwandtschaft mit den p*/P*-Korrespondenzen erfolgt zu sein, was ein quellenkritisch fragwürdiges Vorgehen wäre, selbst wenn es sich bei der Bezugsgröße nicht um dubiose Texte handeln würde. Sachlich ist an den aufgenommenen Leitartikeln übrigens kaum etwas Bemerkenswertes, und niemand wird heute noch wissen wollen, wer sie in Wahrheit verfaßt hat.

Das abschließende Urteil über die vorliegende Edition muß mithin zwiespältig ausfallen: Wer anonym erschienene Zeitungsartikel wiederabdrucken und den Namen Theodor Fontanes als Autor auf das Titelblatt setzen läßt, steht unter einer strengen Beweisspflicht. Dieser Beweisspflicht zu genügen, hat die Herausgeberin versäumt. Sie ist daher dringend aufgefordert, eine Begründung für ihre anfechtbaren Zuschreibungen nachzuliefern, bzw. die vorstehend erhobenen Einwände nach Möglichkeit auszuräumen. Sich an der Debatte zu beteiligen, sind aber auch sonst alle Fontanefreunde

und -kenner aufgerufen. Einstweilen dürfen jedenfalls nur diejenigen »Unechten Korrespondenzen« als echter Fontane gelten, die »aus« London datiert und mit ** oder Qs gezeichnet sind. Das gilt für folgende Teile der Edition: S. 72–135, S. 138–142, S. 143 f., S. 145–149, S. 153 ff., S. 158 f., S. 161–166, S. 171 f., S. 175–178, S. 179–189, S. 191–231, S. 233–259, S. 260–280, S. 284–288, S. 290–293, S. 294–300, S. 303–306, S. 828–837, S. 838–841, S. 846–853 und S. 1173–1182. Der gesamte Rest ist – mit Ausnahme der Glossen, wo sich das Problem anders stellt – bis auf weiteres mit einem großen Fragezeichen zu versehen.

Zu suspendieren ist infolgedessen auch ein Urteil darüber, ob die Editorin recht hat mit ihrer Neubewertung des Fontaneschen »Kreuzzeitungstums« und seines Konservatismus. Denn jene Stellen, die, wie es S. 1183 etwas gewunden heißt, »uns heute, nach den schmerzhaften Erfahrungen der inzwischen vergangenen Zeit, mehr als un bequem berühren«, entstammen ausschließlich dem nicht gesicherten Textbestand. Ob die *Unechten Korrespondenzen* unterdessen überhaupt noch weiter vertrieben werden oder nicht wenigstens einen »Beipackzettel« mit der Warnung vor Nebenwirkungen erhalten sollten, sei der Verlagsentscheidung anheimgestellt.

Das Urteil anderer Leser und Kritiker bleibt abzuwarten. Aber selbst wenn im Ergebnis – und der Verfasser dieser Zeilen ist davon überzeugt – nicht mehr als die knapp dreihundert Seiten übrigbleiben sollten, deren Authentizität außer Frage steht, so wäre das nicht zu verachten. Jede zuverlässig abgesicherte Erweiterung des Korpus der bekannten Fontane-Texte, und sei sie im Umfang noch so begrenzt, muß Liebhabern und Forschern gleichermaßen willkommen sein. Insofern hat sich Heide Streiter-Buscher auf jeden Fall ein Verdienst erworben, wiewohl sie in ihrer Entdeckerfreude über alle philologischen Stränge geschlagen ist.

Anmerkungen

- 1 HEIDE STREITER-BUSCHER: »... und dann wieder jahrelang unechter Korrespondent«. *Der Kreuzzeitungsredakteur Fontane*. In: FBI 58/1994, S. 89–105; dies., *Randbemerkungen eines »harmlosen« Korrespondenten. Zum Thema Fontane und Bismarck*. In: FBI 60/1995, S. 63–82.
- 2 THEODOR FONTANE: *Heiteres und Besinnliches aus Theodor Fontanes »unechten« Korrespondenzen*. Ausgewählt und mit einer Nachbemerkung versehen von HEIDE STREITER-BUSCHER. Berlin und New York 1995.
- 3 Über »die Herrlichkeiten der »plastischen Kohle« von Bühring hatte der Dichter sogar eine – anscheinend ungedruckt gebliebene – Korrespondenz verfaßt; THEODOR FONTANE: *Tagebücher 1852/1855–1858*. Hrsg. v. CHARLOTTE JOLLES unter Mitarbeit von RUDOLF MUHS, Berlin 1994 (fortan: FT I), S. 308 und 310, Einträge zum 8. bzw. 23. Februar 1858.
- 4 Vgl. seine Aufsätze: *Die plastische Kohle und deren Verwendung für wissenschaftliche, industrielle, Kunst- und Gesundheitszwecke (Eine deutsche Erfindung aus London)*. In: *Die Gartenlaube* 1857, S. 592 ff.; *Eine deutsche Herculesarbeit vor dem englischen Parlamente*. In: Ebd. 1858, S. 444 ff.

- 5 FT I, S. 294, Eintrag zum 11. Dez. 1857; vgl. ferner EVA MAYRING, *Heinrich Beta als Londonkorrespondent der »Gartenlaube«*. In: PETER ALTER und RUDOLF MUHS (Hrsg.), *Exilanten und andere Deutsche in Fontanes London. Charlotte Jolles zum 85. Geburtstag*. Stuttgart 1996, S. 327–339, bes. S. 331.
- 6 Vgl. dazu insbesondere Fontanes Artikel über *Die Buchersche Schule* aus dem Jahre 1857; NFA 17, S. 578 ff.
- 7 In den angeführten Texten bezieht sich Fontane erkennbar auf seine echten Korrespondenzen *Der Häusereinsturz in Tottenham-Court-Road*, *»Ruinen in London«* und *Immer langsam voran und die Londoner Feuerwehr*; NFA 18 a, S. 732 f., S. 735 f. bzw. S. 772 f.
- 8 Vgl. dazu meinen Beitrag über *Max Schlesinger und Jakob Kaufmann: Freunde und Gegenspieler Fontanes*. In: ALTER und MUHS, S. 292–326.
- 9 In der British Newspaper Library in Colindale bei London sind außerdem noch Teilbestände der *Englischen Correspondenz* erhalten für die Zeiträume von August 1850 bis November 1851 sowie von Januar 1852 bis August 1856.
- 10 In ganz Preußen gab es 1855 nur 40 Abonnenten der *Times*, von denen 18 in Berlin ansässig waren; Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin (fortan: GStA PK), I. HA, Rep. 77, Tit. 627, Nr. 3, Bl. 12.
- 11 Es erscheint angezeigt, an dieser Stelle auch der ohne alle Belege durch die Literatur geisternden Behauptung entgegenzutreten, Fontane habe selber für die *Times* geschrieben. Das einzige, was aus seiner Feder in den Spalten des Weltblattes erschienen ist, waren jedoch einige Stellen- und Wohnungsinserate. Außerdem hat er der Redaktion auf amtliche Weisung hin zwei oder drei diplomatische Dokumente zum Abdruck vermittelt.
- 12 Abonnentenverzeichnisse der *Englischen Correspondenz* existieren allerdings nur für die Zeit von ihrer verdeckten Erwerbung durch Bismarck im März 1872 bis zu ihrer Einstellung mit dem 30. September 1879; GStA PK, I. HA, Rep. 90 a, T. IV, Nr. 7.
- 13 Es handelt sich um *Black's Picturesque Tourist of Scotland*, den sich der Dichter am 17. Juni 1856 gekauft hatte (FT I, S. 130) und den er auch auf seiner Schottlandreise 1858 sowie bei der Abfassung von *Jenseit des Tweed* vielfach benutzt hat. 1856 war bereits die zwölfte Auflage dieses Werkes auf dem Markt, und die Ausführungen über Hamilton Palace, einschließlich der Beschreibung des 1853 von der Kaiserin Eugénie geschenkten Tisches, finden sich dort auf S. 280 f.
- 14 Bei einer anderen Gelegenheit korrigierte Fontane als Redakteur nachträglich ein in der *Kreuzzeitung* bereits gedrucktes Resümee Schlesingers von einer Palmerstonschen Rede über Polen, da sie im Originaltext »einen viel weniger aggressiven Charakter« habe und »ersichtlich jede präzise Fassung, jeden Angriff« vermeide (S. 291, Anm.).
- 15 Schlesinger unterhielt zu diesem Zeitpunkt bereits enge Beziehungen zur preußischen Gesandtschaft in London und berichtete regelmäßig von den Aktivitäten des Grafen Bernstorff. In europäischen Fragen wie Italien und Polen verfolgte die *Englische Correspondenz* dagegen weiter ihre eigene Linie. Diese auf eingehende Lektüre der Jahrgänge 1860/61 gestützte Erkenntnis geht über meine in Anm. 8 zit. Studie hinaus. Vgl. jetzt auch den Eintrag für Schlesinger in: *Österreichisches Biographisches Lexikon*. Bd. 10. S. 197 f., wonach die *Englische Correspondenz* zumin-

- dest 1868/69 auch aus Wien subventioniert wurde. Die betreffende Lieferung dieses noch im Erscheinen begriffenen Nachschlagewerkes ist zwar bereits 1992 publiziert worden, der vollständige Band aber erst nach Erscheinen der in Anm. 5. zit. Jolles-Festschrift gebunden und in der British Library zugänglich geworden.
- 16 Über die Verzeichnung des Charakters von Friedrich Wilhelm IV. in der britischen Presse hatte sich Fontane bereits in seiner Londoner Zeit wiederholt erregt; vgl. etwa seinen englischen Leserbrief: *A Word for Prussia and her King*. In: *The Morning Chronicle* Nr. 28.105 vom 20. Januar 1857, S. 5 f. *Die Geschichtsschreiber von Printing House Square* enthalten deutliche Anklänge an dieses Schreiben.
- 17 In *Von Zwanzig bis Dreißig* macht Fontane bei der Feststellung, wie einfach das Schreiben von unechten Korrespondenzen sei, ausdrücklich die Einschränkung, »wenn man Sprache, Land und Leute kennt«; NFA 15, S. 251.
- 18 Vgl. z. B. KARL BUCHHEIM: *Die Geschichte der Kölnischen Zeitung*. Bde 2 und 3, Köln 1976 bzw. 1979; für die vormärzliche Zeit s. auch schon Bd. 1 des gleichen Werkes, Köln 1930, S. 69–83.
- 19 Zit. nach: UTZ HALTERN: *Liebknecht und England. Zur Publizistik Wilhelm Liebknechts während seines Londoner Exils (1850–1862)*. Trier 1977, S. 55.
- 20 Zeichenwechsel waren an sich nichts Ungewöhnliches. Auch aus Fontanes Feder lassen sich schon während seiner Londoner Zeit Berichte in der *Kreuzzeitung* nachweisen, die keine oder eine andere Sigle tragen als *†*. Aber ein solcher Nachweis muß immer erst erbracht werden!
- 21 Die Artikelfolge *Aus dem Sundewitt* erschien vielmehr im *Wochenblatt der Johanner-Ordens-Balley Brandenburg*, allerdings erst Ende August; Wiederabdruck in: NFA 18, S. 249–270.
- 22 Von Ende September bis Mitte Oktober 1864 in der *Kreuzzeitung* erschienen; Wiederabdruck in: NFA 18, S. 219–248.
- 23 Sofern nicht Tagebuch oder Briefstellen zitiert werden, stützen sich die Reisedaten auf HERMANN FRICKE: *Theodor Fontane. Chronik seines Lebens*. Berlin 1960.
- 24 Die außergewöhnlich eingehenden Aufzeichnungen von der Frühlingssfahrt enthalten keinerlei Hinweis, daß Fontane mit der *Kreuzzeitung* in Kontakt gestanden hätte; vgl. *Reisenotizen aus Schleswig-Holstein 1864*. Hrsg. u. komm. von SONJA WÜSTEN, in: FBI Bd. 4 (1979) Nr. 5, 1979, S. 356–392. Das Tagebuch der Herbstfahrt (NFA 18 a, S. 917–931) erwähnt zwar die Absendung von Korrespondenzen, doch handelt es sich eindeutig um die in Anm. 22 zit. *Reisebriefe aus Jütland*.
- 25 Seine Aktivitäten dort sind im einzelnen dokumentiert in: THEODOR FONTANE, *Reisen in Thüringen. Notiz- und Tagebuchaufzeichnungen aus den Jahren 1867 und 1873*. Hrsg. und komm. von SONJA WÜSTEN. Potsdam 1973 (= FBI Sonderheft 3).
- 26 FT II, S. 36.
- 27 Ebd.
- 28 Fontane an seine Frau, II. Mai 1870; zit. nach: HFA. *Briefe* Bd. 2, S. 307.
- 29 Das gilt selbst für »leidvolle Erlebnisse mit Londoner Straßenmusik« (S. 52, Anm. 125), wie sie Fontane in der Tat gehabt hat und mit ihm viele andere. Gottfried Kinkel zum Beispiel, der ebenfalls nach Deutschland korrespondierte, beteiligte sich 1858 sogar an einer von Charles Dickens und Thomas Carlyle unterstütz-

- ten öffentlichen Kampagne zur Unterdrückung des Drehorgelwesens; ROSEMARY ASHTON: *Little Germany. German Refugees in Victorian Britain*. Oxford 1989, S. 165 f. Auch fällt auf, daß die p*-Korrespondenz, in der von Straßenmusik die Rede ist (S. 525 f.), keinerlei persönliche Bezugnahmen enthält, während die beiden Glos- sen (S. 1061 f. bzw. S. 1089 f.) eindeutig Fontanes Erfahrungen widerspiegeln.
- 30 COLIN WALKER beginnt seine Untersuchung über *Fontane and Romantic Ireland* (in: Alan Bance u. a. (Hrsg.): *Theodor Fontane. The London Symposium*. Stuttgart 1995, S. 209–234) mit der ausdrücklichen Feststellung, es sei »surprising that such a connoisseur and admirer of Great Britain showed such little interest in the neighbouring island«.
- 31 So besonders FRITZ WEFELMEYER: *Bei den Money-makern am Themsefluß. Theodor Fontanes Reise in die moderne Kultur im Jahre 1852*. In: Text und Kritik. Sonderband Theodor Fontane. München 1989, S. 55–70; daran angelehnt auch JÖRG THUNECKE, »Von dem, was er sozialpolitisch war, habe ich keinen Schimmer«: *Londoner »Kultur- bilder« in den Schriften Theodor Fontanes und Julius Fauchers*. In: ALTER und MUHS, S. 340–369. Manches an dieser Interpretation bedarf allerdings der Korrektur.
- 32 Das S. 649, Anm. 13, angeführte Versenden zerschnittener Banknoten mit der Post als eine primitive Form der Geldüberweisung war kein spezifisch fontanesches Erlebnis und ist aus zahllosen zeitgenössischen Zeugnissen – nicht zuletzt aus dem Briefwechsel von Marx und Engels – wohlbekannt.
- 33 Ein Experiment, das der Rezensent verschiedentlich unternommen hat, sei allge- mein zur Nachahmung empfohlen. Man gebe Freunden, Kollegen oder Studenten Abschriften einer Londoner ***- und einer p*/P*-Korrespondenz und lasse sie entscheiden, ob die Texte von Fontane stammen könnten. Bisher ist das Resultat noch immer eindeutig gewesen. Niemand scheint es für möglich zu halten, daß der Dichter als Verfasser einer p*/P*-Korrespondenz in Frage kommt, solange sie nicht in einem Band präsentiert wird, auf dessen Titelblatt sein Name prangt.
- 34 Zit. nach: *Die Fontanes und die Merckels. Ein Familienbriefwechsel*. Bd. 1: 1850–1870. Berlin und Weimar 1987, S. 261.
- 35 Die einzige, aber bei weitem nicht erschöpfende Biographie bietet ERIK GAMBY: *Edgar Bauer: Junghegelianer, Publizist und Polizeiagent. Mit Bibliographie der E. Bauer- Texte und Dokumentenanhang*. Trier 1985.
- 36 Fontane an Tuiscon Beutner, 27. März 1858; HFA. *Briefe* Bd. I, S. 620.
- 37 Auch erfolgt die Herstellung von Fontanebezügen bisweilen auf eine fast schon gewaltsame Weise, z. B. wenn für die Metapher von »der Mitte zwischen Scylla und Charybdis« auf »Reime des Tunnelfreundes Lepel« aus dem Jahre 1849 ver- wiesen wird (S. 630 mit Anm. 8), obwohl das Bild in der abendländischen Litera- tur aller Sprachen seit der Odyssee geläufig ist.
- 38 Zur Erklärung dieses Zitats wird einmal (S. 233) auf den 7. Januar 1860 verwie- sen, einmal (S. 295) auf den 16. August 1860. Tatsächlich findet sich die Angabe jedoch S. 102 in der Anmerkung zu einer Korrespondenz vom 7. Januar 1861.
- 39 Im Nachtrag zu einem Beitrag von 1861 über die drohende Versteigerung des Shakespeare'schen Gartens an einen kommerziellen Interessenten wird der zwis- chenzeitlich erfolgte Ankauf im öffentlichen Interesse gemeldet (S. 159). Die ak-

tuellen Informationen in dem betreffenden Artikel sind Schlesingers *Englischer Correspondenz* entnommen, die Beschreibung aber geht auf Fontanes Erinnerung an seinen Besuch in Stratford upon Avon am 13. August 1856 zurück und ist angelehnt an die Darstellung in: *Knight's Excursion Companion*. London 1851, Ausflug Nr. 16. Dieses Werk hat der Dichter während seiner englischen Zeit mehrfach als Reiseführer benutzt (FT I, S. 462 f.). Ebd., S. 21, findet sich auch der englische Urtext von Shakespeares Grabspruch, dessen Übersetzung das einzige Stück Fontanescher Originalyrik in den *Unechten Korrespondenzen* bildet. Für seine Tunnel-Rede *Zum Shakespeare-Fest 1864* hat er diese Nachdichtung dann noch einmal überarbeitet; NFA 21/2, S. 449.

40 Zit. nach der Ausgabe in: NFA 15, S. 251.

41 Ein besonders eklatantes Beispiel dafür liefern die Korrespondenzen aus den russischen Ostseeprovinzen, die dankenswerterweise nicht in die Edition aufgenommen worden sind. S. 35, Anm. 96, wird ausführlich eine Briefstelle zitiert, aus der zwei Dinge in aller Klarheit hervorgehen, nämlich erstens, daß Fontane Berichte aus dieser Region redaktionell zu bearbeiten hatte, daß aber, zweitens, die Artikel selbst von baltendeutschen Adligen eingesandt wurden. Trotzdem vermutet die Herausgeberin, der Dichter habe »diese unter dem [sic!] Sigle F geschrieben.«

42 Erster Londoner Mitarbeiter des Ende 1848 gegründeten Blattes war der politische Flüchtling Julius Faucher gewesen, der darüber hinaus auch bald für die von der Zentralpressestelle herausgegebene ministerielle *Correspondenz* tätig wurde; vgl. *Marx-Engels Gesamtausgabe*. III. Abt., Bd. 4: *Briefwechsel Januar bis Dezember 1851*. Berlin 1984, S. 177 und S. 183. In seiner Polemik gegen *Die großen Männer des Exils* wußte Marx 1852 ergänzend zu vermelden, die *Kreuzzeitung* habe seinerzeit gleich Bedauern über die Emigration Fauchers geäußert als »des einzig würdigen Schriftstellers unter den Demokraten. Dies gemüthliche Verhältnis mit der ›Neuen Preußischen Zeitung‹ wurde bald so intim, daß unser Faucher in London anfing, Korrespondenzen für dies Blättchen zu schreiben.« KARL MARX/FRIEDRICH ENGELS, *Werke*. Bd. 8. Berlin 1973, S. 314. Die Zusammenarbeit endete erst im Frühjahr 1856 mit Fauchers Eintritt in die Redaktion des neubegründeten freihändlerisch-friedensfreundlichen *Morning Star*. Sein Nachfolger bei der *Kreuzzeitung* wurde bekanntlich Fontane, der nach seinem Heimatbesuch vom September 1856 mit der Korrespondenz­tätigkeit begann, aber schon im Herbst 1857 genug davon hatte und der Redaktion Fauchers alten Freund Bauer als neuen Mitarbeiter vorschlug. Zumindest bis zum Ende seines Londonaufenthalts hat letzterer auch tatsächlich für die *Kreuzzeitung* geschrieben. Sowohl bei Faucher als bei Bauer lassen sich übrigens in Hülle und Fülle Berolinismen finden, wie sie die Herausgeberin (S. 52, Anm. 125) als ein auf Fontanes Autorschaft deutendes stilistisches Indiz benennt.

43 Die letzte Qs-Korrespondenz datiert vom 25. April 1868. Laut Tagebuch ging Fontane »Anfang Mai in den Harz« (FT II, S. 31), und nach seiner Rückkehr hat er sich offenbar nicht noch einmal auf dieses Geschäft eingelassen, obwohl p*/P* erst ab September wieder seine Berichte einsandte.

Gebundener Journalismus oder freies Dichterleben? Erwiderung auf ein Mißverständnis

HEIDE STREITER-BUSCHER

Wunschbilder

Wüßte man nicht, daß Theodor Fontane schon so lange nicht mehr selbst spricht, daß wir im nächsten Jahr zum hundertsten Mal an seinen Tod erinnert werden, dann könnte man ihn für einen Zeitgenossen halten – so verführerisch-real materialisiert sich seine Gestalt in der interpretatorischen Phantasie der Lebenden. Wir begegnen Fontane heute nicht nur in Werkausgaben, Schulbüchern und gelehrten Abhandlungen, sondern auch an typischen Orten der Gegenwartskultur: in der schönen Literatur, in Feuilletons, auf Foren der geistigen Nachlaßpflege, in politischen Sonntagsreden, in der Werbung. Wo immer dieser Redivivus oder ein Stückchen von ihm sich zeigt, will er wenigstens der Wahre sein, wenn er schon der Echte nicht mehr sein kann. Ein Leben von fast achtzig Jahren vergeht auf diese Weise wie ein Tag, und letzte Worte des Originals werden als gültig für alle seine Tage erklärt, mögen sich auch manche darum bemühen, dieses Leben wie jedes Leben als Entwicklung zu sehen.

Vermutlich wird niemand der Feststellung widersprechen, daß Fontane zu Lebzeiten nicht auf Polarisierung aus war, auch nicht in der Deutung seiner selbst, soweit die vorhandenen Zeugnisse dies erkennen lassen. Unter den nachgeborenen Interpreten scheint sich aber schon früh das Gefühl ausgebreitet zu haben, daß die biographische Oberfläche des Einerseits/Andererseits, zumal in der vom alten Fontane selbst vorgenommenen Glättung, etwas verdeckte, was dem Wunschbild eines retrospektiv erlebten, wahren Fontane abträglich sein könnte. Das Phänomen einer subjektiven Zeitgenossenschaft zwischen Held und Gefolgschaft in litteris tendierte von Anfang an zu anachronistischen Deutungsmustern und mußte sich mehr als in solchen Fällen sonst nötig mit den besonderen Lebensumständen des Helden arrangieren. Bei einem Autor nämlich, dessen belletristisches Schaffen erst weit jenseits der Lebensmitte begonnen hat, konnte alles Vorangegangene nicht einfach unter der Rubrik des Jugendlich-Unfertigen, letztlich Unbeachtlichen abgetan werden. Es kann deshalb nicht verwundern, daß zunächst keine Eile zu verspüren war, die Ergebnisse der fast dreißigjährigen Journalistentätigkeit Fontanes der Forschung zugänglich zu machen. Man konnte auch darauf verweisen, daß dieser Zugang anders als bei den bekannten und populären literarischen Werken, dem Corpus der Briefe sowie anderen Äußerungen unseres Autors nur nach sehr aufwendigen pressearchäologischen Vorarbeiten zu erschließen war. Charlotte Jolles hat in der neueren Forschung den ersten Schritt dazu getan und damit ein Beispiel gegeben; ihre Feststellungen waren dann, zusammen mit anderen Deutungen, das gültige Maß für Fontanes Lebensphase als politischer Korrespondent bis 1859.

Wenn man wie ich erst in jüngerer Zeit auf den ziemlich weißen Fleck der einschlägigen Forschung zur Lebensphase des Redakteurs von 1860–1870 stößt und sich – glücklicherweise ohne vorherige Ahnung vom Umfang des Unternehmens – auf Quellensuche begibt, steht der dokumentarische Befund, noch nicht aber seine Interpretation im Vordergrund. Auswertungen sind danach in vielerlei Hinsicht möglich und notwendig. Was in der Einführung zu den *Unechten Korrespondenzen* dazu gesagt ist, kann nur ein Anfang sein; die wissenschaftliche Diskussion könnte sich anschließen. So dachte ich.

In diesem Fall aber hatte die Veröffentlichung eine ganz andere, unerwartete Initialwirkung, nämlich den Effekt blitzartiger Beleuchtung einer lange verdunkelten Bühne, auf der die Hauptfiguren unter vernehmlichem Gemurmel in der Kulisse verharren und durch den Inspizienten das überraschte Publikum zu überreden versuchen, nach Hause zu gehen. Die Herausgeberin der *Unechten Korrespondenzen* dagegen findet sich in der Rolle einer Souffleuse wieder, die Zuhörern vor und hinter der Bühne ein Stück erklären soll, das angeblich nie geschrieben wurde. Heftigkeit und Reaktion des Ensembles auf die Zumutungen dieses Stücks haben die zunächst offene Frage, was zu tun ist, wenn man ungewollt ein Wunschbild beschädigt, rasch beantwortet: So schnell wie möglich die Wissenschaftlichkeit der Diskussion wiederherstellen.

Verdrängungsstrategien

Der Text jedoch, auf den heute zu erwidern ist, verfolgt ein anderes Ziel. Auf seiner langen Reise zur Redaktion der *Fontane Blätter* an einigen Zwischenstationen absichtsvoll ausgestreut, also schon vor der Veröffentlichung mit verdeckten Gebrauchsspuren behaftet, diskutiert er nicht den Inhalt der *Unechten Korrespondenzen* und bemüht sich erst recht nicht um ihre Interpretation. Es geht ihm allein um Quellenkritik, in der Konsequenz um Destruktion der Quellen, vor allem dort, wo sie dem Stichwort »Fontanes Konservatismus« Neues hinzufügen. Wie macht man so etwas?

Man erklärt Fontanes zehnjährige Aufgabe als Redakteur des »Englischen Artikels« der *Kreuzzeitung* zur Sinekure, um Raum für die weitere Behauptung zu schaffen, der größte Teil der *Unechten Korrespondenzen* sei nicht Fontane (sondern wem?) zuzuschreiben.

Herr Muhs unterstellt, Fontanes Redaktionszeit bei der *Kreuzzeitung* sei genauso abgelaufen, wie Fontane selbst sie später (*Von Zwanzig bis Dreißig*) andeutungsweise charakterisiert hat: Ruhig, ohne allzuviel eigene Textanstrengung, mit hinreichend freier Zeit für literarische Arbeit (z. B. *Wanderungen*), ohne besonderes politisches Engagement. Dies entspricht der früher gängigen Deutung von Fontanes Zeit bei dem konservativen Blatt, sieht darin also einen biographischen Betriebsunfall, wie er unter den Zwängen der schreibenden Zunft damals wie heute immer mal vorkommt. Herr Muhs folgert daraus, es müsse spätestens ab 1864 entweder erneut einen »echten« Korrespondenten der *Kreuzzeitung* in London gegeben haben oder in Berlin habe ein »unechter« Korrespondent gearbeitet, der aber nicht Fontane gewesen sei. Da es für beides – wie auch Herr Muhs einräumt – keine Belege gibt, wird versucht, diese Spekulation durch Indizien plausibel zu machen, die sich um die Zuschreibungsqualität der Siglen gruppieren. Hauptansatzpunkt sind die ab 1864 fast ausschließlich verwendeten Siglen p*/P*; operiert wird im wesentlichen mit folgenden Argumenten:

- ***-Korrespondenzen sind Fontane nur zuzuschreiben, soweit sie Berichte »aus« Großbritannien enthalten, ***- Korrespondenzen »aus« Italien oder Posen hätten zudem italienische oder polnische Sprachkenntnisse vorausgesetzt, die Fontane nicht besaß,
- p*/P*-Korrespondenzen fehlt der »Fontane-Ton«,
- p*/P*-Korrespondenzen erscheinen zum Teil auch dann, wenn Fontane nicht in Berlin oder krank war,
- p*/P*-Korrespondenzen enthalten gelegentlich Hinweise der Redaktion an den Korrespondenten,
- p*/P*-Korrespondenzen behandeln anders als die ***- Korrespondenzen immer mehrere Themen auf einmal,
- p*/P*-Korrespondenzen verraten mehr lateinische und griechische Sprachkenntnisse, als bei Fontane zu erwarten.

Am Schluß hat Herr Muhs Schwierigkeiten zu erklären, worin Fontanes Redakteurstätigkeit und -verantwortung in sieben von zehn Jahren (ab 1864) eigentlich noch bestanden haben kann, wenn der »englische« Artikel in Wirklichkeit vom unsichtbaren Dritten geschrieben worden ist: Fontane habe – so Herrn Muhs' etwas verlegenes Zugeständnis – die p*/P*-Texte, sofern er bei ihrem Eingang im Dienst gewesen sei, »gelesen, sie zum Teil wohl auch umfangmäßig zurechtgestutzt, mit Zusätzen versehen und generell zum Druck aufbereitet«, im übrigen aber seine privaten Interessen gepflegt, *Wanderungen, Kriegsbücher*, Arbeit an *Vor dem Sturm*. Ich werde darauf zurückkommen.

Politischer Journalismus

»Unechte« Korrespondenzen und ihre Handhabung im Redaktionsbetrieb des hier diskutierten Zeitabschnitts, zumal unter den ab 1863 herrschenden besonderen Bedingungen der Bismarckschen Informationspolitik, sind nur vor dem Hintergrund des damaligen Pressewesens zu verstehen. Herr Muhs übergeht leider alles, was dazu in der »Einführung« zu den *Unechten Korrespondenzen* ausgeführt ist (S. 36–45, 48–55), und postuliert statt dessen die Einheit von journalistischer und schriftstellerischer Arbeit in Stil und Aussage und damit als Echtheitsausweis bei der Zuschreibung einzelner Zeitungsartikel. Diese Fehldeutung durchzieht seinen ganzen Text. Was Fontane bei der *Kreuzzeitung* zu verantworten hatte, ist nicht Literatur, sondern politischer Journalismus im (bezahlten) Dienst dieses Blattes. Deshalb geht es hier nicht darum, aus einer journalistischen Textmasse, wie Herr Muhs zu meinen scheint, möglichst viel Fontaneschen Originalton herauszufinden, sondern darum, Fontanes geistige Position als politischer Redakteur einer sehr konservativen, der Regierung nahestehenden Zeitung zu erkennen und ein differenziertes Bild der Entwicklung seiner politischen Anschauungen in jenen zehn Jahren zu gewinnen.¹ Die Frage, ob ein bestimmter Artikel, den Fontane als Redakteur bearbeitet hat, im Wortlaut ganz oder teilweise, zu einem größeren oder kleineren Anteil oder überhaupt nicht seine Feder erkennen läßt, mag für Liebhaber seiner späteren Romanprosa – sein erster Roman ist 1878 erschienen – von Belang sein, ist aber im Kontext meiner Untersuchung nicht zentral. Dies erledigt nicht die Zuschreibungsproblematik (Siglen), korrigiert aber die von Herrn Muhs falsch gestellte Frage nach dem »echten« Fontane (s. Überschrift seines Textes).

Fontanes erste *Kreuzzeitungs*jahre fielen in die Phase stark abnehmenden Einflusses staatlicher Instrumente zur Presselenkung; diese waren das, einst im Sommer 1848 vom Ministerium Auerswald als »Literarisches Cabinet des Staatsministeriums« gegründete, die 1851 von Manteuffel als »Zentralstelle für Preßangelegenheiten« erneuerte, zur Zeit der Neuen Ära in »Literarisches Bureau des Königlichen Staatsministeriums« umbenannte Abteilung im preußischen Innenministerium. Bei allen dreien war Fontane in den 50er Jahren – mal kürzer, mal länger – angestellt. Gerade zur Zeit der Neuen Ära scheinen innere Differenzen die Effizienz der ministeriellen Presselenkung geschwächt zu haben. »Die Umstellung des Systems, der Verzicht auf die langjährige Erfahrung der Leiter, der rasche Wechsel in der Leitung der Zentralstelle, der weitgehende Verzicht auf Polizeimaßnahmen, eine zunehmende Selbständigkeit der einzelnen Ministerien – all das schwächte die Wirksamkeit der Zentralstelle stark ab, gab aber der übrigen Presse eine merkliche Lebhaftigkeit.«² Fontane war zur Zeit der Neuen Ära bei seinem englischen Artikel daher im wesentlichen auf die *Englische Correspondenz* Max Schlesingers, die Lektüre der *Times* und im übrigen auf seine noch frischen Erinnerungen an das England der 50er Jahre angewiesen, zugleich jedoch erheblich weniger textabhängig als in der Bismarck-Ära. So erklärt sich der vergleichsweise freie und lebendige Ton der *+*-London-Korrespondenzen bis 1862.

Dies änderte sich grundlegend mit Bismarcks Regierungsantritt Ende 1862. Bismarck reorganisierte und systematisierte die staatliche Informationspolitik, indem er darauf bedacht war, »daß der staatliche Einfluß getarnt blieb und die amtliche politische Steuerung nach außen nicht spürbar wurde«³.

Regelmäßig versorgt wurden regierungsnahe Zeitungen in den Jahren der Reichseini-gung mit der von Bismarck wieder belebten halbamtlichen, wöchentlich erscheinenden *Provinzial-Correspondenz*, die auch außenpolitische Ausführungen enthielt, sowie mit täglichen, autographierten Mitteilungen des »Literarischen Bureau«, die eine gouvernemental bestimmte Zusammenstellung aus in- und ausländischen Tageszeitungen und Zeitschriften enthielten. »Intimeres Material«⁴ ging vom Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten aus. Dort hatte Bismarck bald nach Amtsübernahme eine verdeckt arbeitende »Stelle für Presseangelegenheiten« eingerichtet, die u. a. auch die *Kreuzzeitung* mit Informationen im unmittelbaren Auftrag Bismarcks »versorgte«. Das waren zum Teil fertige Artikel, meist Leitartikel, oft auch nur »Entrefilets«. Das Blatt galt seit Bismarcks Amtsantritt als offiziös oder halboffiös, auch wenn es in der Folgezeit nicht jedem Ansinnen des Kanzlers nachgab. Leiter der *Provinzial-Correspondenz* und – ab 1866 – des »Literarischen Bureau« war Ludwig Hahn, der zur »politischen Ressource« der *Kreuzzeitung* gehörte;⁵ Leiter der »Stelle für Presseangelegenheiten« im Auswärtigen Amt war Otto Metzler, den Fontane ebenfalls seit langem persönlich kannte.⁶ Der entscheidende Einfluß Bismarcks auf die *Kreuzzeitung* unter Tuiskon Beutner lief über Hermann Wagener. Im Mai 1866 schrieb Geheimrat J. Bindewald an Ludwig von Gerlach, wie dieser ebenfalls dem weltanschaulichen Dogmatismus Friedrich Julius Stahls verpflichtet:⁷ »Die Hauptsache wird nun sein, zunächst weiter auf Beutner zu influieren, um ihn der Einwirkung Bismarcks und Wagens mehr und mehr zu entziehen und ihn diesbezüglich der Gesamthaltung des Trusts der Kreuzzeitung, die in dieser Sache entsetzlich gewesen ist, wieder auf einen gesunden und soliden Boden zu bringen.«

Hermann Wageners Einfluß auf die Redaktion der *Kreuzzeitung* war ohnehin groß, insbesondere nachdem die *Berliner Revue* zum 1. April 1861 in seinen Besitz übergegangen war.⁸ Diese erschien im Verlag Heinicke, wie die *Kreuzzeitung* auch. Beide Blätter arbeiteten eng zusammen. Auch wenn Wagener seit 1854 nicht mehr zur Redaktion der *Kreuzzeitung* gehörte, hat er nach eigener Aussage noch bis 1872 daran mitgewirkt.⁹

Im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes in Bonn haben sich in den Akten betreffend »die Haltung der inländischen Presse und das Verhältnis der Königlichen Regierung zu derselben« Dokumente erhalten, die Bismarcks Einflußnahme auf die *Kreuzzeitung* dokumentieren. Zu einem langen Artikel vom 17. Oktober 1868 aus Varzin, der die dänische Frage behandelt, auf kriegerische Artikel der französischen offiziellen Presse eingeht und sich mit der Abwehr gegen Welfentum und Ultramontanismus befaßt, heißt es in Bismarcks Handschrift beispielsweise¹⁰: »für die Norddeutsche Zeitung sind diese Betrachtungen im allgemeinen nicht geeignet, weil sie leider im Laufe der Zeit einen zu officiösen Ruf bekommen hat, vielleicht passen sie für die † Zeitung.« Es entwickelte sich der Typ des »inspirierten« Artikels, der das komplizierte Wechselspiel von offiziöser Einflußnahme und journalistischer Filterung bezeichnet.

In der Großbritannien-Spalte Fontanes dürften vor allem pressekritische Texte mit Bezug auf Preußen zu den inspirierten Korrespondenzen gehören, so zum Beispiel die Korrespondenz vom 12. März 1869 *Zur Agitation gegen Preußen*, die genau in das Bild paßt, das sich aus der Korrespondenz Bismarcks mit Bernstorff in jener Zeit ergibt, auch wenn sie oder gerade weil sie zu einem großen Teil aus Zitaten englischer Quellen besteht.

Unter solchen Randbedingungen und erst recht seit den am 1. Juni 1863 erlassenen verschärften Zensurbestimmungen (vgl. »Einführung« UK, S. 44 f.) waren allen journalistischen Federn so weitreichende Fesseln angelegt, daß persönliche Stilfärbung, von feuilletonistisch-literarischen Ambitionen ganz zu schweigen, einge ebnet wurde. Das ministeriell »Inspirierte« versteckt sich bei Fontanes Korrespondenzen hinter Wendungen wie: »Das tauchte damals so auf, ohne besondere Aufmerksamkeit zu erregen, und ich erwähne es auch heute nur als ein Gerücht, das ohne Dementi geblieben, was sonst nicht oft vorkommt.« (UK, S. 680); »wie man so ohne Gewähr hört« (UK, S. 942) – Formulierungen, »die im Grunde auf die Klugheit der Vorsicht« hinauslaufen (UK, S. 790) und auf alle Fälle den Weg zum Rückzug offen halten. Die Mitteilung am Ende der Korrespondenz vom 4. Juli 1866: »Unter die neuesten Lügen über Preußen gehört die dem ›Standard‹ aus Frankfurt a. M. zugegangene Notiz [...]« (UK, S. 682) dürfte sogar wörtlicher offiziöser Inspiration entnommen sein. Die Formulierung entspricht denjenigen, die Bismarck in seinen Direktiven an Metzler an die Presse weiterzugeben empfahl.

Fontanes *Unehchte Korrespondenzen* sind in der Nachbarschaft seiner in den sechziger Jahren geschriebenen Kriegsbücher zu sehen, »offiziöse, nicht zufällig im Verlag der Königlichen Geheimen Oberhofbuchdruckerei v. Decker erschienene Werke«¹¹. Deren Ledernheit, aktenmäßige Trockenheit und Kompilatorik »nach den fragwürdigen Quellenbegriffen eines Journalisten«¹² des vorigen Jahrhunderts hat die Forschung oft kritisiert. Von kompetenter Seite ist zu den *Unehchten Korrespondenzen* deshalb auch angemerkt worden: »Gewiß kein Buch zum Lesen, sondern zum Benutzen, wenn man

bestimmte Themen sucht, zu denen man aber eben auch bei der Vertiefung in das vorgelegte Material animiert wird.«¹³

Nachrichtenquellen

Es braucht hier nicht wiederholt zu werden, was in der »Einführung« (UK, S. 35 ff.) zur Frage der für den englischen Artikel benutzten Nachrichtenquellen nachzulesen ist. Zu korrigieren ist aber die von Herrn Muhs vertretene Vorstellung, Fontane hätte polnische und italienische Sprachkenntnisse besitzen müssen, um »aus« diesen Ländern berichten zu können.

Für Polen gab es genügend deutschsprachige Quellen. Von der *Kreuzzeitung* namentlich genannt u. a. die *Posener Zeitung*, die *Ostseezeitung*, die *Schlesische Zeitung*, die *Breslauer Zeitung*, dazu die großen Berliner Zeitungen. Ferner Berichte aus der *Times*. Vielleicht hat man sich auch auf polnische lithographierte Korrespondenzen in deutscher Sprache stützen können. Denn Heinrich Wuttke berichtet¹⁴: »Als 1863 der Polenaufstand losbrach, wurde von den Polen behufs der Versorgung mit Berichten aus Polen in polnischem Sinn sowohl eine diplomatische Agentur in Wien, als ein vom Grafen Ladislaus Plater geleitetes Korrespondenzbureau in Zürich errichtet.«

Nun hält sich Herr Muhs bei dem Bericht aus Posen vom 23. II. 1861 (UK, S. 167 ff.) nicht ohne Grund besonders lange auf. Er beteuert zwar, es gehe »keineswegs darum, unbequeme Äußerungen des Dichters verschwinden zu lassen, indem ihre Authentizität bestritten wird« (Muhs S. 205). Gleichwohl fragt er einige Zeilen vorher: »Hätte der Dichter [...] wohl je von den Wahlmanövern »einer demokratisch-jüdischen Clique und den glatten Polen« (UK, S. 170) gesprochen?« Hier mischt sich offenkundig Quellenkritik mit Anstoßnahme am Inhalt. Angesichts der eingangs erwähnten Wunschbild-Perspektive nicht verwunderlich, methodisch aber um so fragwürdiger, als ablehnende Äußerungen Fontanes zu Juden ebenso wie zu Polen seit langem bekannt sind. Man lese dazu seine Rezension von 1855 über Gustav Freytags *Soll und Haben*.¹⁵ So etwas mit heutigen Augen zu lesen, ist schwer erträglich, aber kein Grund, die Wahrscheinlichkeit einer weitaus weniger krassen Äußerung aus derselben Feder zu leugnen. Fontanes politisches Interesse am Verhältnis Polen/Preußen ist nicht zu bezweifeln; es entwickelte sich weiter im Zuge seiner Bismarckbewunderung (»Einführung« UK, S. 47, Fn. 118) und fand Eingang in seine Romane von *Vor dem Sturm* bis *Der Stechlin*. Die von Herrn Muhs auch hier reklamierte sprachliche Suche nach Fontane (»Satzmelodik«, »Metaphorik«) kann nur enttäuscht werden, weil – um es noch einmal zu sagen – dem politischen Redakteur die Rolle des freien Autors versagt war und der redaktionelle Umgang mit fremden Texten, die zu »unechten« eigenen Texten werden mußten, von vornherein sprachliche Grenzen setzte.

Auch Fontanes »unechte« Korrespondentenschaft für die Italien-Spalte setzte keine italienischen Sprachkenntnisse voraus, sondern lediglich Informationen aus zweiter, dritter Hand, seien es lithographierte Korrespondenzbüroartikel oder Zeitungen. Dazu gehörte beispielsweise im Falle des *+*-Artikels aus Neapel vom 18. Februar 1863, in der *Kreuzzeitung* erschienen am 6. März 1863 (UK, S. 283 f.), die *Times*, die in ihrer Ausgabe vom 19. Februar 1863 unter »Naples, Feb. 10.« eine Korrespondenz ihres

own correspondent« gebracht hatte mit einem Bericht über den Ball der Herzogin von Genua; auch der im selben Blatt am 24. 2. 1863 aus »Turin, Feb. 21.« datierte Text *Carnival and Politics in Italy* sowie die unter *Latest Intelligence* zu »Italy« gebrachten Kurzinformationen der *Times* vom 16. 2. 1863 mögen mitverwendet worden sein. Einige inhaltliche Übereinstimmungen gibt es zudem mit einem unter »Italien« veröffentlichten Artikel in der *Augsburger Allgemeinen Zeitung* vom 28. Februar 1863.¹⁶

Ergänzend sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß auch in anderen Zeitungsredaktionen, z. B. der *Kölnischen Zeitung*, der italienische Artikel vom Redakteur des englischen Artikels mitbetreut wurde. Zur Zeit der italienischen Freiheitsbewegung empfahl sich dies um so mehr, weil der englische Außenminister Russell offen Garibaldis Bestrebungen unterstützte und die britischen Zeitungen infolgedessen ausführlich darüber berichteten. Ein (»echter«) Korrespondent der *Times* in Italien lieferte umfangreiche Berichte über die italienische Freiheitsbewegung. Dementsprechend muß auch Max Schlesinger in seiner *Englischen Correspondenz* auf die italienische Politik eingegangen sein, denn aus ihr wird in der Italien-Spalte der *Kreuzzeitung* oft zitiert. Auch die Wiener lithographische Korrespondenz wird als Quelle für Berichterstattungen »aus« Italien herangezogen. Es gab noch andere Korrespondenzbüros, die Nachrichten über Italien brachten, die wiederum fast alle aus der Pariser Havas-Agentur, über die zu Beginn der 1860er Jahre noch alle italienischen Nachrichten verbreitet wurden, geschöpft waren.¹⁷

Da Herr Muhs seine Quellenkritik zwar auf geringer Wissensgrundlage, aber mit großem Nachdruck formuliert und dabei Nachrichtenwesen und Mobilität der Korrespondenten in sehr restriktiven Zusammenhang bringt, müssen hier – bei Gefahr von Langeweile des Lesers – noch einige Striche zum Gesamtbild hinzugefügt werden.

Für die Spalte Dänemark, zu der sich Herr Muhs ebenfalls kritisch äußert (Muhs, S. 207), wurden ausführlich die *Hamburger Nachrichten* und Berichte einschlägiger Korrespondenzbüros herangezogen.¹⁸ Mit dem Schleswig-Holsteinschen Thema (Muhs, S. 207) war Fontane bereits als Bernstorffs Presseattaché in London befaßt.¹⁹ Also: Kontinuität der Thematik. Es lag zudem nahe, einem Redakteur, dessen deutsch-dänisches Kriegsbuch soeben fertig geworden war (»ein paar Seiten abgerechnet«²⁰), die Lauenburg-Thematik zu überlassen. Es ist eine Frage weiterer Klärung, ob hier u. a. der amtliche ministerielle Bericht²¹, die *Provinzial-Correspondenz* und lokale Nachrichten verarbeitet wurden. Die ausgewählten Redezitate dieser beiden Lauenburger Korrespondenzen sind im »amtlichen Bericht« jedenfalls enthalten. In enger Anlehnung an diesen sehr sachlich-berichtenden Zweiseiten-Text ist beispielsweise Fontanes vorletzter Absatz (UK, S. 599) wiedergegeben.²²

Erwähnt werden müssen noch die lithographierten Korrespondenzen, die in den 60er Jahren eine immer wichtigere Nachrichtenquelle werden. Wuttke schreibt dazu bereits in seiner Ausgabe von 1866²³, daß »das System der lithographirten Correspondenzen dergestalt um sich gegriffen [habe], daß es in der Gegenwart herrscht.« Dazu gab es »handschriftliche Zeitungen«²⁴, die von Agenturen »als Manuskript« verkauft wurden.

Erst in Kenntnis dieser Verhältnisse kann man sich Fontanes Arbeit als Redakteur einigermaßen realistisch vorstellen. Fontane hätte bei der Frage, was denn eigentlich

von ihm sei, vermutlich weniger an den Wortlaut eines Artikels, sondern an die politische Aussage gedacht. Die Tatsachenberichterstattung gehörte zu seinem Beruf, aber er war sich, nach allem, was wir bisher wissen, bewußt, daß nicht die Tatsachen allein, sondern die Anschauungen über die Tatsachen das Meinungsbild der Menschen formen. Hier ist daher seine schreibende Verantwortung zu suchen. »Lärm« habe er nicht gemacht, verteidigt er sich einmal.²⁵ Jörg Requate hat jüngst in seinem Buch *Journalismus als Beruf* zusammenfassend festgestellt, daß im 19. Jahrhundert »Gesinnungsfestigkeit« für Journalisten jeglicher Couleur eine wichtige Basis ihrer Tätigkeit war, die sich vielfach in der aktiven Unterstützung einer Partei niederschlug. Der Unterschied zwischen den Journalisten der verschiedenen Parteien« habe »vor allem in der Betonung der Unabhängigkeit einerseits und der Akzeptierung der Parteidisziplin andererseits« bestanden.²⁶ Das Bild, das uns Fontane von seiner *Kreuzzeitungszeit* überliefert hat, und die Briefe, die wir aus jener Zeit nachlesen können, bestätigen diese Erkenntnis.

Die Sinekure-Theorie

Herr Muhs entfernt sich mit der Behauptung, Fontane sei bei der *Kreuzzeitung* nicht wirklich journalistisch tätig gewesen, von jeder Realität und Wahrscheinlichkeit. Das Motiv für diese Sinekure-Theorie ist klar, die dafür vorgebrachten Argumente sind schwach. In der »Einführung« (UK, S. 10 f.) habe ich dargelegt, in welchem Maße die zehnjährige Zugehörigkeit Fontanes zur Redaktion der *Kreuzzeitung* in der biographischen Forschung vernachlässigt worden ist, obwohl sein Konservatismus in jener Zeit allein schon auf Grund vieler Selbstzeugnisse (insbes. Briefe) überhaupt nicht zu bestreiten ist. Spätestens seit durch den Zufallsfund Hubertus Fischers die von Fontane verschwiegene konservative Wahlmann-Kandidatur von 1862 bekanntgeworden ist, kann dieses Thema eigentlich nicht mehr tabuisiert werden (vgl. »Einführung« UK, S. 14 ff.). Gleichwohl setzt Muhs noch einmal auf einem überholten Forschungsstand an, indem er nicht zu verstehen vorgibt, daß irgend etwas an Fontanes retuschierender Altersdarstellung (»stille Zeiten«, »bequeme Tage« bei der *Kreuzzeitung*) in *Von Zwanzig bis Dreißig* zweifelhaft sein könnte. In einem Brief an seine Frau vom 13. Mai 1870²⁷, also noch unter dem unmittelbaren Eindruck seiner Redaktionszeit, sprach Fontane davon, es sei eigentlich eine »Tortur«, eine »Tretmühle« gewesen, eine »Lahmlegung« seiner Kräfte. »Daß ich inzwischen *doch* was gemacht, daran ist die Kreuz-Zeitung unschuldig«, unterstreicht er seinen Kraft- und Balanceakt zwischen Brotberuf und literarischer Neigung.

So richtig es ist, daß man Fontanes Eintritt in die Redaktion der *Kreuzzeitung* als eine »ultima ratio«²⁸ auf der Suche nach materieller Sicherheit sehen kann, so klar lassen die Briefe aus jener Zeit »keine Zweifel am konservativen Denken seines Verfassers«²⁹. Man kann deshalb jener Forschung nicht recht geben, die in dem Jahrzehnt von 1860 bis 1870 Fontanes »Neigung zur politischen Betätigung stark in den Hintergrund gedrängt«³⁰ sieht und der Metapher vom lockeren »Gängelband« anhängt, an dem man den zurückgekehrten Auslandskorrespondenten gehalten habe³¹:

»Das Gängelband, an dem man ihn hielt, hing jahrelang schlaff herab – schlaffer als während der englischen Zeit, da die Regierung sein Brotgeber gewesen war. Davon, daß der zurückgekehrte Auslandskorrespondent hätte froh sein müssen, irgendwo

untergekrochen« zu sein, war nicht die Rede. Man begriff, wer er war. Auch daß er sich *verkaufe*, verlangte man nicht mehr von ihm. Es genügte, wenn er sich an die stillschweigend vereinbarten Spielregeln eines *Kompromisses* hielt. Ein Stillhalteabkommen also. Was Fontane als Gegenleistung empfing, war Muße. Muße zur Arbeit. Er machte Gebrauch davon.«

»Man begriff, wer er war«? Aber wer war er denn? Eine politisch oder sonstwie bedeutende Persönlichkeit seiner Zeit, die rücksichtsvoll behandelt werden mußte? Selbst der spätere Romancier Fontane konnte sich zu seinem Leidwesen nicht darauf verlassen, immer genügend ästimiert zu werden. Welche Verpflichtung hätte die *Kreuzzeitung* veranlassen sollen, mit Fontane ein »Stillhalteabkommen« einzugehen und ihn für gewährte Muße (»Gegenleistung« wofür?) auch noch ordentlich zu bezahlen? Sein Gehalt nämlich von zuerst 900 Talern, ab 1864 (ausgerechnet von diesem Jahr an sieht Herr Muhs Fontane merklich entlastet) 1000 Talern pro Jahr war kein schlechtes Gehalt für einen Redakteur ohne Leitungsfunktion³², aber als Entlohnung eines chronisch Unterbeschäftigten unwahrscheinlich. Das ganze Konstrukt wirkt absurd und ist nur aus der Wunschbild-Perspektive verständlich, unser Dichter möge doch in jener Lebensphase vom allzu Konservativen dispensiert gewesen und damit exkulpiert sein. Warum will man einer ebenso poetischen wie politischen Natur wie Fontane keine Entwicklung zugestehen, auch wenn uns deren Endstadium besser als manche Zwischenstadien gefallen mag. Im damals noch jungen öffentlichen Leben Preußens war Unveränderlichkeit von Überzeugungen, wie sie die Apologeten eines sozialliberalen, demokratischen Fontane als Kontinuum vom Vormärz bis zum Jahrhundertende zu postulieren scheinen, nicht zu erwarten, schon gar nicht bei einem so perspektivenfreudigen Charakter wie gerade diesem Mann.

Halten wir uns also an die Tatsachen und an das Naheliegende. Dazu gehört zuallererst, daß Fontane unbestritten zehn Jahre lang als Redakteur für den »englischen« Artikel der *Kreuzzeitung* verantwortlich war. Niemand käme bei einem solchen Posten unter den damaligen keineswegs üppigen Verhältnissen auf den Gedanken, redaktionelle Bearbeitung und Textherstellung seien arbeitsteilig auseinandergefallen. Selbst Herr Muhs gesteht Fontane eine gewisse Mitwirkung zu (S. 213), sieht sich dabei aber sogleich in der Falle seiner Ausgangsbehauptung.

Der »englische« Artikel stützte sich (»Einführung« UK, S. 39–46) auf vielfältiges Material, auf Agenturnachrichten (bes. *Englische Correspondenz*), Originalzeitungen (bes. *Times*), sonstige, auch private Informationen. Die Durchsicht dieses Materials kostete Zeit. Soweit Fontane sich von Tag zu Tag mit dem bloßen Abdruck von Nachrichten und der Abfassung von Glossen begnügen konnte, mag zutreffen, was er in *Von Zwanzig bis Dreißig* den Chefredakteur leise sagen läßt: »Wenn irgend möglich, heute nur ein paar Zeilen; je weniger, desto besser« (»Einführung« UK, S. 13). Für die »unechten« Korrespondenzen, die nicht täglich erschienen und hier schon deshalb nicht gemeint sein können, ist das ausgeschlossen. Die politische Bewertung und redaktionelle Verarbeitung zu Korrespondenzen »aus« London kann selbst für die wortgewandte Feder Fontanes nichts Beiläufiges gewesen sein. Herrn Muhs (S. 213) ist das nicht entgangen; er münzt es aber auf den von ihm postulierten »echten« Korrespondenten, um dem Redakteur die theoriegerechte freie Zeit zu lassen.

Fontane war bei der *Kreuzzeitung*, wie wir heute sagen würden, teilzeitbeschäftigt, d. h. offiziell täglich von 9.30 bis 12.30 Uhr. Aus verschiedenen Briefzeugnissen wissen wir, daß es in der Praxis nicht dabei blieb. Ich habe in der »Einführung« (UK, S. 13, Fn. 52) eine Reihe von Belegstellen genannt. Besonders aufschlußreich sind die Briefe an seine Frau vom 4.12.1869 und 28.5.1870 sowie an Mathilde von Rohr vom 10.6.1870. Fontane beklagt im Rückblick sinngemäß: Die Stellung bei der *Kreuzzeitung* »so viele Jahre lang« waren für mich ein Freiheitsverlust, ich war nicht schlecht bezahlt, aber über die Maßen in Anspruch genommen, habe bei wochenlangen Krankheiten nachmittags im Bett gelegen, aber auch dann keinen Vormittag in der Redaktion gefehlt, habe außerdem Redaktionskollegen vertreten, die nicht alle meine Arbeitsmoral hatten, und hatte für meine eigene literarische Arbeit »nur die Abende resp. die Nächte«³³ (zum Thema Kranksein vgl. auch seinen Brief an Wilhelm Hertz vom 12. Dezember 1865³⁴: »[...] bin aber schon seit voriger Tage krank (Sonnabend und Sonntag im Bett) und werde mich in den nächsten Tagen nur mühsam bis auf die Redaktion schleppen können.« Ebenso an Mathilde von Rohr am 6. April 1867³⁵: »Ich bin krank. Eine Erkältungsreise zu meinem Papa und drei Diners hinter einander haben mich so heruntergebracht, daß ich mich nur noch mühsam auf die Zeitung schleppe und dann immer zu Bett gehe.«). Diese Äußerungen sind im Vergleich mit der Altersdarstellung in *Von Zwanzig bis Dreißig* besonders glaubwürdig, weil sie unmittelbarem Erleben entspringen und gerade nicht an die Öffentlichkeit adressiert waren. Es waren also keineswegs »bequeme Tage«. Herr Muhs muß sich fragen lassen, warum er dies alles ignoriert. Und nebenbei: »So viele Jahre lang« bei der *Kreuzzeitung*³⁶ sind in diesem Briefkontext und in diesem Augenblick ein starker, deutlich auf das ganze Jahrzehnt bezogener Ausdruck überstandener harter Belastung und widerlegen die von Muhs mit leichter Hand hingeschriebene Behauptung, Fontanes Schlüsselwort »jahrelang unechter Korrespondent gewesen«³⁷ beziehe sich nur auf die Jahre 1860 bis 1863, es werde »nirgends beansprucht«, daß Fontane diese Tätigkeit das »gesamte Jahrzehnt hindurch« ausgeübt habe (Muhs, S. 213).

Der ubiquitäre Korrespondent

Herr Muhs (S. 213) räumt bei seiner Suche nach »echten« Londoner Korrespondenten ein, »bisweilen« habe es bei der *Kreuzzeitung* und »ähnlich auch bei anderen Blättern« »unechte« Korrespondenten gegeben. Dieser Satz stellt die tatsächlichen Verhältnisse auf den Kopf und verrät Kenntnismangel in einem für Fontanes *Kreuzzeitungs*arbeit zentralen Punkt. Die Kultur fiktiver Auslandskorrespondenzen war damals bei Blättern von der Größenordnung der *Kreuzzeitung* (Auflage 6000 bis 7000) die Regel. Zur Figur des ubiquitären, in puncto Datenkorrektheit agilen Korrespondenten hier einige illustrative Beispiele.

Durch Karl Marx, selbst ein erfahrener Zeitungsschreiber, lernen wir darüber etwas aus einer Erwähnung Carl Abels, Fontanes Vorgänger als Redakteur des »englischen« Artikels bei der *Kreuzzeitung*. In *Herr Vogt* (1860) erzählt Marx: Abel, »ein Berliner jüdischer Literat«, der »mit dem Ministerwechsel [...] die Couleur gewechselt habe«, schreibe nach seinem Ausscheiden aus der *Kreuzzeitung* von Berlin aus für den *Daily Telegraph* »aus 20 verschiedenen Breitengraden auf einmal«³⁸: »Berlin, Wien, Frank-

furt am Main, Stockholm, Petersburg, Hongkong usw.«³⁹ Karl Marx über die dabei geübten Praktiken⁴⁰:

»Abel besitzt ein unbestreitbares Geschick, seinem Levy [Herausgeber des *Daily Telegraph*, d. Verf.] die Staatsgeheimnisse des Kontinents zugänglich zu machen. Die *Kölnische Zeitung* z. B. bringt einen beliebigen Leitartikel, sage über russische Finanzen, etwa entlehnt aus der *Baltischen Monatsschrift*. Abel läßt einen Monat verstreichen und schreibt dann plötzlich den Artikel der *Kölnischen Zeitung* aus Petersburg nach London, wobei er sicher nicht anzudeuten unterläßt, daß wenn nicht grade der Zar selbst, vielleicht auch nicht einmal der russische Finanzminister, jedenfalls doch einer der Direktoren der Staatsbank ihm das statistische Geheimnis entre deux cigares [...] anvertraut hat, und so ruft er triumphierend aus: »I am in a position to state etc.« [...] Oder die offizielle *Preußische Zeitung* streckt ein ministerielles Fühlhorn aus und deutet etwa des Herrn von Schleinitz' [preußischer Außenminister der »Neuen Ära«, d. Verf.] unmaßgebliche Ideen über die kurhessische Frage an. Diesmal wartet Abel keinen Augenblick, sondern schreibt seinem Levy, und zwar offen von Berlin her noch denselben Tag über die kurhessische Frage. Acht Tage später berichtet er: die *Preußische Zeitung*, das ministerielle Organ, bringt folgenden Artikel über die kurhessische Frage und »I owe to myself« darauf aufmerksam zu machen, daß ich schon vor acht Tagen usw. Oder er übersetzt einen Artikel der *Allgemeinen Zeitung* und datiert ihn etwa von Stockholm.«

Wilhelm Liebknecht, der in London ebenfalls für den *Daily Telegraph* geschrieben hatte, war 1862 zum Redakteur des »englischen« Artikels bei der *Norddeutschen Allgemeinen Zeitung* nach Berlin berufen worden. Liebknecht hatte dort »täglich morgens im Redaktionsbureau den politischen Tagesbericht (eine Rundschau der Neuigkeiten) zu schreiben«, im Stil flüssig, »hier und da durch einige Hörner pikant gemacht.« Außerdem sollte er »das Neueste und Wichtigste über England, Amerika, Skandinavien und Rußland aus anderen Zeitungen herauschneiden. Nachmittags wäre noch eine Korrespondenz über eins der hier genannten Länder zu schreiben, dazu wöchentlich ein Artikel über die Literatur oder das soziale Leben in England« in Feuilletonmanier.«⁴¹ Liebknecht selbst bestätigt dies im Hochverrats-Prozeß gegen ihn, August Bebel und Adolf Hepner⁴²: Als er 1862 »die sehr zweifelhafte Ehre« gehabt habe, Redakteur der *Norddeutschen Allgemeinen Zeitung* zu sein, seien die »auswärtigen Korrespondenzen sämtlich in Berlin« gemacht worden, »und zwar ohne Zugrundelegung von Originalkorrespondenzen.«

Von Emil Friedrich Pindter, ab 1867 Redakteur der *Norddeutschen Allgemeinen Zeitung*, weiß man, daß er aus französischen Zeitungen Pariser und Genfer Briefe wie auch Artikel zu Schleswig-Holstein zu schreiben hatte.⁴³ Roderich Arndt, Redakteur des »englischen« Artikels bei der *Kölnischen Zeitung*, ist nicht nur als Verfasser Londoner Korrespondenzen nachgewiesen, sondern auch solcher »aus« Italien und »aus« außer-europäischen Ländern.⁴⁴ Der »echte« Pariser Korrespondent der *Kölnischen Zeitung*, Friedrich Szarvady, lieferte Korrespondenzen auch »aus« Brüssel, Wien und Turin, nahm auf diese in seinen Pariser Berichten sogar gelegentlich Bezug, als stammten sie von einem anderen.⁴⁵ George Hesekeel schließlich berichtete in der *Kreuzzeitung* (»Einführung« UK, S. 31) gleichzeitig fiktiv »aus« Frankreich, Spanien und den Niederlanden.

Das System der Materialbeschaffung war, wie ich beschrieben habe, sehr verzweigt und ermöglichte die Ausnutzung geeigneter Quellen in Ermangelung urheberrechtlichen Schutzes zu jeder Zeit an jedem Ort. Man brauchte, wenn man als Redakteur versiert war, unter Umständen nichts weiter als den aktuellen Zugriff auf einige bedeutende deutsche Zeitungen, um z. B. einen Artikel »aus« London schreiben zu können. Die *Kölnische Zeitung* und die *National-Zeitung* beispielsweise waren mit ihren Nachrichten über Großbritannien oft schneller als andere Blätter und eigneten sich deshalb besonders gut als vielerorts verfügbare Quellen für »unechte« Korrespondenten auf Reisen. So kann es Hesekei, z. B. in Karlsbad⁴⁶, und so kann es auch Fontane gemacht haben. Wie Briefen und Reisenotizen zu entnehmen ist, finden sich immer wieder Eintragungen über unterwegs erledigte Postsendungen an Beutner.⁴⁷ Als Redakteur konnte er auf zahlreiches Material zurückgreifen, das der *Kreuzzeitung* zur Verfügung stand. Anfang der 1860er Jahre gab es in Berlin u. a. vier größere Korrespondenzbüros, von denen die im Januar 1862 gegründete Zeidlersche *Berliner Kammer-Correspondenz*, Organ des konservativen Preußischen Volksvereins, belegbar von der *Kreuzzeitung* benutzt worden ist; auch die fortschrittliche *Freesesche Correspondenz* hat sie als Quelle herangezogen. Hinzu kamen kleinere und größere Depeschagenturen, unter denen Wolffs 1848 gegründetes *Telegraphisches Bureau* (W.T.B.) und *Reuters Telegraphenbureau* (R.T.C.) von großem Einfluß waren. Auch die *Kreuzzeitung* zitiert diese. Daneben stand seit April 1863 insbesondere die schon erwähnte *Provinzial-Correspondenz* zur Verfügung.

»Unechte« Korrespondententätigkeit war unter solchen Umständen, verstärkt durch einen gut entwickelten Verbreitungsstand des Zeitungswesens und schneller Postverbindungen, nicht an ortsfeste Arbeitsplätze gebunden, zumal solche Korrespondenzen in der Regel nicht auf Tagesaktualität abzielten. Der »unechte« Korrespondent konnte also, was große praktische Bedeutung hatte und Teil seiner Professionalität war, auch ambulant arbeiten.

Dieses journalistische Spielen mit Ort und Zeit erschwert die spätere forschende Suche nach dem Arbeitsertrag des Redakteurs Fontane. Die chiffrierte Anonymität der Zeitungsartikel kompliziert diese Suche zusätzlich. Fragen nach der Authentizität von Siglen sind deshalb naheliegend und legitim. Nur kommt es auch hier wieder auf den Kenntnisstand und das Wie der Fragen an.

Herr Muhs, der auf S. 203 f. die mit ***- London gezeichneten Briefe im »Resultat« als »in jedem Falle echter Fontane« bezeichnet, auf S. 206 aber schreibt, »Vorsicht« sei »selbst innerhalb des englischen Artikels« geboten, »was die Aussagefähigkeit der Chiffre ** angeht«, bezweifelt die Verfasserschaft Fontanes aller übrigen mit ** gezeichneten, in die *Unechten Korrespondenzen* aufgenommenen Artikel und behauptet bar jeder präzisen Quellenangabe⁴⁸, »in der Pressegeschichtsschreibung« sei »allgemein anerkannt«, daß damals »in einer Setzerei nur eine begrenzte Anzahl von Lettern mit Sonderzeichen [...] zur Chiffrierung von Artikeln benutzt werden konnten und lediglich in Ausnahmefällen« ein »bestimmtes Kürzel auf Dauer einem einzelnen Autor vorbehalten« gewesen sei; die »Norm« sei »eher der variable Einsatz« gewesen, »weshalb in der Regel erst Sigle und Ortsangabe zusammen einen Korrespondenten identifizieren« (Muhs, S. 206 f.). An diesen Behauptungen ist alles falsch. Ein noch so flüchtiger Blick

in Karl Buchheims Bände III und IV der *Geschichte der Kölnischen Zeitung* hätte Muhs davon überzeugen müssen, daß die Setzereien zu jener Zeit sehr wohl über eine Vielfalt von Sonderzeichen verfügten; Buchheim hat beiden Bänden je eine Tabelle von ihm entschlüsselter Korrespondenzenzeichen vorangestellt, auf denen 44 (Bd. III) bzw. 68 (Bd. IV) Siglen eingetragen sind, die in der *Kölnischen Zeitung* zwischen 1850 und 1867 Verwendung gefunden haben. Ebenso ist die Behauptung vom »variablen Einsatz« ein und desselben Korrespondenzenzeichens als »Norm« dort nicht zu belegen. Hätte Herr Muhs das von ihm zu Band II (Muhs: Bd. 1) summarisch mit S. 69–83 als Beleg genannte Kapitel – es ist betitelt: »Die Anfänge des Korrespondenzwesens« – von Buchheims *Geschichte der Kölnischen Zeitung* tatsächlich gelesen, wäre er bereits auf Seite 71 auf die von der Redaktion der *Kölnischen Zeitung* ihren Lesern mitgeteilte Nachricht vom 20. Juli 1839 gestoßen: »Die Verschiedenheit der Zeichen rührt daher, daß vor jeden Bericht desselben Korrespondenten dasselbe Zeichen gesetzt wird.« Auf derselben Seite hätte er auch Karl Buchheims *Forschungsergebnis* zur Kenntnis nehmen müssen:

»Fast ganz unbrauchbar sind die Ortsdatierungen für die sichere Feststellung der Artikelschreiber. Die Zeitungskorrespondenten der Frühzeit hatten die Gewohnheit, ihre Briefe aus den verschiedensten Plätzen zu datieren, die irgendwie in ihrem Gesichtskreis lagen. Wenn sie ausländische Blätter exzerpierten, beließen sie den Meldungen häufig ihre ursprüngliche Orts- und Zeitangabe, und in der Zeitung erschienen dann solche Berichte mit Signaturen, die für gewöhnlich mit ganz anderen Ortsnamen verbunden zu sein pflegten.«

Daß Korrespondenzenzeichen wechseln konnten, aber ein und dasselbe Zeichen für längere Zeit ein und demselben Artikelschreiber zugeordnet war, läßt sich am Beispiel von Max Schlesingers Mitarbeit an der *Kölnischen Zeitung* gut dokumentieren.⁴⁹ In der *Kreuzzeitung* fällt in den ersten 1860er Jahren auf, daß ein und dasselbe Korrespondenzenzeichen in verschiedenen Ländersparten, also mit verschiedenen Ortsangaben, erscheint. So ist beispielsweise Hesekiels Sigle für Frankreich (d.F., auch: de F.) oft als Korrespondenzenzeichen unter Italien, ebenfalls auch unter Spanien zu finden, wie auch sein Zeichen für die Niederlande (oo) in Fontanes Großbritannienspalte auftaucht.⁵⁰

Mitte Juni 1860, Fontane versah seit gerade zwei Wochen seinen Redakteurposten bei der *Kreuzzeitung*, erscheint dort im politischen Teil der erste mit dem darin bisher nicht verwendeten ** gezeichnete Artikel. Er ist datiert »Wildbad, 8. Juni« und ist in der *Kreuzzeitung* vom 12. Juni 1860 veröffentlicht. Diesem Wildbad-Artikel, betitelt *Zur Saison. Der russische Besuch*, folgen weitere mit demselben Zeichen und derselben Ortsangabe in den Ausgaben der *Kreuzzeitung* vom 13. Juni, 21. Juni, 24. Juni, 27. Juni 1860⁵¹, allesamt den Kuraufenthalt und das Stelldichein regierender Fürsten, u. a. auch des Prinz-Regenten und seiner Frau, in dem bekannten Schwarzwaldbadeort behandelnd. Ein Jahr später erscheint Ende Juli, mit der Angabe »Wildbad, 11. Juli«, Fontanes **-Sigle abermals. Dieser Artikel (UK, S. 144 f.) wie auch alle übrigen unter »Deutschland« abgedruckten **-Artikel wurden als Beispiele in die Edition der *Unechten Korrespondenzen* aufgenommen, um Fontanes Eingebundensein auch in diese Seite der Hof- und politischen Berichterstattungen mit »unechten« Korrespondenzen zu dokumentieren.⁵² Herrn Muhs Befürchtung, solche Texte (Muhs, S. 205) könnten »je in ei-

nem wichtigen Zusammenhang zitiert werden oder [...] Fontane daraus etwas angedichtet« werden, zeigen ein Wissenschaftsverständnis, das zu erörtern nicht lohnt.

Daß ein Artikel auch einmal fehlerhaft chiffriert worden sein kann, dürfte keine abwegige Vermutung sein. Dazu habe ich die Δ Korrespondenz *John Brights Brief* (UK, S. 928 f.) gezählt. Da Herr Muhs an dieser Stelle (Muhs, S. 212) nach der Behauptung, »stilistische Anhaltspunkte« seien »nicht zu erkennen«, besonders polemisch wird, sollen diese Anhaltspunkte einmal genannt sein; man findet sie in der Formulierung »ungeheures Aufsehen«, der von Fontane bevorzugten Verwendung des Adjektivs »ungeheuer« als Steigerungsform zu »groß« (häufig auch in anderen Wortkombinationen wie »ungeheurer Jubel«), in der Verwendung von »hin« im Sinne »auf etwas hin« in der Formulierung »auf eine entsprechende Interpellation hin« (besonders häufig »nach dieser Seite hin«), in dem konzessiven »wohl« im Sinne von »zwar« (»Er fühlte wohl selbst«), in der umgangssprachlichen, undeklinierten Verwendung von »voll« in »voll Haß« (wie »voll Groll«, »voll guten Humors« usw.), in »diesmal« regelmäßig als umgangssprachliche Abkürzung für »dieses Mal«, in dem Adjektiv in der Formulierung »ehrlichen Herzens« im Sinne von »honestus«, »ohne Falsch«, häufig und signifikant für Fontanes Moralauffassung, in dem Potentialis »mochte« zur Andeutung einer persönlichen Vermutung, typisch für Fontanes abwägend-räsonnierende Grundhaltung, in der humorvollen Verwendung bildlicher Vergleiche (»wie ein alter Raddampfer«, »als ein Löwengebrüll im Käfig«), in dem antithetischen Argumentieren, das den Text durchzieht.

Herr Muhs begreift nun allerdings seine Zweifel im Detail in erster Linie als Indizien für die umfassende Behauptung, die p*/P*-Korrespondenzen seien ausnahmslos nicht Fontane zuzuordnen. Sein politisches Motiv wird ganz am Schluß (S. 216) in der Forderung sichtbar, »zu suspendieren« sei »infolgedessen auch ein Urteil darüber, ob die Editorin recht hat mit ihrer Neubewertung des Fontaneschen »Kreuzzeitungstums« und seines Konservatismus«. Herrn Muhs' sachliche Argumente leben auch hier wiederum von der Vorstellung eines spätestens ab 1864 mehr oder weniger dispensierten Fontane, der durch einen entweder »echten« (in London) oder »unechten« (in Berlin) Textlieferanten ersetzt worden sei. Herr Muhs kann sich zwischen beiden Spekulationen nicht so recht entscheiden; seine Ausführungen hierzu (bes. S. 214 f.) sind eine Studie in Widersprüchlichkeit. Selbst seine detektivistische Phantasie müßte sich doch fragen, welchen Sinn es für einen Zeitungsverleger gehabt haben könnte, einen Redakteur von der Qualität Fontanes gleichsam zu verdoppeln. Tatsächlich gibt es dafür keinen Beleg; das räumt auch Herr Muhs ein (S. 215), ohne indes von dieser Vorstellung abzulassen.

Wer sich mit dem Thema befaßt, steht vor dem Problem, daß so erstklassige Quellen wie zeitlich einschlägige Tagebücher Fontanes (1860–1865) und das *Kreuzzeitungs-Archiv* verschwunden sind (ich habe jahrelang vergeblich Nachforschungen nach dem Archiv angestellt). Trotzdem sind wir nicht auf bloße Vermutungen oder Spekulationen angewiesen. Es gibt über das bereits allgemein zur damaligen Chiffrierkultur Gesagte hinaus genügend Anhaltspunkte, um die p*/P* gezeichneten Korrespondenzen Fontane zuschreiben zu können. Muhs' Forderung, jeden Artikel einzeln zu »beweisen«, ist absurd.

Einer der Einwände betrifft die (wenigen) vermeintlichen Hinweise der Redaktion an den Korrespondenten »in« London, z.B. UK, S. 565 und 585: »Wir ersuchen ...« und »Wir ersuchen wiederholt ...«. Solche Bemerkungen gehören zu dem fiktionalen Spiel; in diesem Fall ist das besonders deutlich, weil wohl niemand eine anscheinend nicht ganz unwichtige geschäftliche Bitte per Zeitungsfußnote äußern würde. Überhaupt kein Beispiel ist die von Muhs (S. 207) aufgegriffene Bemerkung der »Redaktion« in UK, S. 881. Was hier – am Text völlig vorbei – als Zurechtweisung des von Muhs postulierten, aber namenlosen »echten« Korrespondenten bezeichnet wird, ist in Wirklichkeit ein Plädoyer Fontanes in eigener Sache. Gab es dagegen zu anderer Zeit tatsächlich einen Korrespondenten im Ausland, so konnte es zu ernstgemeinten, in der Zeitung ausgetragenen Disputen zwischen ihm und der heimischen Redaktion kommen. Fontane hat sich von der *Kreuzzeitung* in dieser Hinsicht einiges gefallen lassen müssen, als er in den 1850er Jahren »echter« Korrespondent in London war. In den p*/P*-Korrespondenzen sucht man dergleichen vergebens; so weit ging die Fiktion nun doch nicht. Der Korrespondent der p*/P*-Texte kann im übrigen schon deshalb nicht »echt« gewesen sein, weil »er« immer genau weiß, was die *Kreuzzeitung* ihren Lesern mitgeteilt hat, auch wenn diese noch gar nicht bei »ihm« in London eingetroffen sein kann.

Auf die Üblichkeit von Siglewechseln habe ich schon hingewiesen. Dies war bei der *Kreuzzeitung* ebensowenig ungewöhnlich wie bei anderen Zeitungen. Im Jahre 1864 taucht für Fontane auch unter seinen Kunstberichten ein bis dahin nicht bekanntes Kürzel auf. Hatte er im Januar 1864 noch seinen kunstkritischen Artikel *Im Lokale des Kunstvereins*⁵³ wie auch seine feuilletonistischen *Reisebriefe aus Jütland*⁵⁴ mit dem Kürzel Te. gezeichnet, so verwendet er ab Oktober 1864 für seine Kunstberichte die Buchstaben -lg-. Man gerät ins Spekulieren, wenn man nach Gründen für den Zeichenwechsel von ** zu p*/P* im selben Jahr sucht. Neben den schon in der »Einführung« (UK, S. 52) genannten möglichen Ursachen könnte man daran denken, daß die *National-Zeitung* gerade zu jener Zeit (1863) für Artikel aus Großbritannien das **-Zeichen verwendete; das hätte zu Mißverständnissen führen können.

Ein beachtlicher Anhaltspunkt für die Zuordnung ist die Tatsache, daß die Sigle p*/P* nach Fontanes Ausscheiden als Redakteur (in freier Mitarbeiterschaft, »Einführung« UK, S. 53) für Großbritannien (nach September 1870) nicht mehr auftaucht. Herr Muhs versucht dies mit dem Hinweis auf Fontanes innere Abkehr von der *Kreuzzeitung* zu überspielen (Muhs, S. 208 f.). Es ist aber nicht zu erkennen, inwieweit dies die zeitliche Übereinstimmung des Endes von Tätigkeit und Sigle in ihrem Beweiswert schwächen könnte. Typisch für Herrn Muhs' Vorgehensweise ist seine Behauptung, faktisch habe Fontane schon im April 1870 seine Mitarbeit bei der *Kreuzzeitung* beendet, etwas anderes sei nicht belegbar; deshalb sprächen die zwischen April und September 1870 erschienenen letzten p*/P*-Korrespondenzen eher gegen die Zuordnung zu Fontane (Muhs, S. 209). Es gibt aber sehr wohl Belege für die Mitwirkung Fontanes in der Zeit nach seinem Ausscheiden, nämlich fünf Fortsetzungsfolgen »Der Schwilow und seine Umgebungen«, erschienen in den *Kreuzzeitungs-Sonntagsbeilagen* 90 vom 17. April 1870, 95 vom 24. April 1870, 101 vom 1. Mai 1870, 107 vom 8. Mai 1870 und 112 vom 15. Mai 1870. Die zweite Folge (24. April) war – im Gegensatz zu den anderen, die mit Te gezeichnet waren – unge-

zeichnet und erhielt den Zusatz »Schluß folgt«; die dritte Fortsetzungsfolge (1. Mai) war denn auch als »Schluß« bezeichnet; gleichwohl folgten noch zwei weitere Fortsetzungen, was wohl dahingehend interpretiert werden darf, daß sich inzwischen die Wogen des Zerwürfnisses geglättet und man zu der in Fontanes Brief an seine Frau vom 11. Mai 1870 genannten Einigung gekommen war: »Mitarbeiterschaft statt Redaktion«⁵⁵. Herr Muhs schreckt an dieser, für seine Theorie bedrohlichen Stelle nicht einmal vor dem Argument zurück, in den p*/P*-Korrespondenzen vom 7., 21. Mai und 6. Juni 1870 (UK, S. 1000–1005) finde sich »keine Spur von Privatmitteilungen aus der britischen Hauptstadt«, »obwohl Emilie ihrem Mann wiederholt geschrieben« habe (Muhs, S. 209). Man möchte hier den Rezensenten zitieren (S. 212): »Was soll man dazu sagen?«

In meiner »Einführung« (UK, S. 55, Fn. 131) habe ich es als offene Frage bezeichnet, wie es sich mit Korrespondenzen verhält, die während Fontanes Abwesenheiten von Berlin in der *Kreuzzeitung* veröffentlicht worden sind. Ich habe dabei auf das Beispiel Hesekiels⁵⁶ verwiesen, das Herr Muhs ignoriert. Aus seinem grundlegenden Irrtum, das Abfassungsdatum einer Korrespondenz für entscheidend zu halten, folgen zwangsläufig weitere Fehlschlüsse, so zum Beispiel das Argument (Muhs, S. 208), die mit »** London« gezeichneten Beiträge seien »ausnahmslos von Tagen datiert«, »an denen Fontane, soweit zu sehen, tatsächlich im Dienst« gewesen sei. Abgesehen davon, daß das »ausnahmslos« nicht zutrifft, zeigt sich hier, daß dem Rezensenten das Wesen »unechter« Korrespondentenschaft nicht klar ist.

Um es noch einmal zu sagen: Real war immer nur das Erscheinungsdatum⁵⁷ einer solchen Korrespondenz; alle anderen Daten waren der Fiktion zugänglich und sind in großem Ausmaß auch so behandelt worden. Man operierte informationstaktisch mit Entstehungszeitpunkten von Texten ebenso wie mit den angeblichen Entstehungsorten dieser Texte. Die Vereinbarkeit von biographischen Fakten und Abfassungsdaten, auf die Muhs (S. 207) seine Kritik konzentriert, ist deshalb als generelles Zuschreibungskriterium unbrauchbar. Zwei Beispiele aus der Zeit, in der Fontane seine Londoner Korrespondenzen noch mit ** kennzeichnete, mögen dies illustrieren: Vom 23. bis 29. Juni 1862 war Fontane nachweislich verreist; »Cüstrin, Tamsel, Sonnenburg, Oderbruch, Freienwalde« standen auf dem Programm.⁵⁸ »Einen Bericht für die Kreuz-Ztng geschrieben« heißt es in seinem Reiserapport über den 24. Juni.⁵⁹ Als *Sankt Johannistag in Sonnenburg* erschien dieser »Bericht« vom 24. Juni als »echte« Korrespondenz am 26. Juni 1862 in Nr. 146 der *Kreuzzeitung*, gezeichnet mit: Δ⁶⁰. Am selben 26. Juni 1862 erschien auch die »unechte« Korrespondenz *Noch einmal die Skulptur. Dänemark á la tête ...*, London, 19. Juni (UK, S. 229–231). Im September desselben Jahres brach Fontane zu einer einwöchigen Wanderung ins Oderbruch auf, um »auf dem ›Majorswege‹ Professor Schwarz's Spuren« zu verfolgen.⁶¹ Die Wanderung dauerte vom 13. bis 20. oder 21. September.⁶² Mitten in dieser Woche, am 17. September, erschien die **– London-Korrespondenz vom 13. September über den Prozeß des Parlamentariers William Roupell (UK, S. 266–268). Hat Fontane diese Korrespondenzen vor oder während seiner Abwesenheit von Berlin geschrieben? Beides ist möglich, sowohl nachrichtentechnisch als auch unter dem Zeitaspekt, weil es hier nicht auf Tagesaktualität ankam. Das genannte Abfassungsdatum besagt nichts.

Ein drittes Beispiel schließlich zeigt das komplizierte Wechselspiel zwischen Abfassungsdaten, Reisezeiten und Erscheinungsdaten. Im Mai 1864 reiste Fontane mit seinem Redakteurskollegen Heffter während einer mehrwöchigen Waffenruhe im deutsch-dänischen Krieg nach Schleswig-Holstein. Das Tagebuch dieser Reise (vom 19.–27. Mai) hat Sonja Wüsten in den *Fontane Blättern* publiziert. Herr Muhs, der diese Publikation nennt (Muhs, Anm. 24), hält gleichwohl an Hermann Frickes bekanntlich nicht sehr zuverlässigem Datengerüst im Sinne seiner Beweisführung fest (Muhs, Anm. 23). Die beiden Londoner p*-Korrespondenzen vom 24. und 26. Mai erschienen in der *Kreuzzeitung* am 28. und 29. Mai 1864. »Am Freitag (27.) früh [von Hamburg, d. Verf.] nach Berlin zurück.« heißt es im Tagebuch.⁶³ Da die *Kreuzzeitung* eine Abendzeitung mit Datum vom jeweils folgenden Tage war, könnte Fontane beide Beiträge bereits wieder in Berlin geschrieben oder vollendet haben. Denkbar ist dabei auch die Nutzung der Informationsmöglichkeiten von Broacker, dem »Hauptquartier aller Correspondenten: Times, Daily-Telegraph, Illustrated London News, Hamburger Nachrichten«, wie Fontane in seinem Tagebuch festgehalten hat. Am 24. Mai waren die beiden *Kreuzzeitungs*-Redakteure in diesem »Correspondentenherd« gewesen. Ebenso ist es möglich, daß der Beitrag vom 24. Mai 1864 – der Titel deutet es an – aus Resten der üblichen redaktionellen Scherensarbeit zusammengeklebt worden ist, möglicherweise noch von Fontane selbst, vielleicht aktualisiert und um die lange Sternchenfußnote durch den Fontane vertretenden Redakteur ergänzt. Man darf wohl davon ausgehen, daß in der Regel George Hesekei dieser Vertreter war, denn auch umgekehrt hat Fontane Hesekei vertreten.⁶⁴ Die redaktionelle Verantwortung Fontanes blieb bei jeder dieser Möglichkeiten bestehen.

Unter solchen Verhältnissen hat es keinen Sinn, dem Rezensenten auf verschlungenen Pfaden des An- und Abwesenheitskalenders Fontanes zu folgen oder gar dessen Grippetage für ein Zuschreibungshindernis zu halten (die o.g. Briefstellen zeigen, daß Fontane sich erst nach Redaktionsschluß auszukurieren pflegte). Für die Zuordnung der »unechten« Korrespondenzen im gesamten Zehnjahreszeitraum stehen vielmehr nur die Anhaltspunkte zur Verfügung, die ich in der »Einführung« und in dieser Erwiderung versucht habe darzulegen. Dies schließt den Zweifel im Einzelfall ein, auch die Diskussion darüber.

Ich habe mich bei Unklarheiten um Abwägung bemüht und dabei der sprachlichen Erkennbarkeit wesentliche Bedeutung beigemessen. Auch wenn man es sich nicht so einfach macht wie der Rezensent, der signifikante, für Fontanes Autorenschaft sprechende Stil- und Sprachmerkmale in den p*/P*-Korrespondenzen rundweg verneint, so bleibt doch die Schwierigkeit, daß wir es hier nicht mit dem Modell eines Leitartikels, Korrespondentenberichts oder Feuilletons unserer Zeit zu tun haben. Ein so Fontanesch wirkender Text wie *Ein Winterfest* (UK, S. 101 f.) war die Ausnahme. Der Romancier Fontane verdankt dem politischen Redakteur Fontane zwar sehr viel. Umgekehrt hieße es aber, den Redakteur zu überfordern, wollte man ihn nur unter der Bedingung gelten lassen, daß seine »unechten« Korrespondenzen bereits über den spezifischen Ton der noch ungeschriebenen Romane verfügen. Der »englische« Artikel kann bei literarischer Qualitätsbetrachtung mit Fontanes Prosa als freier Autor nicht konkurrieren. Sein Spezifikum und seine Stärke waren in den besten Beiträgen vielmehr die besondere Mischung aus politisch-gesellschaftlicher Nachrichtenübermitt-

lung und persönlicher Reflexion, die – neben anderen Quellen – die Bestimmung des geistigen Standorts Fontanes in jener Lebensphase besser als bisher ermöglichen.

Es gibt eine sehr große Zahl für Fontane typischer sprachlicher Eigenarten, die sich ganz unabhängig vom Inhalt, in den Korrespondenztexten wiederfinden, auch in der Retrospektive seiner späteren Texte. Darin ist er sich über sehr lange Zeit, vor und nach seinem *Kreuzzeitungs*leben, treu geblieben. Im wesentlichen sind das allbekannte Wendungen Fontanes, von ihm häufig verwendete geflügelte Worte oder literarische Zitate, inhaltliche Bezüge auf frühere Artikel bis in die 1850er Jahre sowie typische kritische Bemerkungen zum britischen Pressewesen und autobiographische Bezüge.⁶⁵ In der »Einführung« sind eine ganze Reihe von Beispielen zitiert (UK, S. 52, Fn. 125). Ich will hier nur noch einmal einige besonders eindruckliche Topoi herausstellen. Man lese sehr spezifische Formulierungen wie »diesseit und jenseit des Tweed« (UK, S. 813), die Verwendung des durchaus nicht gängigen französischen »arrière-pensées« (UK, S. 353), die Fontane gerade in den fünfziger und sechziger Jahren verschiedentlich benutzt hat⁶⁶, die Anspielung auf die römische Sage von Marcus Curtius (UK, S. 628), die man nicht als allgemein bekannt voraussetzen kann, die Fontane aber auch schon in seinem Tagebuch am 19. 3. 1856 erwähnt.⁶⁷ Man lese inhaltlich und sprachlich fast gleichlautende Formulierungen in *+*- und p*/P*-Korrespondenzen, wie zum Beispiel in der Ende Juni 1863 geschriebenen, den britischen Gesellschaftszustand scharf beleuchtenden *+*-Korrespondenz, in der es heißt: »Anna Wolkley ist an schlechter Luft gestorben; aber schon jetzt verlautet es hier und da (und ein nachträglicher Bericht bestätigt es), daß es viele tausend luft- und lichtloser Löcher gibt, in denen trotz dieser ganzen Entrüstungs-Komödie *alles beim alten bleiben* und fortgelebt und fortgestorben wird wie bisher.« (UK, S. 306; Hervorhebung durch d. Verf.) In der die *Explosion zu Erith* abhandelnden p*-Korrespondenz spricht sich dieser Gedanke ganz ähnlich aus: »Aber wieviel ›Unglück‹ ist schon in anderen Dingen an das Tageslicht gebracht, weise besprochen, und doch ist *alles beim alten geblieben*.« (UK, S. 396; Hervorhebung durch d. Verf.) Betrachtet man ferner seine journalistische Technik, die ihn bei Themen, die er nicht durchschaut, sowohl bei den »echten« als auch den »unechten« Korrespondenzen, zu stereotypen Formulierungen greifen läßt, von denen hier nur eine genannt sei: »ohne selbst Partei zu ergreifen, teile ich Ihnen in Nachstehendem einfach mit«, heißt es in der »echten« Londoner Korrespondenz *Verschiedene Standpunkte* vom 16. Juli 1857.⁶⁸ Vergleichbar die Korrespondenz vom 13. Oktober 1864, in der er auf italienische Zustände zu sprechen kommt: »Ohne ein Urteil zur Sache zu haben referiere ich einfach« (UK, S. 395).

Dergleichen Auseinandersetzungen mit dem edierten Textmaterial setzen natürlich voraus, daß man mit Fontanes Schriften gut vertraut ist. Denn gerade an stilistischen und inhaltlichen Eigentümlichkeiten lassen sich die Fontanes eigener Feder entstammenden Partien seiner Korrespondenzen von denjenigen unterscheiden, die er in enger Anlehnung an das jeweilige Quellenmaterial nur übersetzt oder anderen Blättern wörtlich entnommen hat. Dazu bedarf es der Bereitschaft, sich intensiv in das Material einzuarbeiten; sie kann ich in Herrn Muhs' Stellungnahme nicht erkennen.

Zu Muhs' Versuch schließlich, Spuren »klassischer Bildung« (Muhs, S. 211) in allen Korrespondenzen auf Unterschiede abzuklopfen und dem imaginären p*/P*-Korre-

spondenten die besseren Latein- und Griechisch-Kenntnisse zu bescheinigen, nur soviel: In der an anderer Stelle schon einmal erwähnten p*-Korrespondenz vom 2. Januar 1869 heißt es am Schluß: »schweigen auch die verschiedensten Parteiblätter über solche kleine lapsa [sic!]« (UK, S. 88r) Dieser lockere Umgang mit dem pluralen Nominativ eines maskulinen Substantivs der u-Deklination paßt durchaus – wenn man dies denn wichtig finden will – zu dem von Muhs vermuteten Apothekerlatein des *Kreuzzeitung*s redakteurs, ist also im Sinne seiner Theorie eher kontraproduktiv. Ein Schmankerl zum Schluß: Die beiden einzigen Stellen in griechischer Sprache, die in der gesamten Textmasse zu finden sind und die Herr Muhs somit als Bildungsausweis seines p*/P*-Korrespondenten allein meinen kann, haben in dem einen Fall (UK vom 4.9.1869, S. 954: »προσκυνητοῦ«) die Qualität eines Studentenwitzes und bezeichnen im anderen Fall (UK vom 1.2.1869, S. 891: »Ἀστὴρ Βριταννικὸς«), eine griechische Zeitung in London.

Fazit

Die Redakteurszeit Fontanes bei der *Kreuzzeitung* war kein biographischer Zufall, sondern Folge einer bewußten Entscheidung, gemischt aus Motiven der Brotsuche und einer zunächst mit Zweifeln durchsetzten, zögernden politischen Bereitschaft; sie war zu verstehen vor dem Hintergrund der persönlichen Situation Fontanes und eines erkennbaren Umbruchs staatlich-gesellschaftlicher Zustände in Preußen. Was ihn dann hält, umkreist ganz wesentlich die Gestalt Bismarcks und seinen Traum vom alten Preußen, der ihn bis ins Alter nicht losgelassen hat. »Der Dichter ist konservativ als Schützer des Mythos«, sagt Thomas Mann über den alten Fontane, aber er fügt hinzu: »Geister wie er müssen in ihrem politischen Verhalten kompliziert und unzuverlässig erscheinen, denn die Widersprüche, zu denen die Tagesdebatte sie drängt, finden ihre Aussöhnung und Auflösung erst in der Zukunft.«

Fontane hat seine Redakteursverantwortung während der Zugehörigkeit zur *Kreuzzeitung* ohne Einschränkung wahrgenommen und sich dabei nicht geschont oder schonen lassen. Seine eigenen privaten Briefzeugnisse aus jener Zeit und die Logik der konkreten Arbeitsumstände im Redaktionsbüro widersprechen der absichtsvollen, an sein Publikum gerichteten Altersdarstellung *Von Zwanzig bis Dreißig*, in der er sich »bequeme Tage« bei der *Kreuzzeitung* bescheinigt. Für Spekulationen über das Wirken Unbekannter im Hintergrund anstelle Fontanes, »unecht« oder »echt«, gibt es keinen Beleg.

Fontanes Aufgabe als Redakteur war politischer Journalismus im Dienste einer Zeitung nahe der konservativen Regierungsmacht und unter den Bedingungen einer regierungsgelenkten Presse- und Informationspolitik. Die dabei entstandenen Texte sind nicht mit literarischen Maßstäben zu messen und widersetzen sich naturgemäß der Suche nach dem »echten« Fontane im Sinne seines späteren Romanschaffens. Die Korrespondenzen bieten vielmehr Berichte über tatsächliches gesellschaftlich-politisches Geschehen und dessen Bewertung aus konservativer Sicht. Im Gewand von Auslandsbetrachtung sind sie zugleich Ort symbolhaft-verdeckten Raisonnements über inländische Verhältnisse.

Die journalistische Methode der »unechten« Korrespondentenschaft war in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts bei Blättern wie der *Kreuzzeitung* die Regel.

Das Spiel mit Erscheinungsorten und Entstehungszeiten dieser Korrespondenzen und die Chiffre des Redakteurs erschweren die Zuschreibung. Die Quellenlage im Fall Fontane ist ungünstig (Fehlen von Tagebüchern, Unauffindbarkeit des *Kreuzzeitungs*-Archivs). Dem unvoreingenommenen Blick erschließt sich die Zuschreibung aber aus einer Fülle von Merkmalen, äußerer und inhaltlicher Art. Wo Zweifel bleiben, muß Diskussion einsetzen.

Wenn man zehn Jahre in einem langen Leben als Augenblick sehen darf, dann be-
lichtet der Ertrag der journalistischen Arbeit Fontanes bei der *Kreuzzeitung* eine Mo-
mentaufnahme, aber nicht mehr. Weitere Dokumente, vor allem private, bei ihrer Ab-
fassung nicht für fremde Augen gedachte Briefe, ergänzen das Bild. Es steht neben
früheren und neben späteren Bildern. Der Vergleich aller, und nur aller, Zeugnisse
schärft den Blick für das Werden Fontanes, im Alltäglichen wie im Geistigen. Es steht
uns nicht zu und verdiente das wissenschaftliche Wort nicht, aus diesem Werden ein
Wegstück herauszutrennen, weil es unserem Denken mißfallen mag. Wir, die wir heute
mehr als zu Fontanes Zeit und in anderen Jahren unseres Jahrhunderts alle Freiheit
der Äußerung haben, sollten dieser Freiheit auch im Ertragen vergangener Überzeu-
gungen und gegenwärtiger Deutungen verpflichtet sein.

Anmerkungen

- 1 Vgl. S. 49 der »Einführung« zu THEODOR FONTANE: *Unechte Korrespondenzen*. Hrsg. v. HEIDE STREITER-BUSCHER. Bd. 1: 1860–1865. Bd. 2: 1866–1870. Berlin, New York 1996; im folgenden zit.: UK.
- 2 KURT WAPPLER: *Regierung und Presse in Preußen. Geschichte der amtlichen preußischen Pressestellen 1848–1862* (Diss. Leipzig 1934). Leipzig 1935, S. 78.
- 3 IRENE FISCHER-FRAUENDIENST: *Bismarcks Pressepolitik*. Münster 1963, S. 27.
- 4 EBERHARD NAUJOKS: *Bismarcks auswärtige Pressepolitik und die Reichsgründung (1865–1871)*. Wiesbaden 1968, S. 119.
- 5 THEODOR FONTANE: *Von Zwanzig bis Dreißig*, »Der Tunnel über der Spree«, 7. Kap. »George Hesekei«. In: NFA XV, S. 269.
- 6 Belegt durch seine Tagebucheintragungen der 50er Jahre. In: GBA, *Tage- und Reisetagebücher*. Bd. I, passim, insbes. 12. 9. u. 29. 9. 1856, 31. 3. u. 21. 4. 1857; Bd. II, S. 271 (April 1859).
- 7 *Von der Revolution zum Norddeutschen Bund. Politik und Ideengut der preußischen Hochkonservativen 1848–1866*. Aus dem Nachlaß von ERNST LUDWIG VON GERLACH. Hrsg. v. HELLMUT DIWALD. 2. Teil: »Briefe, Denkschriften, Aufzeichnungen«. Göttingen 1970, S. 1274.
- 8 ADALBERT HAHN: *Die Berliner Revue. Ein Beitrag zur Geschichte der konservativen Partei zwischen 1855 und 1875*. (Diss. Greifswald 1933). Berlin o. J., S. 92.
- 9 HERMANN WAGENER: *Erlebtes. Meine Memoiren aus der Zeit von 1848 bis 1866 und von 1873 bis jetzt*. Berlin 1884. Bd. 2, S. 83. Vgl. auch das in der »Einführung« UK, S. 63 ff. zu Wagener Gesagte. – Muhs (S. 210) erwähnt quellenkritisch, p*/P*-Korrespondenzen behandelten anders als die *t*-Korrespondenzen immer mehrere Themen auf einmal. Dies mag so sein, findet seine Erklärung aber darin, daß die Themenvielfalt zwangsläufig in dem Maße zunehmen mußte, in dem die Redak-

- tionen über immer bessere und zahlreichere Informationen verfügten, dank der wachsenden Zahl von Nachrichtenquellen und infolge der intensiven Bismarckschen Pressepolitik.
- 10 Gedruckt in: OTTO VON BISMARCK: *Die gesammelten Werke*. Bd. VIa. Berlin ²1930, Nr. 1191, S. 418.
 - 11 HELMUTH NÜRNBERGER: *Einführung in Fontanes »Kriegsbücher«*. In: HFA III/5, S. 693.
 - 12 HERMANN FRICKE: *Fontanes Historik*. In: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte 5 (1954), S. 19. Zum politischen Quellenmaterial des 1864er Kriegsbuchs gehörte auch die *Provinzial-Correspondenz*, von der im August 1864 ein »vollständiges Exemplar« vom Minister der geistlichen Angelegenheiten für Fontane angefordert wurde; vgl. IRMGARD LOEBER: *Bismarcks Pressepolitik in den Jahren des Verfassungskonfliktes (1862–1866)*. München 1935, S. 96, Anm. 19.
 - 13 RICHARD BRINKMANN. In: *Germanistik* 37 (1996), S. 963.
 - 14 HEINRICH WUTTKE: *Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung. Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens*. Hamburg ¹1866. Hier: Leipzig ²1875, S. 116.
 - 15 NFA XXI/1, S. 214–230, bes. S. 225 u. 228.
 - 16 Beilage, S. 967. Prinzipiell dazu auch KURT KOSZYK: *Deutsche Presse im 19. Jahrhundert. Geschichte der deutschen Presse*. Teil II, Berlin 1966, S. 210.
 - 17 WUTTKE, (2. Aufl., wie Anm. 14), S. 116.
 - 18 Dazu WUTTKE, ebd., S. 116 f.: »Ein dänisches Korrespondenzbureau lieferte Berichte über nordische Angelegenheiten, welche in Hamburg aus dänischen Blättern zusammengetragen wurden. [...] Bei Ausbruch der schleswig-holsteinischen Krise verschickte vom 1. Dezember 1863 an Gustav Freytag von Gotha aus eine lithographierte Korrespondenz, ebenfalls gab es eine lithographierte Korrespondenz in Kiel, gegründet von Bernhard Endrulat. [...] Es gab außerdem ein preußisches Preßbureau unter Cajus Möller, das die Aufgabe hatte, in preußenfreundlicher Weise den Zeitungen Nachrichten zukommen zu lassen. Die in dieser Richtung wirkende »Schleswig-Holsteinsche Korrespondenz« wurde von Hamburg aus unentgeltlich an verschiedene Blätter geschickt.«
 - 19 Vgl. hierzu seine Tagebucheinträge in: *GBA Tage- und Reisetagebücher*. Bd. I. 20. 4. u. 2. 5. 1858.
 - 20 Fontane an Rudolf von Decker, 25. 9. 1865. In: HFA IV, 2, S. 146.
 - 21 Wiederabgedruckt in: *Fürst Bismarck. Sein politisches Leben und Wirken urkundlich in Thatsachen und des Fürsten eigenen Kundgebungen*, dargestellt von LUDWIG HAHN. Berlin (Hertz) 1878. Bd. I, S. 324 ff.
 - 22 Zum Vergleich »Aus dem amtlichen Bericht«, ebd. S. 326, der fast wörtlich übernommene Schlußabsatz: »Nachdem der Minister die anwesenden Mitglieder der Ritter- und Landschaft gefragt, ob sie gesonnen wären, diese »rechte Erbhuldigung« zu thun, trat zuerst der Erblandmarschall von Bülow vor den Thron und leistete mit erhobener Stimme und zum Schwur ausgestreckten Fingern, nach Verlesung des vollständigen Titels der Könige von Preußen, in seinem Namen und Namens des lauenburgischen Landes den Eid, worauf alle einzelnen zur Eidesleistung Berufenen

nacheinander ebenfalls vor den Thron traten und die verpflichtende Endformel des Eides so lange wiederholten, bis Alle persönlich geschworen hatten. Se. Majestät der König nahm diese Huldigung auf dem Thron stehend an. Mit dem Schlußverse des Liedes: »Komm heil'ger Geist« mit Gebet und Segen endete die Feier.«

- 23 WUTTKE, (1. Aufl., wie Anm. 14), S. 80.
- 24 WUTTKE, (2. Aufl., wie Anm. 14), S. 118 ff.: »Der herbeigeschleppte Wust wurde autographiert und den Zeitungen täglich (nach Umständen auch in größeren Zeitabschnitten) unter Kreuzband zugeschickt gegen einen monatlichen Bezugspreis von 6–20 Thln. Diese handschriftliche Zeitung gelangte nur in die Hand der Zeitungsherausgeber.« Solche Zeitungen ermöglichten den Redakteuren, sich als wohlunterrichtet, scheinbar über beste Beziehungen verfügend darzustellen. »Die lithographierte Zeitung nannte ihm [dem Zeitungsredakteur, d. Verf.] verschiedene Zeitungen als ihre Quelle und datierte Angaben aus verschiedenen Orten; druckte er sie ab, so machte er *seinen* Lesern den Schein vor, als habe er so viele auswärtige Zeitungen studiert, ihr Wesentliches herausgehoben und empfangen aus all' den genannten Orten, von allen Seiten der Welt Zuschriften, wenn er nur dem Ausgeschnittenen seinerseits ein Korrespondenzzeichen vorsetzte.« »Das Personal zur Fertigstellung eines Zeitungsblattes brauchte bei diesem Hilfsmittel nicht stark zu sein.«
- 25 Fontane an s. Frau am 26. II. 1869. In: HFA IV/2, S. 271.
- 26 JÖRG REQUATE: *Journalismus als Beruf. Entstehung und Entwicklung des Journalistenberufs im 19. Jahrhundert. Deutschland im internationalen Vergleich.* Göttingen 1995, S. 323 f.
- 27 *Theodor Fontane. Der Dichter über sein Werk.* Hrsg. v. RICHARD BRINKMANN in Zusammenarbeit mit WALTRAUD WIETHÖLTER. 2 Bde. München 1977. Hier: Bd. I, S. 340.
- 28 HELMUTH NÜRNBERGER: *Der frühe Fontane. Politik, Poesie, Geschichte 1840–1860.* München 1971, S. 299.
- 29 WALTER MÜLLER-SEIDEL: *Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland.* Stuttgart 1980, S. 40.
- 30 CHARLOTTE JOLLES: *Fontane und die Politik. Ein Beitrag zur Wesensbestimmung Theodor Fontanes.* Berlin 1988, S. 141.
- 31 HANS-HEINRICH REUTER: *Fontane.* 2 Bde., München 1968. Hier: Bd. 1, S. 353. Auch Edda Ziegler und Gotthard Erlen übernehmen in ihrer neuen Fontane-Biographie unkritisch die vom Dichter in die Welt gesetzte Retusche (EDDA ZIEGLER unter Mitarbeit von GOTTHARD ERLER, *Theodor Fontane. Lebensraum und Phantasiewelt. Eine Biographie.* Berlin 1996, S. 96).
- 32 Zum Vergleich: Hahn erhielt zunächst für seine leitende Tätigkeit im Innenministerium 950 Taler; der 1863 mit der Leitung des Literarischen Bureau beauftragte Küttge erhielt 1200 Taler, ab 1864 1400 Taler; Wentzel, Fontanes ehemaliger Mitarbeiter in London, seit April 1863 im Literarischen Bureau, 1864 Leiter der Pressestelle in Frankfurt/Main, erhielt zunächst 900, später 1200 Taler; ebenso erhielt der Leiter des preußischen Pressebüros in Hamburg, Roeßler, Mitte der 60er Jahre 1200 Taler jährlich. Metzler, seit April 1863 mit der Wahrnehmung der Presseangelegenheiten im Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten beauftragt,

- erhielt »ungefähr« 1100 Taler. Pindter, ab 1867 Redakteur des französischen Artikels der *Norddeutschen Allgemeinen Zeitung*, erhielt ebenfalls 1000 Taler, später, als Chefredakteur, 1500 Taler. Zu Hahn vgl. WILHELM BLOS. *Unsere Preßzustände*. Leipzig 1875, S. II.; zu den übrigen vgl. LOEBER (wie Anm. 12), S. 64–69.
- 33 Fontane an s. Frau am 28. Mai 1870. In: HFA IV/2, S. 320.
- 34 THEODOR FONTANE: *Briefe an Wilhelm und Hans Hertz* 1859–1898. Hrsg. v. KURT SCHREINERT, vollendet v. GERHARD HAY. Stuttgart 1972, S. 125.
- 35 Prop III, S. 67.
- 36 Fontane an s. Frau am 28. Mai 1870. In: HFA IV/2, S. 320.
- 37 Zitat aus *Von Zwanzig bis Dreißig* (wie Anm. 5), S. 251.
- 38 KARL MARX: *Herr Vogt*. Erste Neuauflage nach der Originalausgabe London 1860. Moskau 1941, S. 229.
- 39 Ebd., S. 227.
- 40 Ebd., S. 227 f.
- 41 August Braß an Wilhelm Liebknecht, 6. 7. 1862. Zit. nach: MANFRED OVERESCH: *Presse zwischen Lenkung und Freiheit. Preußen und seine offiziöse Zeitung von der Revolution bis zur Reichsgründung (1848 bis 1871/72)*. Pullach bei München, 1974 S. 84.
- 42 *Der Hochverrats-Prozeß wider Liebknecht, Bebel, Hepner vor dem Schwurgericht zu Leipzig vom 11. bis 16. März 1872*. Mit einer Einleitung von WILHELM LIEBKNECHT, unveränderter Neudruck nach der 2. Aufl., Berlin 1911, S. 507.
- 43 Vgl. OVERESCH (wie Anm. 41), S. 128.
- 44 KARL BUCHHEIM: *Die Geschichte der Kölnischen Zeitung*. Bd. III. 1850–1858. *Der Aufstieg zur Weltpresse im Preußen der Reaktion*. Köln 1976, S. 167; Bd. IV. 1858–1867. *Gegen und mit Bismarck auf dem Weg zur deutschen Einheit*. Köln 1979, S. 106, 114.
- 45 BUCHHEIM, ebd., Bd. IV, S. 112, 253 f.
- 46 *Von Zwanzig bis Dreißig* (wie Anm. 5), S. 249 ff.
- 47 Z.B. im dänischen Reisetagebuch zwei Eintragungen unter dem 11. 9. 1864: »geschrieben (an Dr-B)«, »An Dr. B. geschrieben«. In: NFA XVIII a, S. 918.
- 48 Die Quelle, die Muhs nennt (Muhs, Anm. 18), scheint er nicht eingesehen zu haben. Sie ist inkorrekt zitiert (bei den beiden erstgenannten Bänden handelt es sich um die Bde. III u. IV (s. o. Anm. 44), für den Vormärz um den Bd. II: KARL BUCHHEIM: *Die Geschichte der Kölnischen Zeitung, ihrer Besitzer und Mitarbeiter – Von den Anfängen Joseph DuMont's bis zum Ausgang der deutschen bürgerlichen Revolution*. Bd. II, 1831–1850. Köln 1930; die beiden zuerst genannten Bände (insgesamt 858 S.) sind zudem ohne jede Seitenangabe zitiert.
- 49 BUCHHEIM (wie Anm. 44), Bd. III, S. 122, 199, 284; Bd. IV, S. 23.
- 50 Z.B.: oo London, 13. Juli, *Graf Shaftesbury und seine Schwedengeschichte*. In: NP(K)Z, 16. 7. 1864.
- 51 Der letzte Artikel »aus« Wildbad erschien mit der Chiffre †* am 29. 6. 1860 und behandelte die Abreise des Prinz-Regenten sowie Personalien.
- 52 Vgl. auch »Einführung« zu UK, S. 46 mit Fn. 114–116.
- 53 Wiederabgedruckt in: NFA XXIII/1, S. 262 f.

- 54 Muhs' Behauptung (S. 19), die *Reisebriefe* seien »ohne jede Chiffre« gedruckt worden, ist nicht zutreffend.
- 55 F. an s. Frau, II. 5. 1870. In: HFA IV/2, S. 307.
- 56 *Von Zwanzig bis Dreißig* (wie Anm. 5), S. 249 ff.
- 57 S.o. S. 233, Zitat BUCHHEIM.
- 58 Fontane an s. Frau am 23. 6. 1862. In: HFA IV/2, S. 74.
- 59 Fontane an s. Frau am 30. 6. 1862. In: HFA IV/2, S. 75.
- 60 Wiederabgedruckt in: NFA XVIII, S. 474-476.
- 61 Fontane an Wilhelm Hertz am 12. 9. 1862 (wie Anm. 34), S. 78.
- 62 Vgl. Fontanes Briefe an s. Mutter u. an s. Frau vom 20. 9. 1862. In: HFA IV/2, S. 85 f. (Nr. 67 u. 68).
- 63 FBl. 4 (1979), H. 5, S. 380.
- 64 Fontane an s. Schwester Elise am 31. Juli 1865: »Besten Dank für freundlichen Brief und freundliche Einladung, die anzunehmen allerdings außer aller Möglichkeit liegt. In 8 Tagen kehrt erst Beutner von seiner Urlaubsreise zurück und unmittelbar nach seinem Wiedereintreffen, treten Hesekei und Heffter ihre Ferien an; ich kann vor Ende August oder Anfang September schon aus dienstlichen Gründen »das Lokal nicht verlassen.« (In: HFA IV/2, S. 141) Fünf Pariser Korrespondenzen mit Hesekeis individuellem Zeichen d.F. erscheinen gleichwohl im angegebenen Zeitraum, und zwar am 9. 8., 11. 8., 15. 8., 24. 8., 26. 8. 1865.
- 65 Beispiele zum Nachlesen in UK, S. 171, 380, 894, 908 [*Schmerzensschrei*], S. 106, 652 [*Blumenlese*], S. 406 Fn. 33, S. 415 Fn. 38, S. 609 Fn. 42, S. 705 Fn. 25, S. 762 Fn. 10, S. 802 Fn. 20, S. 923 Fn. 22, S. 1002 Fn. 9, S. 1013 Fn. 14.
- 66 Verwendet in F.s »echter« Londoner Korrespondenz *Lord Palmerston und Lord John Russell* vom 29. 8. 1857 (NFA XVIII a, S. 747), in einem Brief an Tuiskon Beutner vom 1. II. 1859 (HFA IV/1, S. 683) u. an Wilhelm Hertz vom 15. 8. 1865 (wie Anm. 34), S. 123.
- 67 GBA *Tage- und Reisetagebücher I*, S. 97.
- 68 NFA XVIII a, S. 738.

Ergänzung zum Heft 63/1997

Ein aufmerksamer Leser der *Fontane Blätter* in Bonn, dem hiermit herzlich gedankt sein soll, lieferte uns die folgende Ergänzung zum Beitrag »Aber das Reizende ist immer das weniger Wichtige.« *Vier Briefe Fontanes an seine Frau aus Frankreich 1871 und einige Reisetagebücher*. Hrsg. von MANFRED HORLITZ:

Anm. 12: *Major Ritgen*, Commandant
= Alphons Ritgen (1820-1879), ab 1873 Oberst,
Dir. d. Kriegsschule in Hannover, ab 1877 Generalmajor z. D.

Anm. 13: *Generalmajor von Schimmelmann, Exc.*
= Gustav Bernhard Karl v. Schimmelmann (1816-1873),
Generalleutnant u. Kommandant von Magdeburg

Anm. 14: *Herr von Kotze von den II. Ulanen*
= (vermutl.) Hans *Wilhelm* Ulrich v. Kotze (1840-1901),
Rittmeister, zuletzt im westfäl. Ulanenreg. Nr. 5 (verm. mit
Maximiliane von Ranke, Tochter d. Historikers Leopold v. Ranke)

Auswahlbibliographie

Bearbeiter: Frauke Franke (Handschriften) u. Peter Schaefer (Literatur)
 Neuerscheinungen und -erwerbungen des Fontane-Archivs bis August 1997.
 Die kürzlich vom Theodor-Fontane-Archiv erworbene große Autographensammlung
 (vgl. S. 190) wird hier nicht einzeln angezeigt.

Autographe

FONTANE, THEODOR: Eigh. Br. m. U., Berlin 30. II. 1879 an »Hochgeehrte Herren«
 [Gebr. Paetel]. 2 S. – Betr.: Übers. e. Fotografie; Mitarbeit bei d. »Deutschen Rund-
 schau«. (HBV 79/119) – (D 29)

Kopien und Abschriften

FONTANE, THEODOR: Theodor Storm. 5 eigh. hs. Entw. (Rs.: Hs. Entw. zu »Irrungen,
 Wirungen«, »Schach von Wuthenow«, »Frau Jenny Treibel« u. »Wanderungen«.
 74 S. – Xerokopie d. Originals (Pa 10)

FONTANE, THEODOR: Eigh. Br. m. U., Berlin 18. 6. 1878 an »Mein gnädigstes Fräulein«
 [verm. Clara Duncker]. 2 S. – Betr.: Bitte um e. Billett f. d. Stockhausen-Fest. (HBV
 nicht verz.) – Fotokopie d. Originals (Ca 1794)

FONTANE, THEODOR: Eigh. Br. m. U., Berlin 28. 6. 1880 an Joseph Kürschner. 1 S. –
 Betr.: Übers. von Notizen; Reise nach Liebenberg. (HBV nicht verz.) – Xerokopie
 d. Originals (Da 1237)

FONTANE, THEODOR: Eigh. Br. m. U., Berlin 22. 5. 1882 an Joseph Kürschner. 2 S. –
 Betr.: Ablehnung e. Publikationsangebots in »Vom Fels zum Meer«. (HBV nicht
 verz.) – Xerokopie d. Originals (Da 1223)

FONTANE, THEODOR: Eigh. Br. m. U., Berlin 2. 7. 1882 an Joseph Kürschner. 4 S. –
 Betr.: Honorar zu Fontanes Aufsatz »Balduin Möllhausen«. (HBV nicht verz.) –
 Xerokopie d. Originals (Da 1224)

FONTANE, THEODOR: Eigh. Br. m. U., Berlin 12. 7. 1882 an Joseph Kürschner. 2 S. –
 Betr.: Ablehnung von journalistischer Publikationstätigkeit. (HBV nicht verz.) –
 Xerokopie d. Originals (Da 1225)

FONTANE, THEODOR: Eigh. Br. m. U., Berlin 6. 6. 1883 an Joseph Kürschner. 4 S. –
 Betr.: Angebot: »Stine« in »Vom Fels zum Meer« zu publizieren. (HBV nicht
 verz.) – Xerokopie d. Originals (Da 1226)

FONTANE, THEODOR: Eigh. Br. m. U., Thale 27. 6. 1883 an Joseph Kürschner. 2 S. –
 Betr.: Honorarvorstellungen zu »Stine«; Ablehnung von »Correspondenzen«. (HBV
 nicht verz.) – Xerokopie d. Originals (Da 1228)

- FONTANE, THEODOR: Eigh. Br. m. U., Berlin 16.10.1883 an Joseph Kürschner. 2 S. – Betr.: Korrekturen zu »Stine«; Reise nach Norderney. (HBV nicht verz.) – Xerokopie d. Originals (Da 1230)
- FONTANE, THEODOR: Eigh. Br. m. U., Berlin 8.II.[18]83 an den Magistrat d. Stadt Rheinsberg. 3 S. – Betr.: Ablehnung e. Angebots in d. Komitee zur Errichtung d. Friedrichs-Denkmal mitzuarbeiten. (HBV nicht verz.) – Xerokopie d. Originals (Da 1240)
- FONTANE, THEODOR: Eigh. Br. m. U., Berlin 8.II.[18]83 an den Bürgermeister von Rheinsberg. 2 S. – Betr.: Ablehnung e. Angebots in d. Komitee zur Errichtung d. Friedrichs-Denkmal mitzuarbeiten. (HBV nicht verz.) – Xerokopie d. Originals (Da 1238)
- FONTANE, THEODOR: Eigh. Br. m. U., Berlin 15.II.[18]83 an den Bürgermeister von Rheinsberg. 2 S. – Betr.: Empfehlung v. Ludwig Pietsch f. d. Komitee zur Errichtung d. Friedrichs-Denkmal in Rheinsberg. (HBV nicht verz.) – Xerokopie d. Originals (Da 1239)
- FONTANE, THEODOR: Eigh. Br. m. U., Berlin 29.9.1886 an Joseph Kürschner. 1 S. – Betr.: Dank f. Übers. d. H. 86 d. Zeitschrift »Vom Fels zum Meer«. (HBV nicht verz.) – Xerokopie d. Originals (Da 1233)
- FONTANE, THEODOR: Eigh. Br. m. U., Berlin 1.5.1889 an Joseph Kürschner. 2 S. – Betr.: Bemerkungen zu d. von Kürschner hrsg. »Literaturkalender«. (HBV nicht verz.) – Xerokopie d. Originals (Da 1235)
- GRAEF, GUSTAV: Eigh. Br. m. U., Berlin 29.12.1863 an Ferdinande von Schmettau. 3 S. – Betr.: Übers. e. Fotos s. Gemäldes »Vaterlandsliebe im Jahre 1813« u. 2 Rezensionen in d. »Kreuzzeitung«(Fontane) u. »Nationalzeitung«. – Xerokopie d. Originals (Ca 1795)
- KÜRSCHNER, JOSEPH: Eigh. Br. m. U., Stuttgart 21.6.1883 an Theodor Fontane. 1 S. – Betr.: Erscheinungstermin von »Stine«; Publikationsangebot von »Correspondenzen« u. »Stimmungsbilder aus dem Berliner Leben«. – Xerokopie d. Originals (Da 1227)
- KÜRSCHNER, JOSEPH: Eigh. Br. m. U., Thal b. Eisenach 21.7.[188]3 an Theodor Fontane. 1 S. – Betr.: Honorar f. »Stine«. – Xerokopie d. Originals (Da 1229)
- KÜRSCHNER, JOSEPH: Eigh. Br. m. U., Stuttgart 20.10.1883 an Theodor Fontane. 1 S. – Betr.: Verzögerung bei d. Ablieferung d. Ms. zu »Stine«. – Xerokopie d. Originals (Da 1231)
- KÜRSCHNER, JOSEPH: Eigh. Br. m. U., o. O. 5.10.[188]5 an Theodor Fontane. 2 S. – Betr.: Veröffentlichung von »Stine«; Mitgliedschaft Fontanes in Schriftstellerverband. – Xerokopie d. Originals (Da 1232)
- KÜRSCHNER, JOSEPH: Eigh. Br. m. U., o. O. 30.5.[188]8 an Theodor Fontane. 2 S. – Betr.: Ablehnung d. Publikation von »Stine«. – Xerokopie d. Originals (Da 1234)

- KÜRSCHNER, JOSEPH: Masch. Abschr. e. Br., Stuttgart 3. 5. 1889 an Theodor Fontane. 1 S. – Betr.: Ablehnung d. Vorschläge Fontanes f. d. Literaturkalender. – Xerokopie d. Masch. Abschr. (Da 1236)
- Französisch-reformierte Gemeinde zu Berlin: Taufnachweis f. Emilie Labry vom 21. 10. 1798. – 1 S. Masch. Abschr. (Ga 49)
- Französisch-reformierte Gemeinde zu Berlin: Trauungsnachweis f. Emilie Labry u. Louis Henri Fontane vom 24. 3. 1819. – 1 S. Masch. Abschr. (Ga 50)
- Standesamt zu Berlin: Trauungsnachweis f. Friedrich Fontane u. Frieda Lehmann vom 20. 3. 1897 mit Nachtrag üb. d. Auflösung d. Ehe v. 6. 6. 1898. – 2 S. Xerokopie d. Originals (Ga 51)

Primärliteratur

- FONTANE, THEODOR: Englischer Sommer. Reisefeuilletons. Ausw. u. Nachbemerking GOTTHARD ERLER. – Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag 1997. 229 S. (AtV; 5268) (Enth.: *Ein Sommer in London* [Ausz.]. *Von der Weltstadt Straßen* [Ausz.]. *Waltham-Abbey. Oxford. Aus Manchester* [Ausz.]. *Jenseit des Tweed* [Ausz.].) (97/30)
- FONTANE, THEODOR: Frau Jenny Treibel oder »Wo sich Herz zum Herzen find't«. Roman. Mit e. Nachw. neu hrsg. von HELMUTH NÜRNBERGER. – München: Dt. Taschenbuch Verlag 1997. 268 S. (dtv; 8390) (97/36)
- FONTANE, THEODOR: Grete Minde. Nach e. altmärk. Chronik. – Berlin: Ullstein 1997. 123 S. (Ullstein-Buch; 24165) (97/35)
- FONTANE, THEODOR: Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland. Der Stechlin [Ausz.]. Guter Rat. – In: FRESE, PETRA: Zum 60. Geburtstag. Niedernhausen/Ts.: Falken Verlag 1997. (97/40q)
- FONTANE, THEODOR: Irrungen, Wirrungen. Roman. Stine. Roman. Hrsg. von ROLF TOMAN. – Köln: Könnemann 1997. 273 S. (97/47)
- FONTANE, THEODOR: Irrungen, Wirrungen. Roman. Bearb. von Karen Bauer. – Berlin: Aufbau-Verlag 1997. 285 S. (Grosse Brandenburger Ausgabe. Hrsg. von GOTTHARD ERLER. Das erzählerische Werk. Editorische Betreuung CHRISTINE HEHLE; 10) (94/130=R10)
- FONTANE, THEODOR: L'Adultera. Roman. – Berlin: Ullstein 1997. 191 S. (Ullstein-Buch; 24046) (97/34)
- FONTANE, THEODOR: L'Adultera. Roman. Mit e. Nachw. [S. 162–260], e. Zeittafel zu Fontane, Anm. [S. 286–333] u. bibliograph. Hinweisen [S. 334–349] von DIRK MENDE. – o. O.: Goldmann 1997. 349 S. (7657) (97/33)

- FONTANE, THEODOR: Meine Kinderjahre. Autobiographischer Roman. – Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag 1997. 216 S. (AtV; 5258) (97/31)
- FONTANE, THEODOR: Der Stechlin. Roman. Hrsg. von ROLF TOMAN. – Köln: Köne-
mann 1994. 437 S. (97/50)
- FONTANE, THEODOR: Stechlin. Roman van het oude en nieuwe Pruisen [Niederländ.
Übers.]. Vertaald door WILFRED ORANJE. Met een nawoord van HANS ESTER. –
Amsterdam: Uitgeverij Bert Bakker 1997. 364 S. (97/29)
- FONTANE, THEODOR: Stine. Mit zwölf Farbillustrationen. – Düsseldorf, Zürich: Ar-
temis und Winkler 1997. 144 S. [mit zeitgenöss. Stichen u. Gemälden] (97/48)
- FONTANE, THEODOR: Unterm Birnbaum. – Berlin: Aufbau-Verlag 1997. 185 S. (Grosse
Brandenburger Ausgabe. Hrsg. von GOTTHARD ERLER. Das erzählerische Werk.
Editorische Betreuung Christine Hehle; 8) (94/130=R8)
- FONTANE, THEODOR: Unterm Birnbaum. Mit e. Nachw. neu hrsg. von HELMUTH
NÜRNBERGER. – München: Dt. Taschenbuch Verlag 1997. 150 S. (dtv; 12372) (97/44)
- FONTANE, THEODOR: Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches. Textbearbeitung,
Nachw. u. Personenverz.: PETER GOLDAMMER. – Berlin: Aufbau Taschenbuch
Verlag 1997. 444 S. (97/46)
- FONTANE, THEODOR: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Personenregister.
Geographisches Register. Bearbeitet von RITA REUTER. I. Aufl. – Berlin: Aufbau-
Verlag 1997. 448 S. (Grosse Brandenburger Ausgabe. Hrsg. von Gotthard Erler.
Wanderungen durch die Mark Brandenburg; 8) (94/130=W8)
- FONTANE, THEODOR: Werke, Schriften und Briefe. Hrsg. von WALTER KEITEL u.
HELMUTH NÜRNBERGER. Abt. I. Sämtliche Romane, Erzählungen, Gedichte,
Nachgelassenes. Sechster Bd. Balladen. Lieder. Sprüche. Gelegenheitsgedichte.
Frühe Gedichte. Versuche und Fragmente. Anhang. Hrsg. d. vorliegenden Ban-
des: HELMUTH NÜRNBERGER. 3., durchges. u. erg. Aufl. – München: Carl Han-
ser Verlag 1995. 1347 S. (Hf 62/7551=1,6³)

Sekundärliteratur

1. Bücher und Zeitschriftenbeiträge

- AMBERG, ANDREAS: Poetik des Wassers. Theodor Fontanes »Stechlin«: Zur protago-
nistischen Funktion d. See-Symbols. – In: Ztschr. für dt. Philologie 115 (1996) 4,
S. 541–559. (ZA 1996+)
- BÜSSING, SABINE: Das ist kein schöner Zug! Theodor Fontane, Die Brück am Tay.
– In: dies., Balladenzauber. Schulklassiker unverschämt originell interpretiert für
Deutschlehrer u. ihre Opfer. Frankfurt/M.: Eichborn 1995, S. 20–35. (ZA 1995+)

- FISCHER, HUBERTUS: »... so ziemlich meine schlechteste Lebenszeit.« Unveröff. Briefe von u. an Th. Fontane aus d. Akademiezeit. – In: Fontane Blätter 63/1997, S. 26–47. (65/5536=63)
- FRIEDRICH, GERHARD: Preußisch-polnische Irrungen und Wirrungen in Theodor Fontanes Roman »Vor dem Sturm«. – In: Zeitschrift für Kultur- und Bildungswissenschaften. Flensburger Universitätszeitschrift 2/96, S. 43–53. (97/39q)
- FURST, LILIAN R.: »Two irons in the fire«: Irrungen, Wirrungen and L'Assomoir [Zola]. – In: Peter Skrine u. a. (Hrsg.): Connections. Essays in Honor of Eda Sagarra on the Occasion of her 60th Birthday. Stuttgart: Heinz 1993, S. 97–102. (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik; 281) (ZA 1993+)
- GEHSE, HARRO: Erläuterungen zu Theodor Fontane. Grete Minde. Unterm Birnbaum. Frau Jenny Treibel. 3. geänd. u. erw. Aufl. – Hollfeld: C. Bange Verlag 1996. 108 S. (Königs Erläuterungen und Materialien; 360) (94/52³.)
- GRATHOFF, DIRK: Kurt Tucholskys »Rheinsberg«: Die Inszenierung d. Idylle im Rekurs auf Th. Fontane u. Heinrich Mann. – In: Monatshefte (Wisconsin) 88 (1996) 2, S. 197–216. (ZA 1996+)
- GRAWE, CHRISTIAN: »Einen frischen Trunk Schiller zu tun«. Th. Fontanes Schillerkritiken 1870–1889 (2. Teil). – In: Fontane Blätter 63/1997, S. 66–90. (65/5536=63)
- HARTMANN, REGINA: Denkmuster sozialer Normen im Umfeld der Reichsgründung bei E. Marlitt und Th. Fontane. – In: Wirkendes Wort 44 (1994) 2, S. 247–258. (ZA 1994+)
- HEYDEBRAND, RENATE VON; WINKO, SIMONE: Geschlechterdifferenz und literarischer Kanon. Historische Beobachtungen u. systemat. Überlegungen. – In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte d. dt. Literatur 19 (1994) 2, S. 96–172. [Einführung am Bsp.: Gabriele Reuter »Aus guter Familie. Leidensgeschichte e. Mädchens« u. Th. Fontane »Effi Briest«] (ZA 1994+)
- HORLITZ, MANFRED (Hrsg.): »Aber das Reizende ist leider immer das weniger Wichtige«. Vier Briefe Fontanes an seine Frau aus Frankreich 1871 u. einige Reisenotizen. – In: Fontane Blätter 63/1997, S. 10–25. (65/5536=63)
- IVANOVIĆ, CHRISTINE: Fonty trifft Johnson. Zur Fiktionalisierung Uwe Johnsons als Paradigma d. Erzählstrategie in Günter Grass' »Ein weites Feld«. – In: Johnson Jahrbuch 3 (1996), S. 173–199. (ZA 1996+)
- KEILER, OTFRIED: Krankheit und Ärzteschaft bei Theodor Fontane. Eine Rede. – In: notabene medici 26 (1996) 9, S. 453–459. (97/32q)
- KIKAWA, MAYUMI: Vom Kapitel *Küstrin* zur *Katte-Tragödie*. Ein Beitrag zur Auseinandersetzung Fontanes mit dem Preußentum in den *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. – In: Fontane Blätter 63/1997, S. 102–120. (65/5536=63)

- KÖHN, LOTHAR: Die Schrecken des Modernen. Fontanes Begründung realistischer Erzählprosa: ›Aus den Tagen der Okkupation‹ (1871). – In: Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 70 (1996) 4, S. 610–643. (ZA 1996+)
- KREMER, DETLEF; WEGMANN, NIKOLAUS: Wiederholungslektüre(n): Fontanes ›Effi Briest‹. Realismus des wirklichen Lebens oder realistischer Text? – In: Der Deutschunterricht 47 (1995) 6, S. 56–75. (ZA 1995+)
- LIEBRAND, CLAUDIA: Tod und Autobiographie. Fontanes »Meine Kinderjahre« u. Canettis »Die gerettete Zunge«. – In: Hofmannsthal Jahrbuch zur europäischen Moderne 2 (1994), S. 287–307. (ZA 1994+)
- LOEW, ROSWITHA: Die Verleger Friedrich Fontane (Berlin) und Adolph Mark (St. Petersburg) im Disput um Lew Tolstois Roman ›Auferstehung‹. – In: Fontane Blätter 63/1997, S. 48–63. (65/5536=63)
- LOSCH, BERNHARD: Fontanes Effi Briest im »weiten Feld« der Rechtsphilosophie. – In: Neue Juristische Wochenschrift 49 (1996) 17, S. 1100–1103. (ZA 1996+)
- LOWSKY, MARTIN: Abdera, Oberon und anderes. Zur Präsenz Christoph Martin Wielands bei Theodor Fontane, Karl May und Arno Schmidt. – In: Zettelkasten 16. Aufsätze u. Arbeiten zum Werk Arno Schmidts. Jahrb. d. Gesellschaft d. Arno-Schmidt-Leser 1997, S. 163–190. (ZA 1997+)
- MAAS, JOACHIM: Zum Lachen, wenn es nicht zum Weinen wäre. Fontanes Sicht d. Gesellschaft in ›Irrungen, Wirrungen‹ u. ›Effi Briest‹. Überarb. Fassung d. Schriftl. Prüfungsarb. für d. Lehramt an Realschulen im Fach Germanistik an d. Universität Trier 1995. – Trier 1997. 68 S. 30 cm (97/28q)
- MASANETZ, MICHAEL: Sozialisationsspiel Literatur. Zur Problematik seiner Modellierung im diskursanalytisch-feministischen und im Freudschen Ansatz. Kritische Überlegungen anhand dreier neuerer Arbeiten. Antje Harnisch: Keller, Raabe, Fontane. Geschlecht, Sexualität u. Familie im bürgerl. Realismus. Frankfurt/M. u. a.: Lang 1994; Helga Kraft, Elke Liebs (Hrsg.): Mütter, Töchter, Frauen. Weiblichkeitsbilder in d. Lit. Stuttgart u. Weimar: Metzler 1993; Susanne Meyer: Literarische Schwestern: Anna Ozores – Effi Briest. Studien zur psychosozialen Genese fiktionaler Figuren. Aachen: Shaker 1993. – In: Fontane Blätter 63/1997, S. 158–166. (65/5536=63)
- MUHS, RUDOLF: Fontanes »Englische Berichte« 1854/55. – In: Fontane Blätter 63/1997, S. 121–123. (65/5536=63)
- NÜRNBERGER, HELMUTH: »Du hast den Sänger Rizzio beglückt...« Mortimer und Maria Stuart, Robert von Gordon-Leslie und Cécile von St. Arnaud. – In: Fontane Blätter 63/1997, S. 91–101. (65/5536=63)

- NÜRNBERGER, HELMUTH: Fontanes Welt. – Berlin: Siedler 1997. 446 S. Mit zahlr. Abb. 27 cm (97/82q)
- OSBORNE, JOHN: Vision, Supervision, and Resistance. Power Relationships in Theodor Fontane's ›L'Adultera‹. – In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft u. Geistesgeschichte 70 (1996) I, S. 67–79. (ZA 1996+)
- PAUL, ROMAN: Lexikalische Innovationen Theodor Fontanes. Ein Beitrag zum Sprachstil d. Realismus. – Diss. Johann-Wolfgang-Goethe-Universität zu Frankfurt am Main 1996. 262 S. Maschsch. 30 cm (97/41q)
- PLETT, BETTINA: »Au fond doch viel eigenartiger...« Die Wahrnehmung russischer Politik u. Kultur in Werken u. Briefen Fontanes. – In: Zeitschrift für Kultur- und Bildungswissenschaften. Flensburger Universitätszeitschrift 2/96, S. 25–42. (97/39q)
- REDAKTION: Das Autobiographische und das Biographische bei Theodor Fontane. Symposium vom 18. bis 20. Sept. 1996 in Bad Freienwalde [Bericht]. – In: Fontane Blätter 63/1997, S. 152–156. (65/5536=63)
- SCHMIDT, HEINRICH: Einige Anmerkungen zu Theodor Fontanes »Stechlin«. – In: Ernst Hinrichs u. a. (Hrsg.): Zwischen ständischer Gesellschaft und »Volksgemeinschaft«. Beitr. zur norddt. Regionalgeschichte seit 1750. Oldenburg 1993, S. 163–182. (Oldenburger Schriften zur Geschichtswissenschaft; 1) [Vortrag] (ZA 1993+)
- SCHUBERT, ALFRED: Die Fontane-Rezeption im Roman ›Ein weites Feld‹ von Günter Grass. – Magisterarb. FernUniversität – Gesamthochschule Hagen 1997. 126 S. 30 cm (97/37q)
- SCHÖNBOHM-WILKE, WIEBKE: »Die Schuld auf meiner Seele«. Effi Briest. – In: Frauen unterwegs. Ztschr. d. Evangel. Frauenhilfe in Deutschland e. V. H. 4 (1997), S. 12. (ZA 1997+)
- SCHUMANN, HANS: Fontane und Bismarck. – Ungedr. Ms. (Stuttgart 1996). 42 S. Maschsch. 30 cm (95/10 q=12)
- SICHELSCHMIDT, GUSTAV: Theodor Fontane. Eine Biographie. 2. Aufl. – Berg: VGB-Verlagsgesellschaft [1995]. 429 S. Mit Abb. [nur im Abb.-Teil unwesentl. geänd. fotomechan. Nachdr. d. Erstausg. von 1986 bei Heyne] (97/49)
- SIEBENHAAR, KLAUS: Aprèslude. Abschiedsgesten in d. Prosalit. d. 19. Jahrhunderts: Storm, Raabe, Fontane. – In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte d. dt. Lit. 19 (1994) 2, S. 76–95. (ZA 1994+)
- STOLZ, DIETER: Nomen est omen. »Ein weites Feld« von Günter Grass. – In: Ztschr. für Germanistik 7 (1997) 2, S. 321–335. [zum Ursprung d. Begriffs ›Weites Feld‹] (ZA 1997+)
- TANZER, HARALD: Theodor Fontanes »Irrungen, Wirrungen«. Zur Gefühlsstruktur d. Liebenden zwischen Authentizität u. Sentimentalität. – In: Der Deutschunterricht 48 (1996) 2, S. 40–49. (97/38)

VOLKOV, EVGENIJ: Der Begriff des Raumes in Fontanes später Prosa. – In: Fontane Blätter 63/1997, S. 144–151. (65/5536=63)

WERTHEIMER, JÜRGEN: Effis Zittern: ein Affektsignal und seine Bedeutung. – In: Ztschr. für Literaturwissenschaft u. Linguistik. 102 (1996), S. 136–139. (ZA 1996+)

WRUCK, PETER: Das Englisch-Schottische und das Poetische in Fontanes Gedichten, in seiner Profil- und Positionsbildung. – In: Zeitschrift für Kultur- und Bildungswissenschaften. Flensburger Universitätszeitschrift. 2/96, S. 15–24. (97/399)

ZIMMERMANN, GISELA: The civil servant as educator: ›Effi Briest‹ and ›Anna Karenina‹. – In: Modern Language Review 90 (1995) 4, S. 817–829. (ZA 1995+)

ZUBERBÜHLER, ROLF: Fontane und Hölderlin. Romantik-Auffassung u. Hölderlin-Bild in ›Vor dem Sturm‹. – Tübingen: Niemeyer 1997. 127 S. (Untersuchungen zur dt. Literaturgeschichte; 91) (97/45)

2. Rezensionen

Chevanne, Reine: Fontane et l'histoire. Présences et survivances. Bern u. a.: Peter Lang 1995. Rez.:

– CHR. HEHLE in Fontane Blätter 63/1997, S. 135–139.

Diskussion Deutsch. Ztschr. für Deutschlehrerinnen u. Deutschlehrer in Ausbildung u. Praxis. H. 144, Dez. 1995. Theodor Fontane. Rez.:

– J. OSINSKI in Fontane Blätter 63/1997, S. 133–135.

Drude, Otto: Theodor Fontane. Leben u. Werk in Texten u. Bildern. Frankfurt am Main und Leipzig: Insel 1994. Rez.:

– W. ERHART in Germanistik 36 (1995) 2, S. 925.

– W. HETTICHE in Fontane Blätter 63/1997, S. 139–142.

Fontane, Theodor: Briefe an die Freunde. Letzte Auslese. Hrsg. von Friedrich Fontane u. Hermann Fricke. Nachdr. d. Ausg. von 1943. Mit e. Nachw. von Walter Hettche. Hildesheim u. a.: Georg Olms Verlag 1995. Rez.:

– B. LEUSCHNER in Germanistik 37 (1996) 3/4, S. 692.

Fontane, Theodor: Englischer Sommer. Reisefeuilletons. Ausw. u. Nachbemerkung Gotthard Erler. Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag 1997. Rez.:

– S. NEUHAUS: Maria Stuart als heimliche Liebe. In: fränkischer Tag v. 21. 6. 1997.

Fontane, Theodor: Meine Kinderjahre. Autobiographischer Roman. Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag 1997. Rez.:

– M. HAASE: Jugend eines Dichters. In: Neue Ruhr-Ztg v. 17. 6. 1997.

Fontane, Theodor: Stechlin. Roman van het oude en nieuwe Pruisen. Vert. [Übers. ins Niederländische von] Wilfried Oranje, met nawoord van Hans Ester. Amsterdam: Bert Bakker 1997. Rez.:

- P. WESSELS: Theodor Fontane op de grens van de oude en de nieuwe tijd. »Der Stechlin« na 99 jaar vertaald. In: *Trouw* v. 11. 7. 1997.
- Fontane, Theodor: *Tagebücher*. Bd. I. 1852/1855-58, hrsg. von Charlotte Jolles unter Mitarb. von Rudolf Muhs. Bd. II. 1866-82/1888-98, hrsg. von Gotthard Erler unter Mitarb. von Therese Erler. Berlin: Aufbau-Verlag 1994. Rez.:
- H. AUST in *Wirkendes Wort* 46 (1996) 1, S. 173-176.
 - W. ERHART in *Germanistik* 36 (1995) 2, S. 924.
 - H. MÜLLER-MICHAELS: Wer tapfer zufaßt, der hat's. In: *Deutschunterricht* 48 (1995) 9, S. 440-442.
 - G. OPIE in *Modern Language Review* 91 (1996) 2, S. 518-519.
- Fontane, Theodor: *Unechte Korrespondenzen*. Bd. 1. 1860-1865. Bd. 2. 1866-1870. Hrsg. von Heide Streiter-Buscher. (Schriften d. Theodor Fontane Gesellschaft; 1) Berlin, New York: de Gruyter 1996. Rez.:
- R. BRINKMANN in *Germanistik* 37 (1996) 3/4, S. 962-963.
 - W. ROSS in *Die politische Meinung. Monatsschr. zu Fragen d. Zeit* 41 (1996) 324, S. 94-95.
- Fontane, Theodor: *Unterm Birnbaum*. Frankfurt/M.: Ullstein 1995. Rez.:
- L. WEBER: Am besten grundlos. In: *Neue Zürcher Ztg* v. 31. 7. 1997.
- Fontane, Theodor: *Von Zwanzig bis Dreißig*. Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag 1997. Rez.:
- P. JACOBS: Als Fontane sein Leben »auf Verse stellte«. In: *Die Welt* v. 31. 7. 1997.
- Heller, Gisela: *Mit Theodor Fontane von der Ostsee bis zur Donau*. Berlin: Nicolai 1995. Rez.:
- H. ESTER in *Fontane Blätter* 63/1997, S. 126-128.
- Luppa, Annelies: *Die Verbrechergestalt im Zeitalter des Realismus von Fontane bis Mann*. New York u. a.: Lang 1995. Rez.:
- G. HELMES in *Germanistik* 37 (1996) 2, S. 822-823.
- Mesenhol, Gerd: *Oftmals auch auf rauhen Pfaden. Das Leben des Theodor Fontane*. Heilbronn: Salzer 1994. Rez.:
- G. EBERT in *Ztschr. für Germanistik* VII (1997) 1, S. 181-182.
- Ohff, Heinz: *Theodor Fontane. Leben und Werk*. München: Piper 1995. Rez.:
- B. LEUSCHNER in *Germanistik* 37 (1996) 1, S. 221.
 - G. EBERT in *Ztschr. für Germanistik* VII (1997) 1, S. 182-183.
- Reuter, Hans-Heinrich: *Fontane*. 2 Bde. 2. Aufl. Neu hrsg. von Peter Görlich. Berlin u. a.: Verlag der Nation 1995. Rez.:
- ANON. in *Ruhr-Nachrichten* v. 4. 4. 1997.
 - G. EBERT in *Ztschr. für Germanistik* VII (1997) 1, S. 183-184.
- Wagner, Nancy Birch: *Goethe as cultural icon. Intertextual encounters with Stifter and Fontane*. New York u. a.: Lang 1994. Rez.:
- J. SCHRAMKE in *Germanistik* 37 (1996) 2, S. 940.

Weber, Lilo: »Fliegen und Zittern«. Hysterie in Texten von Theodor Fontane, Hedwig Dohm, Gabriele Reuter u. Minna Kautsky. Bielefeld: Aisthesis Verlag 1996. Rez.:
- R. BÖSCHENSTEIN in Fontane Blätter 63/1997, S. 128-132.

Ziegler, Edda; Erlen, Gotthard: Theodor Fontane. Lebensraum u. Phantasiewelt. Berlin: Aufbau-Verlag 1996. Rez.:
- ANON. in Rheinische Post v. 1.3.1997.
- ANON. in Die Glocke v. 21.2.1997.
- GOERTZ, HEINRICH: Wahrheit in der Poesie. In: Hannoversche Allg. Ztg v. 22./23.3.1997.

3. Zeitungsartikel

betr. Ankauf der Sammlung Andree:

ANON.: Fontane-Archiv erhält größte private Sammlung. - In: Märkische Allgemeine v. 15. u. 22. 5.; Berliner Ztg v. 16. 5.; Berliner Kurier, Hamburger Abendblatt, Märkische Allgemeine (Brandenburger Stadtkurier, Neue Nauener Rundschau, Neue Oranienburger Ztg, Potsdamer Tagesztg, Zossener Rundschau), Märkische Oderztg, Neue Osnabrücker Ztg, Potsdamer Neueste Nachrichten, Westfälische Nachrichten v. 22. 5.; Gießener Anzeiger, Hannoversche Allgemeine, tz München v. 23. 5.; Westdeutsche Allgemeine v. 27. 5.; Lausitzer Rundschau, Oldenburgische Volksztg v. 27. 6.; Aachener Ztg, Berliner Kurier, Berliner Morgenpost, Bild Berlin, Münsterländische Tagesztg, Der Prignitzer, Tagesspiegel, Die Welt v. 28. 6.1997; Berliner Kurier am Sonntag v. 29. 6.1997; Focus 21/97; (ZA 1997+)

ANDREE, CHRISTIAN: Gegendarstellung. - In: Märkische Allg. Ztg v. 12./13.7.1997. [betr. »Fontane ohne Schwanenfeder« v. 28. 6.] (ZA 1997+)

BEHRENS, VOLKER: Ein Opfer für Rudolf Virchow. Kieler Medizinhistoriker Christian Andree verkauft seine Fontane-Sammlung. - In: Kieler Nachrichten v. 22. 5. 1997. (ZA 1997+)

BRUSKE, KLAUS: »Nicht nötig, daß die Stechline weiterleben...« Potsdams Fontane-Archiv erwarb bedeutendste private Sammlung zum märkischen Dichter. - In: Lausitzer Rundschau v. 7.7.1997. (ZA 1997+)

BRUSKE, KLAUS: Wertvolle Originale mit der Gänsefeder geschrieben. Fontane-Archiv erwarb weitere Dokumente d. märk. Erzählers. - In: Märkische Oderztg v. 30.6.1997. (ZA 1997+)

CASPAR, HELMUT: »Stechlin«-Manuskript jetzt in Potsdam. Wertvolle Ankäufe aus Kieler Privatsammlung. - In: Naumburger Tageblatt v. 29.5.1997. (ZA 1997+)

CLAUSSEN, JOHANN HINRICH: Ritt ins Bebel'sche. Nächstenliebe unter Bedingungen d. Sozialpolitik: Th. Fontane u. die Pastoren. - In: Frankfurter Allg. Ztg v. 21.5.1997. [betr. Drehnen, Pfarrersfiguren als Gesinnungsfigurationen in Fontanes Romanen] (ZA 1997+)

- ERLER, GOTTHARD: Tüchtig gelobt und mäßig gekauft. Einblicke in die Dichterwerkstatt. Sensationeller Erwerb d. Fontane-Archivs Potsdam. – In: Neues Deutschland 28./29. 6. 1997. (ZA 1997+)
- GLOMB, RONALD: Gekauft: Die größte Fontane-Sammlung. – In: Berliner Morgenpost v. 21. 5. 1997. (ZA 1997+)
- JÄGER, HEIDI: Dieser Schatz ist seine 2,4 Millionen Mark wert. Fontane-Archiv erhielt die kostbare Sammlung von Chr. Andree. – In: Potsdamer Neueste Nachrichten v. 28. 6. 1997. (ZA 1997+)
- SITZ, MICHAEL: »Sie haben es sehr billig bekommen.« Fontane-Originalschriften eines Kieler Sammlers erbringen 2,4 Millionen Mark. – In: Flensburger Tageblatt; Husumer Nachrichten v. 22. 5. 1997. (ZA 1997+)
- WOLTERS, DIERK: Fontane ohne Schwanenfeder. Sammler reich u. Potsdam glücklich. – In: Märkische Allg. Ztg v. 28. 6. 1997. (ZA 1997+)
- ***
- ANON.: Auf den Spuren Fontanes: Eine Osterreise durch Lothringen. – In: Badische Neueste Nachrichten v. 23. 4. 1997. [Film von Alfred Gulden, gesendet am 23. 4. 1997 im SWF III] (ZA 1997+)
- ANON.: Berlin und Brandenburg bereiten Fontane-Jahr vor. – In: Deutsche Tagespost v. 26. 6. 1997. (ZA 1997+)
- ANON. (glo): Fontane-Archiv: Wandern Leihgaben zurück nach Berlin? – In: Berliner Morgenpost v. 13. 7. 1997. (ZA 1997+)
- ANON.: Keine Briefmarke für Fontane. – In: Berliner Morgenpost v. 3. 3. 1997. (ZA 1997+)
- ANON.: Das Logo fürs Fontanejahr. – In: Berliner Morgenpost v. 6. 6. 1997. (ZA 1997+)
- ANON. (bw): Ruhe des Stechlin-Sees übertrug sich auf die Zuhörer. Hanna-Maria Engel las aus Alterswerk Theodor Fontanes: »Mein absoluter Lieblingsdichter«. – In: Pinneberger Tageblatt v. 14. 3. 1997. (ZA 1997+)
- ANON.: Stadt-Marketing im Namen Fontanes [betr. Brandenburg/Havel]. In: Der Tagesspiegel v. 21. 5. 1997. (ZA 1997+)
- ANON.: Studienstiftung verleiht Theodor-Fontane-Preis am Freitag in der Uni. – In: Potsdamer Neueste Nachrichten v. 21. 5., Berliner Morgenpost v. 23. 5. 1997. (ZA 1997+)
- ANON. (ri): Von Theodor Fontane überliefert, trotzdem weitgehend unbekannt. Die »Seeschlacht« am 8. 8. 1567. – In: Der Spandauer v. 29. 5. 1997. (ZA 1997+)

- BELLMANN, GÜNTHER: Wo Fontanes Eltern scheiterten. Nach Letschin: Ein Besuch im Oderland. – In: Tagesspiegel v. 29./30.3.1997. (ZA 1997+)
- BÖHME, CHRISTIAN: Ein Held und ein Tyrann. Gordon Craig über Th. Fontanes Verhältnis zu Bismarck. – In: Der Tagesspiegel v. 7.6.1997. (ZA 1997+)
- BRÄUNLEIN, JÜRGEN: Das zweite Leben der echten Effi. Baronin von Ardenne inspirierte u. irritierte Fontane. – In: Stuttgarter Ztg v. 22.3.1997. (ZA 1997+)
- BRUSKE, KLAUS: Theodor Fontane war auch ein Sommerfrischler. Um 1897 wurde die Sommerfrische im Bürgertum Mode. – In: Potsdamer Neueste Nachrichten v. 5.7.1997. (ZA 1997+)
- CRAIG, GORDON A.: Der Schriftsteller und sein Kanzler. – In: Der Tagesspiegel v. 15.6.; Potsdamer Neueste Nachrichten v. 23.6.1997. [gek. Vorabdr. aus seinem Buch über Fontane] (ZA 1997+)
- DEL F VON WOLZOGEN, HANNA: Kundige Bewahrer des Fontane-Nachlasses. – In: Frankfurter Allg. Ztg v. 11.7.1997. [Leserbr. zum Artikel von S. WIRSING in d. FAZ v. 8.7.] (ZA 1997+)
- ERDMANN, HORST: Selbst Dichter sollen sich manchmal irren. Dem wirklichen Geburtsdatum von Emilie Fontane auf die Spur gekommen. – In: Märkische Allgemeine v. 26.2.1997. (ZA 1997+)
- FISCHER, REINER: Dichter warten auf Sponsoren. Fontanes Todestag wird die Touristenattraktion. – In: Tele Prisma 12/97. (ZA 1997+)
- DE PASQUALE, INES: Die »Stechlin« folgt Theodor Fontanes Spuren. In d. Neustadt können Schiffstouren durch Brandenburg u. Mecklenburg-Vorpommern gebucht werden. – In: Berliner Ztg v. 25.3.1997. (ZA 1997+)
- PLACHTA, BODO: Preußens »gesunder Kern«. Zu Theodor Fontanes »Wanderungen durch die Mark Brandenburg«. – In: Germanisch-romanische Monatsschrift 44 (1994), S. 177–190. (ZA 1994+)
- RÖLLECKE, LOTHAR: Wo Effi Briest und Heinrich Zille ihre letzte Ruhe fanden. – In: Berliner Morgenpost v. 16.3.1997. (ZA 1997+)
- ROTHER, SABINE: »Die Schwächlichen richten mehr Schaden an als die Dollen.« Fontane-Abend im Luisenhospital [in Aachen] mit Renate Clair und Heino Cohrs. – In: Aachener Ztg v. 24.5.1997. (ZA 1997+)
- SCHIECKEL, HARALD: Ein Minister und ein Dichter im Vergleich: Jansen und Fontane. Ihre Biographien lassen auf einige Gemeinsamkeiten schließen. – In: Nordwest-Heimat. Nordwest-Ztg v. 17.2.1997. (ZA 1997+)
- SCHÜTT, HANS-DIETER: Böwe las Fontane. Stechlin mit Beutel. – In: Neues Deutschland v. 27.3.1997. (ZA 1997+)

- STERNHEIM, CARL: »Von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland war als Kinderfreund bekannt«. Auf histor. Spurensuche in d. Mark Brandenburg (79). – In: Der Nord-Berliner v. 13. 3. 1997. (ZA 1997+)
- STEYER, ELFRIEDE: Der ewig junge Fontane. Marion van de Kamp las im KWer [Königswusterhausener] Bürgerhaus. – In: Berliner Ztg v. 3. 6. 1997. (ZA 1997+)
- STICH, NORBERT: Herr Ribbeck und die Hauptstadt. Das Fontane-Ensemble Berlin in d. LV Brandenburg. – In: General-Anzeiger (Bonn) v. 15. 5. 1997. (ZA 1997+)
- VALENTIN, HENRY: Konkurrenz für Fontanestadt Neuruppin. Brandenburg/Havel will Namen d. märk. Schriftstellers zum Stadtmarketing nutzen. – In: Neues Deutschland v. 21. 5. 1997. (ZA 1997+)
- WESENER, HANS-JÜRGEN: »Ein großes Kind, das mit Messern spielt«. Wolfgang Hilbig erhält heute abend in d. Akademie d. Künste den Fontane-Preis. – In: Die Welt v. 18. 3. 1997. (ZA 1997+)
- WINKLER, AUGUST F.: Schon Theodor Fontane schwärmte für fruchtige Maibowle. – In: Welt am Sonntag 19/97. (ZA 1997+)
- WIRSING, SIBYLLE: Das mehrfach ausgeschlagene Erbe. Im Potsdamer Fontane-Archiv läßt sich eine literarische Gewinn- u. Verlustrechnung aufstellen. – In: Frankfurter Allg Ztg v. 8. 7. 1997. (ZA 1997+)

4. Nachträge

- BEHREND, FRITZ: Ungedruckte amtliche Briefe von Theodor Fontane. Mitget. von Dr. F. B. – In: Der Schatzgräber. Ztschr. d. Gesellschaft dt. Literaturfreunde. Jg. 4 (Dez. 1924) H. 3, S. 30–34; 4. Jg. (Jan. 1925) H. 4, S. 1–3. (ZA 1924+)
- LEVENTHAL, JEAN H.: Fact into Fiction. »Effi Briest« and the Ardenne Case. – In: Colloquia Germanica 24 (1991), S. 181–193. (ZA 1991+)
- NOTH, STEPHAN: Literarisierung von Geschichte bei Theodor Fontane. – In: Musik und Bildung (Mainz) 20 (1988), S. 559–563. (ZA 1988+)
- T. P. [THEODOR HERMANN PANTENIUS?]: Teodor [!] Fontane [polnisch]. – In: Ateneum. Pismo naukowe i literackie. Warszawa 1899/1, S. 157–169. (ZA 1899+)

Call for papers

Anlässlich des einhundertsten Todestages von Theodor Fontane veranstaltet das Fontane-Archiv ein Internationales Symposium zum Thema

Theodor Fontane. Am Ende des Jahrhunderts

Das Symposium wird als Hauptveranstaltung des Landes Brandenburg vom 13. bis 17. September 1998 in Potsdam stattfinden. Es steht unter der Schirmherrschaft des Ministerpräsidenten des Landes Brandenburg, Herrn Dr. Manfred Stolpe und wird in Zusammenarbeit mit der Universität Potsdam, der Humboldt Universität zu Berlin, der Freien Universität Berlin und der Fontane Gesellschaft veranstaltet.

Mit dieser Veranstaltung zum Fontane-Jubiläum wollen wir der internationalen Fontane-Forschung ein Forum zu Austausch und Rückschau bieten, ganz ausdrücklich wollen wir aber auch zum interdisziplinären Gespräch einladen.

Mit dem Titel »Am Ende des Jahrhunderts« wollen wir das letzte Lebensjahrzehnt Fontanes zum Ausgang des Fragens machen, Fontane als einen der großen Zeugen des 19. Jahrhunderts im Lichte der Jahrhundertwende, im Lichte einer Moderne betrachten, die in ihren literarischen, ästhetischen, lebensweltlichen Tendenzen gerade erst Kontur gewinnt.

Wir laden Wissenschaftler/innen aus den Gebieten Literaturwissenschaft, Geschichte, den Kultur- und Sozialwissenschaften ein, Themenvorschläge (sowie eine Kurzvita) zu den folgenden Schwerpunkten einzureichen:

- I. *Fontane politisch*. Fontane in Beziehung zu den Leitideologien seiner Zeit wie Liberalismus, Nationalismus, Antisemitismus, zu Deutschem Reich und Preußentum und ihren Begründungsmythen
- II. *Roman Welten*. Das Romanwerk Fontanes im Lichte der Themen der Jahrhundertwende (fragwürdiges Ich, fragwürdige Wirklichkeit, Sprachskepsis, Metapher Frau, Metapher Fremde)
- III. *Das literarische Berlin*. Berlin als literarische Metropole im Vergleich mit andern Hauptstädten der Jahrhundertwende
- IV. *Wanderer und Metropole*. Literarische Topographien als Indikatoren des kulturellen Bewußtseins

Einsendeschluß: 15. Februar 1998.

Adresse: Fontane-Archiv, PF 60 15 45, 14415 Potsdam, Tel.: 0331/29 29 83,
Fax: 0331/2 70 96 81.

Symposion »Fontane in der Schule«

Die Theodor Fontane Gesellschaft plant, vom 29.–31. Oktober 1998 ein didaktisches Symposion in Neuruppin abzuhalten, das die Bedeutung Theodor Fontanes für den Deutschunterricht der vergangenen 100 Jahre untersuchen und diskutieren will.

Wer Interesse daran hat, auf diesem Symposion seine Gedanken zu dem Thema vorzustellen, wende sich bitte an eine der folgenden Adressen:

Theodor Fontane Gesellschaft e. V.

– Geschäftsstelle –

Am Alten Gymnasium 1,

16816 Neuruppin

oder

Prof. Dr. Harro Müller-Michaels

Germanistisches Institut der Ruhr-Universität Bochum

Universitätsstr. 150,

44801 Bochum

oder

Dr. Luise Berg-Ehlers

Graf-Engelbert-Schule

Königsallee 77–79,

44789 Bochum

Theodor-Fontane-Preis für die jüngere Generation

Aus Anlaß des 175. Geburtstages Theodor Fontanes und auf Anregung ihrer Ehrenpräsidentin, Frau Prof. Dr. Jolles (London), stiftete die Theodor Fontane Gesellschaft 1994 erstmals einen Preis für die jüngere Generation.

1998 wird dieser Preis erneut ausgeschrieben. Anliegen des Vorhabens ist es, junge Menschen verstärkt an Werk und Leben von Theodor Fontane als einen wesentlichen deutschsprachigen Repräsentanten der europäischen Literatur des 19. Jahrhunderts und an die Literatur seiner Zeit heranzuführen und zu einer intensiven Beschäftigung damit zu motivieren.

Dabei soll in einem Essay gezeigt werden, daß sich die Verfasser selbständig und aus individueller Perspektive, sowie in sprachlich herausragender Weise mit dem gestellten Thema auseinandersetzen können.

Die Theodor Fontane Gesellschaft hofft darauf, daß sich möglichst viele Schülerinnen und Schüler vom 16. Lebensjahr sowie Studentinnen und Studenten bis zum 25. Lebensjahr an diesem Schreibwettbewerb beteiligen.

Die genauen Teilnahmebedingungen sind bei der Geschäftsstelle der Theodor Fontane Gesellschaft e. V., Postfach 1547, 16803 Neuruppin, Tel./Fax 03391/652772 anzufordern, Einsendeschluß der Arbeiten ist der 31. Januar 1998.

Vertriebshinweise

Die Fontane-Blätter können als Einzelheft (DM 15,- zuzüglich Versand) oder auch im Abonnement (2 Hefte jährlich) direkt bezogen werden vom Theodor-Fontane-Archiv, PF 60 15 45, 14415 Potsdam. Direkt beim Theodor-Fontane-Archiv können gegen eine Gebühr (zuzüglich Versandkosten) bestellt werden:

- das Gesamtregister der Fontane-Blätter für die Hefte 1/1965–57/1994. 126 S. (DM 6,50)
- das Gesamtinhaltsverzeichnis der Hefte 1/1965–64/1997 (eine Liste aller Inhaltsverzeichnisse). 31 S. (DM 2,50)
- Angebotsliste älterer, noch lieferbarer Hefte (ohne Gebühr)
- eine Diskette (DOS, 3 1/2", 1,44 MB, virengeprüft), die folgende Dateien im ASCII-Code (als reinen Text) enthält:
 - das Gesamtregister der Fontane-Blätter für die Hefte 1/1995 bis 63/1997 (geht über das o.g. gedruckte Register hinaus);
 - das Gesamtinhaltsverzeichnis;
 - die laufenden Bibliographien (Primär- und Sekundärliteratur) aus den Heften 53/1992 – 64/1997. (DM 8,50)
- Horlitz, Manfred (Hrsg.): Theodor-Fontane-Archiv Potsdam. 1935–1995. Berichte, Dokumente, Erinnerungen. – Berlin: Berliner Bibliophilen Abend 1995. 206 S. Mit zahlr. Abb. (DM 28,-)

Autorenverzeichnis

- Prof. Dr. Hugo Aust, Köln
 Dr. Roland Berbig, Berlin
 Christine Hehle, Potsdam
 Roland Köhne, Bielefeld
 Dr. Martin Lowsky, Kiel
 Rudolf Muhs, London
 Dr. Stefan Neuhaus, Bamberg
 Prof. Dr. Helmuth Nürnberger, Freienwill
 Dr. Hermann Patsch, München
 Dr. Bettina Plett, Köln
 Gabriele Radecke, München
 Prof. Dr. Irmgard Roebing, Freiburg
 Prof. Dr. Eda Sagarra, Dublin
 Peter Schaefer, Potsdam
 Dr. Marianne Schütze, Seevetal
 Dietmar Strauch, Berlin
 Dr. Heide Streiter-Buscher, Bonn
 Dr. Kurt Weber, Düsseldorf
 Prof. Dr. Rolf Christian Zimmermann, Köln

Post erreicht die Autoren über die Redaktion.

Richtlinien zur Manuskriptgestaltung der *Fontane Blätter*

Einsendeadresse: Theodor-Fontane-Archiv, Postfach 60 15 45, 14415 Potsdam. Über die Veröffentlichung entscheiden die Herausgeber gemeinsam mit einem Redaktionsbeirat. Der Umfang der Beiträge sollte 20 Manuskriptseiten nicht überschreiten, Rezensionen sollten auf 3 Manuskriptseiten beschränkt bleiben.

1. Manuskriptform

Die Texte sollen auf fortlaufend nummerierten Seiten (30 Zeilen/Seite, 60 Anschläge/Zeile) geschrieben werden. Anmerkungen sollen auf besonderen Seiten stehen. Absätze: Einzug der ersten Zeile ohne vorherige Leerzeile.

Bei Computerdruck sollte eine durchgängige Schriftgröße von 12 Punkten in einer nichtproportionalen Schrift (möglichst Courier) gewählt werden, linksbündig als Fließtext (ohne Silbentrennung).

Zwischen (kurzem) Trennungs- und (längerem) Gedankenstrich wird unterschieden. Die Texte sollten in zweifacher Ausfertigung und nach Möglichkeit zusätzlich auf Diskette in zwei Dateien eingereicht werden: einmal im Format der Textverarbeitung (bevorzugt WordPerfect für Windows 5.1 oder 6.1), einmal unformatiert als ASCII-Datei (auf Endnoten achten).

2. Titel

Der Name des Autors bzw. Herausgebers steht unter dem Titel. Der Titel endet ohne Punkt. Zwischen Titel, Autor und Text steht jeweils eine Leerzeile.

3. Hervorhebungen

Kursiv; falls nicht möglich, mit Wellenlinie unterstreichen. Auslassungen des Autors bzw. Herausgebers: drei Pünktchen in eckigen Klammern [...]; Einfügungen des Autors bzw. Herausgebers: in [eckigen Klammern].

4. Zitate

Normale Anführungszeichen »...«; Zitat im Zitat in einfachen Anführungen >...<; längere Zitate (über 4 Zeilen) werden wie Absätze behandelt.

5. Titel von Werken, Zeitungen u. Zeitschriften, Vereinsnamen

Kursiv; falls nicht möglich, mit Wellenlinie unterstreichen.

Der *Stechlin* erschien bereits ...

In: *Fontane Blätter* 62/1996, ...

Sein Auftreten im *Tunnel über der Spree* ...

6. Anmerkungen

Anmerkungen als fortlaufend gezählte Endnoten, im Text hochgestellt ohne Klammern oder Punkt.

Eine Endnotenziffer folgt auf das Satzzeichen, wenn sie sich auf den ganzen Satz, sie steht vor dem Satzzeichen, wenn sie sich nur auf das vorausgehende Wort bezieht.

Die Endnotenziffern erscheinen freistehend ohne Klammer vor dem Text der Endnoten. Namen von Autoren und Herausgebern in Großbuchstaben.

1 CHARLOTTE JOLLES: *Theodor Fontane*. 4., überarb. u. erw. Aufl. – Stuttgart, Weimar 1993, S. 16.

10 vgl. THEODOR FONTANE: *Kriegsgefangen. Erlebtes 1870*. Hrsg. v. OTTO DRUDE. – Frankfurt am Main, Leipzig 1993, S. 37–38.

Beim ersten Zitieren eines Titels gilt folgende Form:

AUTOR (VORNAME NACHNAME): *Titel. Untertitel*. – Ort Jahr, S. (Reihentitel)

Bei Zeitschriftenaufsätzen und anderen nicht selbständig erschienenen Schriften:

AUTOR (VORNAME NACHNAME): *Titel. Untertitel*. – In: *Zeitschriftentitel* Jg. und/oder Bd. (Erscheinungsjahr) H. oder Nr., S. (evtl. Reihentitel)

Bei wiederholten Zitaten in direkter Folge: Ebd., S. X; sonst Name und Hinweis auf die laufende Anmerkungsnummer des erstmaligen Zitats. Verweise: vgl. (nicht s.)

8 SCHOBESS, wie Anm. 3. Vgl. SCHREINERT, wie Anm. 7.

Bei Zitaten oder Nachweisen aus Fontanes Werken gelten folgende Siglen:

AFA (Aufbau Fontane-Ausgabe) Hrsg. von PETER GOLDAMMER, GOTTHARD ERLER u. a. – Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag 1969–1993 (Band. evtl. Aufl. Jahr, S.)
z. B.: THEODOR FONTANE: *Wie sich meine Frau einen Beamten denkt*. – In: AFA *Autobiographische Schriften* III/1. 1982, S. 438.

GBA (Große Brandenburger Ausgabe) Hrsg. von GOTTHARD ERLER. – Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag 1994ff. (Band. evtl. Aufl. Jahr, S.)
z. B.: THEODOR FONTANE: *Die Juden in unserer Gesellschaft*. – In: GBA *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Bd. 7. *Das Ländchen Friesack und die Bredows*. 1994, S. 299.

HBV (Hanser Briefeverzeichnis) *Die Briefe Theodor Fontanes. Verzeichnis u. Register*. Hrsg. von CHARLOTTE JOLLES u. WALTER MÖLLER-SEIDEL. – München: Carl Hanser Verlag 1987.

HFA (Hanser Fontane-Ausgabe) *Werke, Schriften und Briefe* [zuerst unter dem Titel *Sämtliche Werke*]. Hrsg. von WALTER KEITEL u. HELMUTH NÜRNBERGER. München: Carl Hanser Verlag 1962 ff. (Abteilung/Band. evtl. Aufl. Jahr, S.)
z. B.: THEODOR FONTANE: *Geschwisterliebe*. – In: HFA I/7. 2. Aufl. 1984, S. 123–153.

NFA (Nymphenburger Fontane-Ausgabe) *Sämtliche Werke*. Hrsg. von EDGAR GROSS, KURT SCHREINERT u. a. – München: Nymphenburger Verlagsbuchhandlung 1959–1975. (Band. Jahr, S.)

z. B.: THEODOR FONTANE: *Geschwisterliebe*. – In: NFA XXIV. 1975, S. 9–39.

Prop (Propyläen Briefausgabe) *Briefe*. I–IV. Hrsg. von KURT SCHREINERT. Zu Ende geführt u. mit einem Nachwort versehen von CHARLOTTE JOLLES. – Berlin: Propyläen Verlag 1968–1971.

- UFA (Ullstein Fontane-Ausgabe) *Werke und Schriften* [zuerst unter dem Titel: *Sämtliche Romane, Erzählungen, Gedichte, Nachgelassenes*]. Hrsg. von WALTER KEITEL u. HELMUTH NÜRNBERGER. – Frankfurt/M., Berlin, Wien: Ullstein Verlag 1974ff. (teilweise unter dem Reihentitel: Fontane Bibliothek) (Band, evtl. Aufl., Jahr, S.)
z. B.: THEODOR FONTANE: *Goethe, Egmont*. – In: UFA *Theaterkritiken*. Vierter Bd. 1884–1894. 1979, S. 51–52.

7. weitere Abkürzungen

| | | | |
|--------|--------------------------------|--------|---------------|
| Abb. | Abbildung | H. | Heft |
| Aufl. | Auflage | Hrsg. | Herausgeber |
| Bd. | Band | hrsg. | herausgegeben |
| bearb. | bearbeitet | Jb. | Jahrbuch |
| Diss. | Dissertation | Jg. | Jahrgang |
| Einl. | Einleitung | Nachw. | Nachwort |
| FA | Theodor-Fontane-Archiv Potsdam | Nr. | Nummer |
| FBI | Fontane Blätter | S. | Seite |
| Fs. | Festschrift | Vorw. | Vorwort |

8. Briefeditionen

Briefnumerierung in römischen Ziffern, mittig, ohne Klammern, ohne Leerzeile nach unten;

Adressat, Anrede u. Textbeginn linksbündig, nicht eingerückt;

Ort, Datum und Unterschrift rechtsbündig;

das als Trennungszeichen verwendete = wird ebenso stillschweigend aufgelöst wie der Konsonantenverdopplungsstrich;

wenn Erläuterungen des Herausgebers dem Text direkt folgen, sind diese durch einen schmalen Strich vom Briefftext abzusetzen.

9. Abbildungen

Abbildungsvorlagen: Schwarzweißzeichnungen oder Hochglanzfotos, rückseitig analog zu den Abbildungsnummern im Manuskript numeriert. Plazierungsvorschläge im Text.

Bildlegenden mit genauem Quellennachweis auf gesondertem Blatt beifügen. Die Reproduktionserlaubnis ist vom Autor selbst einzuholen.

DIE REDAKTION

Impressum

Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs Potsdam und der Theodor Fontane Gesellschaft e. V. herausgegeben von Hanna Delf von Wolzogen und Helmuth Nürnberger

Redaktion: Bettina Plett, Köln; Peter Schaefer, Potsdam

Redaktionsbeirat: Hugo Aust, Köln; Roland Berbig, Berlin; Gotthard Erler, Berlin; Charlotte Jolles, London; Michael Masanetz, Leipzig; Werner Rieck, Potsdam; Eda Sagarra, Dublin; Peter Wruck, Berlin

Anschriften:

Theodor-Fontane-Archiv
Am Bassin 4, 14467 Potsdam
Postfach 601545, 14415 Potsdam,
Telefon: 03 31/29 29 83,
Fax: 03 31/2 70 96 81

Theodor Fontane Gesellschaft e. V.
Am Alten Gymnasium 1
16816 Neuruppin
Telefon/Fax: 033 91/65 27 72

e-mail: wolzo@rz.uni-potsdam.de.

http://www.cseditors.com/archive/fontane_archiv/fonthome.htm

Koordination: Bernd Thiemann

Alle, die über Fontane arbeiten, bitten wir, auch künftig ein Exemplar ihrer Veröffentlichung, einschließlich Diplomarbeiten und Dissertationen, im Interesse der Forschung an das Theodor-Fontane-Archiv einzusenden. Wir sind für alle Hinweise dankbar. Für die uns im letzten Halbjahr von Fontane-Freunden, Institutionen und Verlagen zugesandten Materialien danken wir im Namen aller Benutzer des Archivs.

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Herausgeber.

Umschlagentwurf, Typographie:

Minkewitz & Schneider, Berlin

Satz, Druck und Verlag:

Edmund Stein Druckerei GmbH, Potsdam

THEODOR FONTANE

Unechte Korrespondenzen

2 Bände

Herausgegeben von Heide Streiter-Buscher

Zus. XII, 1273 Seiten. Mit 161 Abbildungen. 1996.

Ganzleinen DM 168,-/öS 1.226,-/sFr 150,- (Sonderpreis* für die Mitglieder der Theodor Fontane Gesellschaft DM 98,-/öS 715,-/sFr 89,-)

• ISBN 3-11-014076-4

(Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft, Band 1)

Die „Unechten Korrespondenzen“ im Spiegel der Presse:

„Ein intellektuelles Lesevergnügen erster Güte.“

(Rheinischer Merkur)

„... ein unentbehrliches Standardwerk...“

(Germanistik)

„Daß der Zeitungsmann Fontane die Politik nicht so ernst nahm wie die Kreuzzeitung, merkt der Leser schon, wenn er nur blättert, an einem leichten und leisen Witz, der über den Zeilen schwebt. Ihm zuliebe lohnt sich die Lektüre.“

(Die politische Meinung)

„Das biographische, das historische, das politische Gewicht, damit aber auch die wissenschaftliche Ergiebigkeit des hier vorgelegten Textkonvoluts ist außerordentlich...“

(Frankfurter Rundschau)

„Die Lektüre irritiert. Hier Nähe, Wärme, auch liberales Denken, dort bisweilen unerträgliche Überheblichkeit, ein Zynismus konservativster Prägung. Wo einst hin und wieder etwas in rechtes Licht gerückt werden sollte, erscheint jetzt Fontane selbst ganz anders, ganz neu, ganz unverständlich. Seine „bereinigte“ Autobiographie ist daran nicht unschuldig. Knapp einhundert Jahre nach seinem Tod sind doch Ergänzungen gefordert.“

(Das Sonntagsblatt)

„Fontane-Freunde ... können endlich von ihrem Lieblingsschriftsteller etwas erwerben, was sie garantiert noch nicht kennen. ... Manche dieser „unechten“ Berichte sind ihm zu erzählerischen Kunststücken geraten. ... ein literarischer und kulturhistorischer Gewinn.“

(Der Tagesspiegel)

„Die Edition seiner Korrespondentenberichte der sechziger Jahre gestattet es - und das ist ihr grosses Verdienst - den Weg eines Menschen nachzugehen, ihn auch in seinen Irrungen und Wirrungen aufzuspüren. Die Klugen und Weisen, die von jeher klug und weise waren, das sind die Langweiler des Lebens. Fontane zählt nicht zu ihnen, zum Glück, denn 'etwas, von einem Engländer steckt in jedem von uns'.“

(Neue Zürcher Zeitung)

* Gilt nur bei Bestellung direkt beim Verlag.

Preisänderung vorbehalten

WALTER DE GRUYTER & CO
Genthiner Straße 13 · D-10785 Berlin
Tel. +49 (0)30 2 60 05-0
Fax +49 (0)30 2 60 05-251
Internet: www.deGruyter.de



de Gruyter
Berlin · New York

THEODOR FONTANE UND FRIEDRICH EGGERS
Der Briefwechsel

Mit Fontanes Briefen an Karl Eggers und der
Korrespondenz von Friedrich Eggers an Emilie Fontane

Herausgegeben von Roland Berbig

1997. 23 x 15,5. Ca. 520 Seiten.

Leinen. Ca. DM 210,-/öS 1533,-/sFr 187,-

• ISBN 3-11-014987-7

Sonderpreis für die Mitglieder der Theodor Fontane Gesellschaft :
ca. DM 158,-/öS 1153,-/sFr 141,-

(gilt nur bei Bestellung direkt beim Verlag)

(Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft)

In diesem Band wird zum ersten Mal der Briefwechsel Fontanes mit dem Kunsthistoriker und Herausgeber des "Deutschen Kunstblattes" Friedrich Eggers veröffentlicht. Er führt den Leser in das bewegte literarische Leben in Berlin Mitte des 19. Jahrhunderts und gibt eine Fülle neuer Aufschlüsse über die Welt Fontanes, über die Personen, mit denen er zu tun hatte, und rückt mit Friedrich Eggers einen Mann ins Blickfeld, der bislang kaum Beachtung gefunden hat.

Für die Kommentierung konnte der umfangreiche Nachlaß von Friedrich Eggers erstmalig intensiv genutzt werden, so daß die Edition Informationen bietet, die weit über die Beziehung der beiden Briefschreiber hinausweisen.

Preisänderung vorbehalten

WALTER DE GRUYTER & CO
Genthiner Straße 13 · D-10785 Berlin
Tel. +49 (0)30 2 60 05-0
Fax +49 (0)30 2 60 05-251
Internet: www.deGruyter.de



de Gruyter
Berlin · New York

Eine Gruppe von Spezialisten unterschiedlicher Disziplinen konzipiert und realisiert auf den verschiedensten Gebieten der Kommunikation Ihr Vorhaben optimal und entsprechend Ihren Wünschen und Zielen:

PR

Public Relations/Werbung:
projekt-/produktbegleitende
Maßnahmen i. d. Medien

SL

Satz u. Layout von Büchern,
Broschüren, Katalogen, An-
zeigen, Plakaten ...

GD

Grafik Design,
Computergrafik,
Computeranimation

CD

Entwicklung, Design und
Realisierung von CD-ROM
u. CDi-Projekten (CD-Video)

MM

Konzeption u.
Gestaltung von
Multi-Media Produktionen



CHRISTIAN SCHUDER
EDITORS

Sybelstr. 54
D-10629 Berlin
030/323 58 22

www.cseditors.com/cse schuder@berlin.snafu.de

*Ich habe
nur noch die
eine Bitte,
daß Sie,
von dem
Augenblick
an, wo der
Druckort
feststeht,
mir die ganze
Geschichte
vertrauensvoll
überlassen ...*

Theodor Fontane, aus einem
Brief an Wilhelm Hertz. 11.5.1872

ISSN 0015-6175